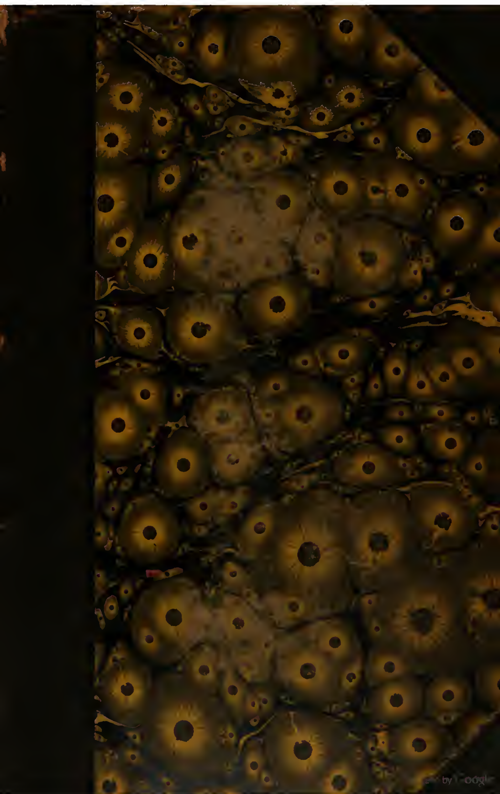

by Google


HARVARD
VE
RI
TAS

Der Grabenhäger

Erster Band

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W

Es erschien von

Wilhelm von Polenz

Romane

Der Pfarrer von Breitendorf

Der Büttnerbauer | Thekla Lüdekind

Der Grabenhäger | Liebe ist ewig

Wurzellocker

Novellen

Die Versuchung

Karline | Reinheit

Wald | Luginsland

Theater

Junker und Fröhner, Dorftragödie.

Der Grabenhäger

Roman in zwei Bänden

von

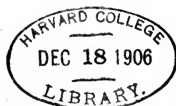
Wilhelm von Polenz

Erster Band

Dritte Auflage



Berlin W
F. Fontane & Co.
1903


HARVARD COLLEGE
DEC 18 1906
LIBRARY.

I.

Für Grabenhagen war heute ein wichtiger Tag; der Einzug der Herrschaft wurde erwartet. Herr von Kriebow war seit einem Vierteljahr verheiratet. Die Flitterwochen hatte das junge Paar in der Schweiz und in Oberitalien zugebracht. Schon seit Wochen erwartete Grabenhagen seinen Herrn, aber immer wieder war ein Brief gekommen, der die Ankunft hinausschob. Nun endlich, wo der größte Teil der Ernte schon eingebracht war, wollte er kommen, um die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen.

Der Inspektor hatte den Kopf voll; es galt ja nicht nur Herrn von Kriebow würdig zu empfangen, der seit dem Tode seines Vaters, also nun schon seit fünf Jahren, Besitzer von Grabenhagen war, es galt heute vor allem auch, die junge Frau zu feiern, die ihren Fuß überhaupt noch nicht auf Grabenhäger Boden gesetzt hatte.

Das Wetter war so günstig wie nur möglich: ein klarer, warmer Augustnachmittag. Inspektor Heilmann hatte schon seit Tagen Vorbereitungen treffen lassen:

zwei Ehrenpforten waren errichtet, eine am Eingang des Gutshofes, eine zweite dort, wo der Fahrweg eine scharfe Ecke macht, kurz ehe er auf den breiten Platz vor dem Herrenhause ausmündet. Der Kies war sauber geharkt, die Rasenplätze frisch gemäht, die Prellsteine mit Kalkfarbe gestrichen. Grabenhagen wollte sich an einem solchen Tage im besten Lichte zeigen.

Am Hause entlang waren die Dienstleute aufgestellt, eine stattliche Zahl: die Pferdeknechte und Ochsenknechte, die Kuh- und Schweinefütterer, die Mägde und Außenmädchen, der Statthalter, der Schäfermeister, der Schirrmeister und der Gärtner. Dann die Kathenleute und die Hofegänger. Frauen mit Kindern auf dem Arme. Die Schuljugend, die vom Lehrer zu Ehren des Tages einen freien Nachmittag erhalten hatte. Sogar die fremden Schnitter, die der Inspektor garnicht bestellt hatte, waren aus ihrer Akkordarbeit weggelaufen, um das große Ereignis mitzuerleben; die Neugier war doch zu groß gewesen!

Inspektor Heilmann hatte bisher völlig selbständig gewirtschaftet. Der Herr war nur selten und dann meist in Gesellschaft von Regimentskameraden von Berlin aus nach Grabenhagen gekommen. Bei solchen Gelegenheiten hatte Herr von Kriebow sich auch mehr dem Sport gewidmet als der Landwirtschaft. Der Beamte hatte nicht zu klagen gehabt. Einen liebenswürdigeren Herrn als den jungen Erich von Kriebow konnte man sich nicht wünschen: in den Gang der Wirtschaft hatte

er niemals eingegriffen; ganz offen gestand er ein, daß ihn das langweile und daß er davon zu wenig verstehe.

Nach Ansicht des alten Beamten hatte Herr von Kriebow den Abschied viel zu zeitig genommen. Wäre es nach Heilmanns Wunsch gegangen, dann hätte sein Herr bis zum Eskadronschef, ja noch besser bis zum Regimentskommandeur weiterdienen können.

Es war doch alles so schön glatt abgegangen bisher! Die Hauptsache war immer gewesen, daß die Einkünfte des Gutes möglichst prompt eingingen. Das Geld wurde an ein Berliner Bankhaus eingezahlt auf das Konto des Lieutnants von Kriebow. Gelegentlich hatte der Herr auch außer der Zeit größere oder kleinere Summen verlangt, und auch das war beschafft worden. Halbjährlich schickte der Beamte die Bücher und Rechnungen ein an Herrn von Kriebow zur Prüfung. Ob der Herr sie überhaupt ansehe, wußte der Beamte nicht; jedenfalls hatte Kriebow nie Gelegenheit genommen, eine Ausstellung zu machen.

Warum also, wo alles so am Schnürchen ging, auf einmal diese Umwälzung!

Auch andere gab es noch auf dem Grabenhäger Hofe, die nicht zufrieden waren, daß Erich von Kriebow jetzt mit seiner jungen Frau nach Grabenhagen kommen und hier haushalten wollte.

Da war das Ehepaar Kruke. Sie hatten gute Tage gesehen, während der Herr in Berlin war. Ihr Amt bestand darin, das Haus in Ordnung zu halten,

während seiner Abwesenheit. Sie hatten es sich bei schönem Gehalt und guter Verpflegung wohl sein lassen. Ob das so weiter gehen würde wie bisher, wer konnte das wissen! Von dem Charakter der jungen Frau wußte man nichts. Sie stammte nicht aus der Gegend; von weither hatte er sich die Braut geholt. Wes Geistes Kind mochte sie sein? —

Einmal hatte sich das Gerücht verbreitet, sie sei so arm, daß sie sich nicht einmal das Hochzeitskleid habe anschaffen können, aber dann erschienen einige Möbelwagen in Grabenhagen, die die Ausstattung der jungen Frau enthielten; die mächtigen Fahrzeuge machten gewaltiges Aufsehen und brachten dieses Gerücht zum Schweigen.

Man war wirklich sehr gespannt auf Erich von Kriebows Gattin, nicht blos in Grabenhagen selbst, nein, in der ganzen Gegend; es lag dieser Wißbegierde vielleicht etwas Verdruß zu Grunde: es gab doch in der näheren Umgebung wirklich genug mannbare Töchter, daß ein junger, wohlsituierter Mann es nicht nötig hatte, eine Dame von auswärts zu freien, die niemand hier kannte. Und nun that das junge Paar den neugierigen Gemütern auch noch den Kummer an, eine Hochzeitsreise von drei Monaten zu unternehmen! —

Eines Tages kam eine alte Dame in Grabenhagen an: Frau von Lenkstädt, die Mutter der jungen Frau von Kriebow. Sie wollte das Haus für das junge Paar einrichten, erklärte sie. Frau Kruke machte anfangs

den Versuch, sich dem zu widersetzen; aber sie mußte die schmerzliche Erfahrung machen, daß sie hier an einen überlegenen Willen geraten sei. Das waren keine guten Aussichten; wenn die künftige Herrin der Mutter nur einigermaßen ähnelte, dann würde es wohl mit der bisherigen Behaglichkeit im Grabenhäger Hause vorbei sein.

Frau von Lenkstädt hatte sich einen Tischler und einen Tapezier mitgebracht; und das war gut, denn auf Grabenhagen gab es außer dem Schmied und dem Schirrmeister keine Handwerker. Mit Hilfe ihrer Leute hatte die alte Dame dann das in der Abwesenheit des Besitzers stark vernachlässigte Wohnhaus von unten bis oben neu aufgefrischt und hergestellt. — —

Jetzt wurde das Nahen des Wagens, der das junge Paar von der Bahnstation bringen sollte, gemeldet. Inspektor Heilmann hatte nämlich einen Tagelöhner auf den Oberboden geschickt. Von dort war ein meilenweiter Rundblick über dieses flache Gelände ermöglicht. Der Mann im Auslug hatte soeben von seinem Posten herabgerufen, der Wagen sei in der Wegekrümmung an der Langendammer Grenze zu sehen.

Der Grabenhäger war also bereits auf eigenem Grund und Boden, aber es konnte noch eine geraume Weile dauern, ehe er auf seinem Hofe eintraf.

Der Schullehrer, ein alter Krieger, der drei Feldzüge mitgemacht hatte, ging immer wieder die Front ab, die Richtung korrigierend. Da war ein Knecht zu

klein für das erste Glied; er wurde hintergesteckt und ein größerer vorgeholt. Dort paßte dem wählerischen Geschmacke des Dorfschulmeisters die Physiognomie einer Magd nicht; sie wurde durch eine gefälligere ersetzt. Ein Regimentskommandeur am Paradetage konnte nicht kritischer sein, als hier Küster Klinguth verfuhr. Wie der hagere Alte so einherstorchte, im engen, abgeschabten, ehemals schwarzen Rocke, mit verwilderter Perrücke, die sich nach allen Richtungen sträubend unter der Angströhre von vorsündflutlicher Form hervorguckte, glich er einem gravitätischen Vogel mit dürren Beinen und aufgeblähtem Gefieder. Der Mann sah ein wenig verstaubt aus; dreißig Jahre in Grabenhagen Schulmeister mit tausend Mark jährlich, das war auch nicht danach, um stets im neuen Rock und blanken Cylinder einherzugehen. Seine jetzige Gewandung hatte er sich zur Hochzeit neu angeschafft, und das war nun auch schon so manch' liebes Jahr her. Aber wenn der Rock auch verschossen war, es hingen einige blanke Denkmünzen daran: Ehrenzeichen, die Klinguth sich im Felde verdient hatte.

Jetzt kam auch auf einem Seitenwege durch den Park der Herr Pastor herbei mit seiner Ehehälfte. Ein kleiner, schmächtiger Mann, der Pfarrherr, von bleicher Gesichtsfarbe, unscheinbar wie sein Kirchlein, dessen schindelgedeckter Turm mit dem stumpfen Helm von den Bäumen der herrschaftlichen Anlagen völlig in Schatten gestellt wurde. Aber dafür hatte die Frau Pastorin alles was ihrem Gatten an Liebreiz und Stattlichkeit

abging, in ihrem rosig frischen Gesicht und ihrer rundlichen, von Gesundheit strotzenden Gestalt vereinigt.

Im Herrenhaus öffnete sich im ersten Stockwerk ein Fenster; das würdige Gesicht einer älteren Dame erschien dort; Herr und Frau Pastor möchten doch herauf kommen. Der Geistliche grüßte mit dem Hute und die Frau Pastorin knickste ihren schönsten Knix, der trotz ihrer Fülle äußerst zierlich ausfiel. Frau von Lenkstädts Aufforderung lehnten sie jedoch ab; der Pastor meinte, er wolle bei den Leuten bleiben zum Empfange des Patrons.

Und nun kam der Wagen endlich, davor die bekannten Füchse, die Lieutnant von Kriebow schon in Berlin gefahren hatte. Franz, sein ehemaliger Bursche und nunmehriger Leibkutscher, auf dem Bocke.

Aller Blicke waren gespannt; vor allem, wie die junge Frau aussehe, wollte ein jeder wissen, natürlich. Wie die Füchse im schlanken Trabe an der Reihe der Harrenden vorbeisausten, erblickte man im Rücksitze des Wagens etwas Lichtes, Duftiges, unter einem Strohhut mit flatterndem Schleier ein schmales, feines Gesicht.

Der Wagen hielt noch kaum vor der Hausthür, als Kriebow auch schon herausgesprungen war, um seiner Gattin beim Aussteigen zu helfen. Dann sah man neben der kräftigen Gestalt des Grabenhägers die schlanke und schmiegsame seiner jungen Frau.

Das also war die neue Herrin! — Krischan Wurten, der alte Schmied, der am Flügel stand, und der so der

jungen Frau aus nächster Nähe in's Gesicht blicken konnte, sagte zu sich: „De Fru de is wat! dor is hei nich mit bedragen.“ Und Krischan Wurten war ein Kenner. Er hatte als so eine Art von Viehdoktor geheime Kunde vom Zusammenhange des Leibes und der Seele. Er gab viel auf den ersten Eindruck, den eine Physiognomie machte, sei es, daß es sich um Tier oder Mensch handelte. Wenn Krischan von einem Fohlen sagte: „Dat is 'n Fahlen, dor kann en gaud Pird ut warden“ — dann konnte man sich darauf verlassen, dann war es so.

Kriebow war überrascht durch den Empfang; das hatte er nicht erwartet. Er hieß Franz bei Seite fahren, dann sagte er seiner Frau halblaut etwas in's Ohr und schritt mit ihr auf den Inspektor zu, der mit entblößtem Haupte vor der Front stand.

„Gutentag, Heilmann! Was macht Ihr denn für großartige Geschichten! Das ist ja, als ob ein Fürst Einzug hielte!“

Heilmann murmelte: die Leute hätten sich's nun mal nicht nehmen lassen. —

„Der Herr Pastor, und die Frau Pastorin sogar!“ rief Kriebow.

Die rosige Frau Pastorin wußte einen ihrer appetitlichen Knicxe anzubringen.

„Kläre! Hier ist unser Herr Lehrer Klinguth. Kann mich auf seinen Rohrstock noch ganz gut besinnen. Was alter Krieger! Wissen Sie noch?“

Der Angeredete stand stramm in militärischer Haltung, er verzog das verwitterte, graubärtige Angesicht zu einem erfreuten Grinsen, sichtlich geehrt, daß Herr von Kriebow seine erzieherische Einwirkung auf ihn nachträglich so freundlich beurteilte.

„Und hier ist unser Statthalter! Na, Kraug, wo geiht dat? Und oller Panse, wat maakt dat Swintüg? — Das ist nämlich der Schweinefütterer, ein wichtiger Posten!“ — fügte er erläuternd hinzu.

So ging es weiter mit Händedrücken und Anreden. Alle Leute, auf deren Namen und Beschäftigung er sich nur irgend besinnen konnte, stellte Kriebow der jungen Frau vor.

Als sie die Reihe durch waren, und dem Hause zuschritten, kommandierte der Schulmeister ein Hoch auf die Herrschaft, in das alle laut und kräftig einfielen.

In der Thür kehrte die junge Frau noch einmal um, als sei ihr etwas eingefallen. Sie trat zu der Pastorin: ob sie nicht mit dem Herrn Pastor hereinkommen wolle? Die Frau Pastorin errötete und versicherte unter zahlreichen Knicksen: man wolle die Herrschaften heute nicht stören, ein andermal aber werde man sich erlauben. —

Nachdem der Empfang glücklich überstanden war, eilte Klara in's Haus, an ihrem Manne vorbei, die Treppe hinauf. „Warte nur, Klärchen! Warte doch auf mich!“ rief ihr Kriebow nach. „Du kennst ja den Weg noch garnicht!“ Aber da gab es kein Halten;

„Mamachen!" — Sie hatte bei der Anfahrt die Mutter oben am Fenster erkannt, die Mutter, die sie seit dem Abend des Hochzeitstages nicht mehr gesehen hatte.

Frau von Lenkstädt war ihr zur Treppe entgegengegangen. Von oben aus hatte sie die Tochter längst mit Auge und Hand begrüßt.

„Mamachen! ach, Mamachen!" . . . . . . Das übrige erstickte die Umarmung.

„Komm, Kind! Wir wollen in's Zimmer gehen. Hier ist's so dunkel, ich kann garnicht mal erkennen, wie du eigentlich aussiehst."

Die alte Dame öffnete die nächste Thür. „Nu will ich nur mal" . . . . . .

Aber Klara ließ die Mutter nicht dazu kommen, sie in Ruhe zu betrachten. Sie hatte ungezählte Fragen: nach dem Vater, nach den Brüdern, wie alles gehe und stehe in Burgwerda.

Die Mutter gab lächelnd Antwort: „Wir sind in Grabenhagen. Sieh dich doch nur mal erst hier um, Klärchen!"

Die junge Frau warf einen Blick auf das Zimmer: alles glänzte vor Neuheit. „Ach Gott, meine Ausstattung! Wie sich das hier ganz anders ausnimmt!" — Damit schien Klaras Interesse hieran erschöpft. Wieder ging es an's Fragen: wie die Eltern ihre Zeit zugebracht hätten seit der Hochzeit. Wie es mit der Gesundheit des Vaters stehe, ob ihn in diesem Herbst der Rheumatismus heimgesucht habe. Und dann

die Freunde in Burgwerda selbst und in der Nachbarschaft. Wie ging es Elise und was machten die Radenhausens? —

Frau von Lenkstädt berichtete in Kürze, was sie wußte. Daß Klärchen nach allen diesen Dingen jetzt fragte! — Sie hätte lieber über ganz Anderes mit der jungen Frau gesprochen. Jetzt wo sie verheiratet war, konnte man doch endlich ein offenes Wort mit ihr reden. Klärchen hatte ihr doch gewiß etwas zu berichten, mußte doch Neuigkeiten für sie haben. —

An dem forschenden Blicke, der auf ihr ruhte, erkannte Klara mit einemmale, was die Mutter eigentlich von ihr wissen wolle. Sie verstummte mit verlegener Miene, war auf einmal wie verschlossen.

Frau von Lenkstädt erkannte darin ihre Klara wieder. Also, das hatte sich nicht geändert!

Daß die Ehe damit nicht aufgeräumt hatte! Närrisches Kind! Deshalb sich so anzustellen! — Es war so natürlich für Frau von Lenkstädt, eine Mutter von sechs Kindern, daran in erster Linie, als an das Wissenswerteste von allem, zu denken.

Jetzt kam Erich. Seine Begrüßung mit der alten Dame war herzlich. Er hatte schnell einen Rundgang durch das Haus gemacht, und war entzückt.

„Das müßtest du nur alles mal vorher gesehen haben, wie das aussah. Ich hab's garnicht gewagt, dich hierher zu bringen; du würdest dich wahrscheinlich geweigert haben, einen Menschen mit solch einer Be-

hausung zu nehmen. Die Tapeten verschossen und in Fetzen, die Scheiben blind, keine Thür richtig schließend, kalt und modrig die ganze Geschichte — so war's bei mir. Und jetzt alles so chik und komfortabel. Man traut seinen Augen kaum! — Mama, gestatte, daß ich dir die Hand küsse."

Frau von Lenkstädt wußte das zu verhindern, küßte ihren Schwiegersohn aber anstatt dessen herzhaft auf die Wange.

„Kinder, ich hoffe, ich habe das Richtige getroffen! — Aber, nun will ich was von Euch wissen, nun erzählt mir mal! — Und überhaupt, wenn man so vier Wochen ganz allein gehaust hat, da wird man neugierig!"

Erich ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war voll von neuen Eindrücken und Erlebnissen. Er begann zu berichten: von den Städten die sie gesehen, den Menschen, den kleinen Reiseabenteuern. Einzelne Hotels hob er lobend hervor, in anderen war das Essen schlecht, oder die Betten miserabel, oder die Bedienung ließ zu wünschen übrig. Das Wetter war gut gewesen bis auf einige Tage, wo es geregnet; da hatten sie meist Briefe geschrieben. Schließlich, als Kriebow garnichts mehr wußte, begann er von Kirchen zu erzählen, in denen sie gewesen und von Kunstwerken, die sie betrachtet hatten.

Frau von Lenkstädt hörte ihm lächelnd zu, wie er voll Lebhaftigkeit erzählte und von Zeit zu Zeit Klärchen zum Zeugen anrief, daß es so richtig sei. Seine liebens-

würdige Art nahm auch jetzt wieder die Schwiegermutter völlig gefangen.

Aber, was sie so gern gewußt hätte, erfuhr sie auch von ihm nicht.

* * *

Als die junge Frau am nächsten Morgen erwachte, sah sie sich erstaunt um; es bedurfte einiger Überlegung, bis sie sich klar geworden, wo sie sich eigentlich befinde: in der neuen Heimat! —

Ein freudiger Schreck durchfuhr sie.

Sie sah sich im Zimmer um. Durch die Fenstervorhänge fiel ein rötlicher Schimmer: die Frühsonne! auf den weißen Linnen des Bettüberzuges lagen zitternde Streifen und Vierecke, der Widerschein des Lichtes von draußen.

Die seidenen Vorhänge des Himmelbettes, die Malerei an der Decke, das großblumige Muster der Tapete, alles neu und interessant. Dann fiel ihr Blick auf bekanntere Gegenstände; sie erkannte ihre Ausstattung wieder. Welch ein sonderbares Gefühl, diese Sachen jetzt alle hier zu sehen. Dort auf den Toilettentisch der silberumrahmte Spiegel, das Erbstück von einer Pathe, der sie Zeit ihres Lebens begleitet hatte. Auf dem Kaminsims die kleine Figur einen zierlichen Hirsch darstellend aus mattem Glas auf einem Untersatz von schwarzem Ebenholz. Hieran knüpfte sich in ihrer

Erinnerung eine ganze Geschichte: den Hirsch hatte ihr der Vater geschenkt, als sie siebenjährig zum ersten Male in ihrem Leben in die Stadt gekommen war. Der Vater hatte sie auf dem Rückwege gefragt, was in der Stadt ihr am besten gefallen habe, ihre Antwort war gewesen: jenes gläserne Hirschlein, das sie in einem Schaufenster gesehen. Nie hätte das Kind es für möglich gehalten, daß man einen solchen Schatz erwerben könne, denn die Leute, die etwas so Entzückendes besaßen, würden es doch sicherlich niemals hergeben. Darauf fand sie am nächsten morgen, beim Erwachen, das Figürchen vor sich auf dem Bette. Unvergeßlich war ihr durch all die Jahre hindurch die Freude geblieben, die sie damals empfunden. Ihr Herz jubelte auch heute wieder, als sie diesen Freund aus ihrer Kinderzeit wiedererkannte. Ihr guter Vater! — Diese Überraschung war so charakteristisch für seine freundliche Art. Daß sie sich von dem Vater hatte trennen müssen, das war doch das Schwerste gewesen von allem.

Ein Vierteljahr lag zwischen heute und dem Hochzeitstage. Wie wenig war das, wenn man nach dem Kalender rechnete: ein Sommer, weiter nichts! Und wieviel bedeutete der Abschnitt für ihr Leben! — zwischen damals und jetzt lag eine Kluft, in der Vieles versunken, was ihr kostbar gewesen war und teuer. Viel viel mehr hatte sie aufgegeben, als blos ihren Namen. Eines war unwiederbringlich für sie verloren: ihr Mädchentum.

Nie war sie sich dessen so bewußt geworden, wie an diesem Morgen, wo die alt vertrauten Zeugen ihrer Kindheit sie so fremd ansahen im neuen Heim.

Es war Klara einen Augenblick, als solle sie trauern; aber sie überwand diese Regung. Wenn es auch schmerzlich gewesen, aufzugeben, was man bis dahin als sein eigenstes und kostbarstes Heiligtum bewahrt hatte, so war es doch geschehen um der Liebe willen. Sie hatte gewußt, was sie that. Jedes Glück will mit Schmerz bezahlt sein. Und sie hatte ein Glück gewonnen.

Ihr war zu Sinne an diesem Morgen wie einem Menschen, der eine Weile rüstig vor sich hin geschritten ist, und der nun, wo er für einen Augenblick Halt macht und sich umschaut, erst sieht, wieviel Luft sich zwischen ihn und seinen Ausgang geschoben. Ganz da unten in der Ruhe weiter Fernen lag die Heimat, die Kindheit, die Jungfrauschaft; als könne sie es mit der Hand greifen, und doch so unendlich weit entrückt. Sie sagte sich, ohne zu frösteln, daß sie alles das gehabt habe, und daß sie nie wieder, als dieselbe, denselben Weg betreten könne.

Es war nur ein kurzes Verweilen, ein Fazit, wie wir es manchmal in einer nachdenklichen Minute vom ganzen Leben ziehen; dann erhob sie sich auch schon wieder von der Rast, gesonnen, mutig weiter zu schreiten.

Jetzt vernahm man allerhand Töne und Stimmen von draußen, die den anbrechenden Arbeitstag ver-

kündeten: das Rasseln der Hofeklapper, welche die Arbeiter zusammenrief, menschliche Stimmen, dazwischen das Blöken des Viehs, Hufklappern und Wagengeratter.

Wie mochte es da draußen aussehen? Klara richtete sich in den Kissen auf, durch einen Blick überzeugte sie sich, daß Erich noch fest schlafe. Sie erhob sich, wohl darauf bedacht, ihn nicht zu wecken. Am Abend zuvor hatten sie die Fenster offen gelassen hinter den Rollvorhängen. Sie zog den einen in die Höhe und blickte hinaus.

Also das war Grabenhagen!

Vor ihr lag das Dorf: einige dreißig meist strohgedeckter Kathen. Hinter den bescheidenen Häuschen mit ihren Holzställchen und eingezäuntem Gemüseland begann sogleich das Feld. Nichts Großes war in dieser Landschaft ohne Hintergrund, der Horizont flach, keine Abwechselung von Berg und Thal.

Wie verschieden dieser Anblick von dem, was sie von der Heimat her gewohnt war. Wenn sie in Burgwerda zum Fenster hinausblickte, sah sie tief unten am Fuße des Burgfelsens das Städtchen liegen — das mit dem väterlichen Schlosse gleichen Namen hatte — Häuser und Gassenplätze eng zusammengedrängt in das schmale Thal eines Flüßchens. Und wenn ihr Blick weiter hinausschweifte, dann versank er in dem dunklen Grün herrlicher Waldungen, welche die Abhänge der heimischen Bergketten bedeckten.

Und dagegen hier die Kahlheit der Ackerebene!

Und doch war auch in diesem Bilde Schönheit, wenn sie sich auch nicht aufdrängte. Wogende Ährenfelder, und saftig grüne Wiesen, daneben schon die Leichenfarbe der Ackerscholle. Hie und da ein einzelner Baum wie ein Riesenpilz mit seiner breiten Krone. Dort ein kecker Pinselstrich: ein safrangelbes Lupinenfeld. Und weiter draußen der duftige Übergang der einzelnen Töne in den Dunst der Ferne. Darüber der wolkenlose Augusthimmel.

Im Dorfe war Leben. Da marschierte eine Abteilung Schnitter, die Sensen wohlverwahrt im Schuh, über der Schulter, auf der staubigen Straße hinaus. Dann kamen Erntewagen, mit Vieren bespannt; spielend zogen die starken Pferde die leeren Wagen, querfeldein über den Stoppel, daß Burschen und Mädchen, die darin saßen, sich an den Stricken festhalten mußten. Hell leuchteten die weißen Hemdsärmel und die bunten Tücher im grellen Sonnenschein. Langsam zogen Schafe auf die Brache hinaus, an jedem Hälmchen unterwegs zupfend in unruhigem Gewimmel, eine weißliche Wolke Staubes auftreibend; gemächlich schritt der alte Schäfer hinterdrein, dem Hunde die Leitung der Heerde überlassend.

Aus den Essen der Katen wirbelte der Rauch auf; die Hausfrauen waren also thätig. Wer mochte in diesen Hütten wohnen?

Das waren ihre Katen! Erich hatte es ihr ja mit Stolz wiederholt gesagt: kein Fuß breit Land war

in Grabenhagen, der nicht ihm gehörte; das Dorf, mit allem was darinnen, eingerechnet. Er hatte ihr begeisterte Schilderungen gegeben von dem Charakter seiner Leute: wie treu sie seien, wie ehrlich und wie anhänglich an die Herrschaft. Ganz anders müsse sie sich das Leben hier vorstellen, als in ihrer Heimat, wo von wirklich „patriarchalischen Zuständen“ keine Rede mehr sei.

Und hier war sie nun die Herrin! Dies sollte in Zukunft ihr Bereich sein, ihr Wirkungskreis. Denn das hatte ihr Erich auch schon erklärt: so wie es die Damen in anderen Gegenden vielfach machten, auf dem Lande leben wie die Städterinnen, um nichts sich kümmernd, alles den Dienstboten überlassend, das war hier unmöglich. Er hatte ihr den weitläufigen Apparat der Gutswirtschaft auseinanderzusetzen versucht: das Hauswesen, die Außenwirtschaft und wie das Alles ineinandergriff. Er hatte sie auch darauf vorbereitet, wie schwer sie sich in das Getriebe finden werde. Aber sie hatte sich nicht bange machen lassen. Wenn man mit Liebe heran ging an Menschen und Dinge, dann mußten sie sich fügen! Und sie liebte dieses Grabenhagen ja schon: das Dorf da unten, die Katen, die Menschen darinnen, ohne sie zu kennen. Denn diese da waren ihr anvertraut, mit allen ihren Sorgen und Nöten; sie sollten ihr ja auch einen Ersatz bieten für die Armen, die sie daheim in Burgwerda hatte verlassen müssen.

Jetzt öffnete sich hie und da eine Thür. Kinder traten hinaus und eilten am Herrenhause vorbei alle

in einer Richtung von dannen. Dort hinten müsse wohl also die Schule liegen, folgerte Klara. Das war ein Zwitschern wie von einem Flug Staare. Sie neckten und haschten sich, den Schulweg zum Spielen benutzend, eines guckte noch schnell in's Buch, wohl im Bewußsein, daß die Lektion nicht ganz fest sitze.

Jetzt trat aus der Thür der nächstgelegenen Kate eine Frau, an der Hand einen Knaben führend. Es war ein winziges Kerlchen, schleppte sich aber schon mit Büchern, Tafel und Heften.

Klara konnte die Züge von Mutter und Kind genau erkennen. Die Frau war sauber gekleidet und hatte ein angenehmes Gesicht. Sie ging ein Stückchen Wegs mit dem Kinde, dann beugte sie sich nieder und sagte ihm etwas. Die Worte waren für Klara unverständlich, aber aus jeder Bewegung war Zärtlichkeit zu lesen. Der Junge, der die ganze Zeit über schon den anderen Kindern nachgeblickt hatte, nickte nur mit dem Kopfe, und sprang, sobald ihn die Mutter freigelassen, ausgelassen wie ein Böckchen den Kameraden nach.

Die Frau blieb noch eine Weile auf ihrem Platze, die Hand über die Augen haltend zum Schutz gegen die Sonne. Wie sie so stand, war zu erkennen, daß sie erwarte.

Es war ein durchaus einfacher Vorgang, aber Klara war ihm mit atemloser Spannung gefolgt. Was sie daran so ergreifend fand, daß es ihr die Thränen zu den Augen trieb, wußte sie selbst nicht.

* * *

Währenddessen saß einen Stock tiefer im Eßzimmer Frau von Lenkstädt am Frühstückstisch. Sie hatte längst ihren Thee getrunken und wartete nun auf die Kinder.

Daß Klärchen sich so garnicht verändert hatte! Nur den Namen hatte sie gewechselt, sonst schien alles beim alten geblieben zu sein. Sie war ja eben schon als Mädchen so fertig gewesen; man hätte sich das eigentlich denken können.

Als Kind schon war sie ein kleiner Starrkopf, schwer zu verstehen in ihren Bedürfnissen und schwer zu behandeln. Nur der Vater mit seiner Milde hatte etwas bei der Kleinen durchzusetzen vermocht. Und was sich im frühem Kindesalter wie Laune ausgenommen, entwickelte sich bei der Jungfrau zu einem ungewöhnlich starken Selbstbewußtsein. Was hatte es für Kämpfe gegeben mit den Brüdern! Eigentlich waren die wilden Jungens ja alle verliebt in die einzige Schwester, unendlich stolz fühlten sie sich auf ihre Kläre; aber natürlich versuchten sie auch an ihr zu erziehen, und das war bei Klara schlecht angebracht.

Eigentümlich war es, daß Klara niemals Hilfe bei der Mutter suchte; alle ihre Kämpfe wurden von ihr allein durchgefochten. Nie, seit die Kleine den Unarten der Kinderstube entwachsen, hatte Frau von Lenkstädt Grund zu Klagen gehabt über Klara, sie war voll Respekt gegen die Mutter, aber das Vertrauen, die rückhaltlose Hingabe ihres Kindes, hatte Frau von Lenkstädt niemals besessen.

Viel inniger war das Verhältnis zwischen Tochter und Vater. Das Mitleid hatte das Gemüt des Kindes zu dem gichtischen, häufig an den Krankenstuhl gefesselten Mann gezogen. Vielleicht sprach da auch das Gerechtigkeitsgefühl mit, das frühzeitig bei dem jungen Mädchen entwickelt war: Sie sah, daß der zarte, kränkelnde Vater nicht zu voller Geltung kam der kerngesunden, lebhaften, energischen Mutter gegenüber. Unwillkürlich nahm da das Kind Partei, der Vater aber brauchte den Umgang mit dem Kinde wie das tägliche Brod. Mit dem Egoismus des Kranken nahm er das junge Leben ganz für sich in Anspruch. In einem Alter, wo andere junge Mädchen dem Vergnügen nachgehen, oder wo sie im Ballsaale von den Eltern auf die Suche nach dem Manne geführt werden, blieb Klara in dem einsamen Burgwerda, ganz dem Samariterdienste gewidmet.

Außer dem Vater gab es da noch viele Andere, die ihre Hilfe in Anspruch nahmen. Helfen, das war die natürliche Bethätigung, in der sie sich wohl fühlte. Sie suchte nicht nach dem Elend, aber wo es ihr in den Weg trat, griff sie zu. Es war mit der Zeit in Burgwerda ganz selbstverständlich geworden für die Hilfsbedürftigen, sich mit seinen Anliegen an Kläre von Lenkstädt zu wenden.

Die Lücke war groß, die hier durch Klaras Weggang gerissen wurde. Der Vater erschien mit einem Male um Jahre gealtert, sank vollends in sich zusammen. Die Brüder zeigten sich, wenn sie fortan in's väterliche

Haus kamen, lauter und ungenierter als früher. Jetzt erst kam zu Tage, was dieses Mädchen seiner Umgebung bedeutet hatte. Alles schien nüchterner und gewöhnlicher geworden; als ob ein feiner Duft durch ihr Scheiden von den Dingen genommen wäre. Daß sich Klara zum Heiraten entschlossen, war für alle Welt eine große Überraschung gewesen, nicht am wenigsten für ihre eigene Mutter.

Sie hatten sich im Wildbad kennen gelernt. Klara war mit ihrem Vater dort, dem das Baden zur Kräftigung verordnet worden war, und Erich, bei dem sich hin und wieder die Folgen einer beim Sturz auf der Rennbahn erlittenen Verletzung fühlbar machten, brauchte ebenfalls die Heilquellen.

Die Aufmerksamkeit des jungen Mannes war bei Klaras erstem Anblick rege geworden. Ihre liebliche Erscheinung, ihr einfaches und dabei vornehmes Auftreten, die das wohlerzogene Mädchen aus guter Familie verrieten, die reizende Art und Weise, wie sie den alten Herrn unterhielt und stützte, hatten ihm das Herz gefangen genommen. Es war ein Vergnügen, dem von Fern zuzusehen; aber bald regte sich bei Erich der Wunsch, die liebenswürdige Krankenpflegerin auch persönlich kennen zu lernen. Dazu bedurfte es einiger Zeit, denn Vater und Tochter lebten zurückgezogen von der übrigen Badegesellschaft. Aber schließlich glückte es doch.

Bald gab es für ihn nur noch einen Wunsch: wie

es ihm gelingen möchte, sich dieses Mädchen zu gewinnen. Er sah, daß er mit den Künsten, die er anderen jungen Damen gegenüber erfolgreich angewendet hatte, bei ihr nichts erreichen werde. Beim leichten Flirt, als Courmacher junger Frauen, in Liaisons, die nicht salonfähig waren, hatte Erich von Kriebow sich ein verächtliches Gehenlassen, eine absichtliche Arroganz des Tones in der Unterhaltung angewöhnt.

Er hatte das Unglück gehabt, die Mutter zeitig zu verlieren; die edelste und reinste Beeinflussung also des Mannes durch das Weib, war ihm versagt geblieben.

Die Bekanntschaft mit Fräulein von Lenkstädt brachte ihm eine völlig neue Erfahrung: ein Mädchen, das sein Selbstgefühl behauptete ihm gegenüber, eine weibliche Person, die gerade die Eigenschaften an ihm, welche alle anderen bewunderten, kalt ablehnte, ja, die ihm deutlich zu verstehen gab, daß er sich erst mal die Unarten des verhätschelten Löwen der Salons bei Seite lassen müsse, ehe sie sich überhaupt mit ihm abgeben könne, eine solche Frau mußte ihm schon durch das Ungewohnte imponieren. Er beugte sich unwillkürlich vor der sittlichen Überlegenheit dieses jungen Dinges. Ihr klarer Blick die unbestechliche Sicherheit ihres Urteils, verwirrten und beschämten ihn. Und dabei hatte Klara nichts gesehen, nichts mitgemacht, jede Routine fehlte ihr, sie hatte seiner Lebemannserfahrung nichts entgegenzustellen als ihren natürlichen

Takt. Da blieb garnichts anderes für ihn übrig, als sich ganz einfach zu zeigen wie er war, nicht besser und nicht schlechter. Ihr gegenüber ließ er die Maske gesellschaftlicher Blasiertheit, als nutzlos, einmal völlig fallen.

Er gab sich dieser ersten reinen Neigung, die er empfinden durfte, mit rückhaltlosem Entzücken hin; wie Männer, die lange getändelt haben und genascht, wenn sie endlich auf den Geschmack der echten Liebe kommen, sich meist völlig an sie verlieren.

Aber irgend ein Geständnis wagte er ihr nicht zu machen, aus Furcht, sie sich für immer zu verscherzen. Erst nach dem Herr von Lenkstädt mit Klara das Wildbad verlassen hatte, schrieb Kriebow einen Brief an den Vater, in dem er um die Hand der Tochter anhielt.

Er selbst war seiner Sache durchaus unsicher, kaum für möglich hielt er es, daß sie einwilligen werde. Aber die Antwort lautete glückverheißend; er wurde aufgefordert, nach Burgwerda zu kommen und sich der Familie vorzustellen.

Frau von Lenkstädt war von vorn herein für die Verbindung eingenommen. Erich von Kriebow war ganz der Mann dazu, der alten Dame mit dem jungen Herzen zu gefallen. Und dann welche Mutter sähe ihre Tochter nicht gern unter der Haube! Sie vor allem, die mit sechzig Jahren noch nicht das Glück genossen hatte, ein Enkelkind in den Armen zu wiegen.

Auch vom Standpunkte der Versorgung bedeutete Klaras Verheiratung ein Glück. In der Lenkstädtschen Familie waren fünf Söhne, da blieb wenig übrig, die Zukunf der Tochter sicher zu stellen. Klara machte für ein Mädchen, dem die Eltern nur die Ausstattung mitgeben konnten, eine gute Partie. Freilich hütete sich Frau von Lenkstädt, ihre Befriedigung darüber der Tochter merken zu lassen. Darin kannte sie Klara; das wäre das letzte gewesen, was diese zu ertragen vermocht hätte.

Das einzige was die Mutter hätte bedenklich machen können, wenn sie sich Klara als Gattin dachte, war jenes Selbstbewußtsein, das diesem Kinde nun einmal angeboren war. Würde sie sich schicken wollen? würde sie sich fügen können? Wie würde ein Mann ihre herbe Eigenart ertragen? —

Frau von Lenkstädt hatte genug vom Leben und von den Menschen gesehen, um zu wissen, daß ein guter Teil der männlichen Neigung darauf beruht, sich als Beschützer und Erzieher fühlen zu wollen der schwachen Frau gegenüber. Sollte Kriebow darin anders sein als die Anderen! Wenn er etwa auf den Einfall kam, Erziehungsversuche zu machen an Klara, dann war das Spiel verloren. Und auf der anderen Seite, sollte man von einem jungen lebhaften, vom Geschick und der Gesellschaft stark verwöhnten Manne soviel Mäßigung erwarten, daß er auf das Recht, die angetraute Frau nach seinem Willen zu ziehen, gänzlich verzichtete? — War

es nicht als sicher vorauszusehen, daß es hier zu starken Reibungen kommen mußte? —

Das, was die alte Dame allein bei solchen Befürchtungen zu trösten vermochte, war die Erkenntnis, daß Klara ihren Bräutigam wirklich liebte. Wer hätte diesem bis zur Sprödigkeit zurückhaltenden Mädchen jemals solche Zärtlichkeit und Hingebung zugetraut, wie sie Klara als Braut ganz offen an den Tag legte! Durch eine seltene Fügung, für die sie Gott nicht genug danken konnte, schien wirklich ihr Kind den rechten Mann gefunden zu haben.

Und vollends beruhigt hatten die alte Dame die Briefe, welche das junge Paar von der Hochzeitsreise geschickt. Sie pflegten gemeinsam zu schreiben. Erich, der keine Eltern mehr besaß, nannte die alten Lenkstädts jetzt „Vater“ und „Mutter“. — Diese Briefe hatten nur von Glück zu erzählen gewußt.

Nun hatte die Mutter also das Nest für die Jungen vorbereitet. Sie war darüber selbst wieder ganz jung geworden. Während die alte Dame die Möbel stellen, die Bilder aufhängen und die Teppiche legen ließ, Küche und Kammern mit Vorräten versah, und die Wäsche in die Schränke räumte, hatte die Erinnerung an den eigenen glücklichen Brautstand immer als freundliches Bild vor ihrem inneren Gesicht gestanden.

Das Grabenhäger Haus war ein altes, großes Familienhaus, an dem jede Generation etwas verändert

hatte, so daß von dem ursprünglichen Bau nicht mehr viel übrig sein mochte. Es gab da eine Menge Gewölbe, Gänge, Winkel, Treppen und Treppchen, daß man als Fremder einige Zeit brauchte, sich zurecht zu finden. Kaum ein Zimmer hatte gleiche Ebene mit dem anderen. Auf Luxus und große Bequemlichkeit hatten die biederen Landedelleute, die hier gehaust, nicht viel gehalten, aber um so mehr auf Festigkeit und auf Raum. Daß hier ehemals kampflustige Rittersleute gesessen hatten, davon gaben noch heute die kugelfesten Gewölbe im Grundstock, die vergitterten Schießscharten und manch anderer Überrest aus kriegerischer Zeit Kunde.

Frau von Lenkstädt mußte sehr bald einsehen, daß sie höchstens die Hälfte des geräumigen Hauses einrichten könne mit Klaras Ausstattung. Es waren zwar auch alte Möbel da, die zum Fideikommiß der Kriebowschen Familie gehörten, aber das war solch altes abgenutztes Gerümpel, daß man es besser in den Dachkammern aufgehoben ließ.

Die Zimmer, die jetzt noch leer stehen blieben würden sich schon noch füllen mit der Zeit! — Mit innigem Vergnügen dachte die alte Dame an diese Aussichten. Eine Wiege hatte sie auf dem Boden auch gefunden; also da war vorgesehen! Ob man die schon aufstellen durfte? Es konnte der Mutter garnicht schnell genug gehen. Aber schließlich ließ sie auch dieses Möbel wo es war; es schien am Ende doch besser mit solchen

Vorkehrungen zu warten, bis man Näheres wissen würde.

Und dann war das junge Paar endlich gekommen. Frau von Lenkstädt war enttäuscht; eine bestimmte Annahme hatte sich so bei ihr festgesetzt, daß sie sie nur ärgerlich aufgab.

Wie lange sie heute ausblieben! Aber war es ihnen denn nicht zu gönnen: die erste Nacht im neuen Heim! Die alte Dame mußte unwillkürlich lächeln; wie gern wollte sie noch länger warten, da sie wußte, daß die Kinder ihr Glück genossen.

Endlich kamen sie: beide aufgeräumt, heiter und frisch, daß sich die Mutter wie angestrahlt fühlte von solchem Sonnenschein. Nun schwand der letzte Rest ihrer Bedenklichkeit. Die Beiden gehörten zusammen; für alles weitere wollte sie den lieben Gott sorgen lassen und die jungen Leute. —

Erich entwickelte während des Frühstücks einen Plan für den Tag. Die Mutter sollte Klara im Hause herumführen, sie in alle Geheimnisse ihrer Einrichtung einweihen, er wollte unterdessen ausreiten, um sich die Außenwirtschaft zu besehen.

„Du mußt nämlich wissen, Mudding, ich muß jetzt enorm praktisch werden. Ich will jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen."

„Den Anfang hast du ja heute schon gemacht, Erich!" warf ihm die alte Dame ein, der der Schalk gelegentlich im Nacken saß.

„Ach heute! Das gilt noch nicht. Nach solcher Strapaze will man ausruhen, weißt du. — Aber, von morgen ab — du wirst schon sehen — Mudding! Ich werde ein sehr genauer Herr sein, habe ich mir vorgenommen.“ —

* * *

Kriebow ging, nachdem er sich im Hausflur unter dem dort aufbewahrten halben Dutzend Reitstöcken und Peitschen etwas Passendes ausgesucht hatte, nach dem Wirtschaftshof. Im Vorübergehen rief er Franzen zu, der den gestern gebrauchten Wagen waschend, vor der Wagenremise stand, er möge ihm die „Zigeunerin“ fertig machen.

Auf dem Hofe wurde der Herr längst erwartet. Der Inspektor hatte bereits seit einigen Tagen Alles in besten Stand setzen lassen. Der gepflasterte Gang war gekehrt, in allen Ecken und Winkeln aufgeräumt, in den Ställen frische Streu aufgeschüttet. Die Wagenburg stand tadellos ausgerichtet, jede Deichsel, wie es sich gehört, durch einen Pfahl gestützt. Im Schauer hatte der Schirrmeister Ordnung machen müssen unter den mannichfachen Geräten und Maschinen, die für gewöhnlich dort etwas kunterbunt durcheinander standen. Nichts war unterlassen worden, dem Ganzen einen sauberen und wohlgefälligen Anstrich zu geben, um das Auge des Herrn zu erfreuen.

Heilmann war seit etwa dreißig Jahren in Grabenhagen angestellt. Erichs Vater, Landesdirektor von Kriebow, hatte Heilmanns Begabung entdeckt, und sich ihn herangezogen. Der alte Herr, der eine ganze Anzahl wichtiger Ämter in Kreis und Provinz inne hatte, brauchte zur Vertretung auf seinem ausgedehnten Besitz einen durchaus zuverlässigen Mann, zumal seine Interessen mehr auf dem Gebiete der Politik lagen als auf dem der Landwirtschaft. Während eines großen Teils des Jahres hielt sich der Landesdirektor in Berlin auf, wo es ihm besser gefiel als in dem einsamen Grabenhagen; da er Abgeordneter für den Kreis war, hatte er auch stets einen passenden Vorwand, in der Hauptstadt zu leben. Als seine Gattin gestorben und als schließlich Erich, sein einziges Kind, in Berlin eingetreten war, zog der alte Herr dann ganz in die Stadt.

Ohne einen Beamten wie Heilmann, dem er volles Vertrauen schenken durfte, wäre ihm das Fernleben von seinen Gütern kaum möglich gewesen. Und Erich, der sich, als sein Vater starb, noch nicht vom bunten Rocke trennen wollte, erblickte in dem alten Inspektor ein Juwel, dessen Wert man nicht hoch genug anschlagen konnte.

Mit abgezogenem Hute näherte sich Inspektor Heilmann seinem Herrn. „Bedecken, bitte bedecken!“ rief ihm Kriebow zu, und reichte dem Alten die Hand. „Wie geht's denn mit dem Asthma, dies Jahr?“

„Es mahnt mich manchmal, gnädiger Herr! Aber ein paar Jahr, denke ich, mache ich trotzdem noch mit."

„Das will ich mir ausgebeten haben, Heilmann! Jetzt kriegen Sie noch keinen Urlaub zu der Reise, mein Alter! Was sollte ich denn ohne Sie anfangen!"

„Sehr gnädig!" murmelte der Alte. „Sehr gnädig!"

Man war in den Kuhstall getreten. Reihe an Reihe standen hier die schönen Tiere, mit langen geraden Rücken und kleinen Köpfen, von großer Gleichmäßigkeit in der Figur, das Produkt einer durch Jahrzehnte mit Sorgfalt getriebenen Züchtung. Der Viehstand war die starke Seite der Wirtschaft; durch seine fette Weide eignete sich Grabenhagen auch besonders zur Rindviehhaltung. Seine schwarzweiße Heerde war Inspektor Heilmanns ganzer Stolz. Er machte den Herrn auf einzelne Tiere aufmerksam, rühmte ihre Vorzüge, nannte die Eltern. So ging es von einem Stand zum anderen, durch den ganzen weitläufigen Stall.

Dem jungen Gutsherrn wurde die Zeit schließlich lang. Merken konnte man sich das ja doch nicht, selbst wenn man sich Mühe gegeben hätte, wieviel die „Lark" täglich Milchertrag gab, ob die „Lisch" kürzlich gekalbt habe, oder daß die „Im'm" altmelk sei. Aber, man mußte schließlich dem alten Manne zu Liebe Aufmerksamkeit an den Tag legen, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen.

Durch den Zugviehstall ging's in schnellerem Tempo, denn die Gespanne waren zum größeren Teil auf dem

Acker. Auch die Schafe waren nicht zu Haus. Den Schweinen wurde noch ein Besuch abgestattet.

Heilmann klagte, daß es in diesem Jahre mit der Schweinezucht nicht gut gegangen sei. Er habe starke Verluste durch die Rotlaufseuche gehabt. Überhaupt der Sommer sei schlecht gewesen, erklärte er: eine geringe Weizenernte, Gerste und Raps auch nicht glänzend. Die Erträge aus der Holländerei zwar wie immer gute, aber dafür der Ausfall bei den Schweinen, und jetzt die niedrigen Fleischpreise, auch die Wollschafe sei er in anderen Jahren besser los geworden. Nun stehe die ganze Hoffnung nur noch auf den Rüben. — Er müsse den Herrn darauf vorbereiten, daß der Jahresabschluß kein günstiger sein werde.

Kriebow nahm das nicht allzu ernst. Er kannte die Eigentümlichkeit des Alten: der malte gern etwas schwarz. Vielleicht war das sogar ein Kniff von ihm, um durch günstigere Resultate dann um so angenehmer zu überraschen. Wenn er auch noch so gefährlich gethan, bis jetzt hatte der Inspektor das Geld, soviel von ihm verlangt worden war, doch noch immer zur rechten Zeit abgeliefert.

„Können sie einen Ritt vertragen, Heilmann?" fragte Kriebow. „Ich wäre gern mal mit Ihnen über die Felder geritten."

„Mit dem Reiten macht sich's noch so halbwegs. Der gnädige Herr müssen freilich Nachsicht haben; Carriere geht der alte „Jacob" nicht mehr."

Er bestellte sich bei einem der Knechte, der eben mit dem Viergespann vom Acker heimkehrte seinen Schimmel. „Jacob“ war ein ausrangiertes Soldatenpferd von der nahen Kavalleriegarnison. Seiner kräftigen Statur wegen war das Tier von Heilmann erstanden worden, der gut seine zwei Centner in den Sattel brachte.

Man ritt auf dem Wege nach Langendamm zu, zuerst im Schritt; als aber Kriebow sah, daß sich der alte Mann im Sattel ganz wohl zu fühlen schien, ließ er die Zigeunerin, eine Halbblutstute, die unter ihm manche Steeplechase mitgemacht, in Trab fallen.

In einiger Entfernung tauchten jetzt die Gespanne des Gutes auf. Kriebow litt es da nicht länger auf der Landstraße. Er rief dem Inspektor zu, er solle auf dem Wege weiter reiten; er selbst ließ die Braune über den Graben springen und sauste im Galopp über den Acker auf die Gespanne zu. Er ritt an jeden einzelnen der aus dem Sattel lenkenden Knechte heran, fragte nach den Pferden, ob sie gut fräßen und wie lange der Mann sie schon fahre. Dabei suchte er sich die Physiognomieen der Leute einzuprägen. Das war ihm immer so schwer gefallen; für sein Pferdegedächtnis hingegen war er bei der Truppe bekannt gewesen. Nachdem er so die acht Gespanne, die hier arbeiteten, durchgesehen hatte, sprengte er zu seinem Inspektor zurück.

Man ritt weiter. Der junge Gutsherr hob sich wiederholt im Sattel, Umschau haltend. Was er von hier aus mit dem Blick umspannte, war sein Eigentum:

Felder, Wiesen, Weiden, Koppeln, Gewässer, Wald. Nur ganz fern am Horizont eine langgestreckte blaue Linie, das waren die Pröklitzer Tannen, die seinem Nachbar, Herrn Merten, dem Besitzer von Pröklitz, gehörten.

Welch ein Gefühl, sich so auf eigenem Grund und Boden zu wissen! Kriebow hatte dieses stolze Herrscherbewußtsein noch nie so stark empfunden, wie an diesem Herbstmorgen.

Früher hatte er sich das garnicht so klar gemacht, was es bedeute, ein Stück Erde ganz zu eigen zu haben, darauf schalten und walten zu dürfen, daraus machen zu können, was man für recht hielt. Als sein Vater unerwartet starb, war Erich von Kriebow kaum vorbereitet, einen so umfangreichen und wertvollen Besitz zu übernehmen. Fast wie eine Last erschien ihm dieses Familienfideikommiß, das ihm, dem einzigen Nachkommen der ältesten Linie, zufiel. Mit bewußter Blasiertheit pflegte er im Kasino oder Klub von seiner „Hitsche dahinten“ zu sprechen. Im Alter, meinte er, wolle er sich dahin zurückziehen, um seinen Kohl zu bauen und Kartoffelfurchen auszurichten.

Damals war er noch mit Passion Offizier. Stets hatte er bevorzugte Kommandos. Er war auf Kriegsakademie gewesen und wurde für zwei Jahr als Militärattaché nach Wien kommandiert. Die große Geselligkeit, der er durch Geburt, Haltung, und durch sein Vermögen angehörte, hatte ihm einige Jahre lang volle Befriedigung gewährt. Dann trat Ermüdung ein. Die

Premierlieutenantsmelancholie machte sich bei Erich von Kriebow besonders stark geltend. Seit er etwas von der Welt gesehen und seit er angefangen hatte, nachdenklich zu werden, wollte es ihm nicht in den Kopf, daß es sein Lebensberuf sein solle, Rekruten auszubilden und Pferde zu dressieren. Ebensowenig sagten ihm aber jetzt noch Ballgespräche zu mit jungen Gänschen, steife Diners, und der elegante Zeittotschlag des Klublebens.

In diesem Stadium seiner Entwickelung trat Grabenhagen wieder mehr in den Vordergrund seiner Interessen. Grabenhagen, das er nur seiner Revenüen wegen geschätzt, und das er außerdem nur gelegentlich als Absteigequartier zu Hühnerjagd oder Schnepfenstrich benutzt hatte.

Die Erinnerungen der Kindheit wurden wach. Kriebow hatte seine Knabenzeit größtenteils in Grabenhagen verlebt. Der Dorfschulmeister war mit dem ehrenvollen aber schwierigen Amte betraut worden, den zukünftigen gnädigen Herrn in die Geheimnisse der Lese- Schreib- und Rechenkunst einzuweihen. Allzuschwer hatte es der alte Klinguth dem Junker allerdings nicht gemacht. Zeit zum Schießen, Reiten, Botfahren, Krebsen und Angeln war reichlich geblieben. Dann als Klinguths sämtliche Kenntnisse auf den Schüler übergegangen, war der angehende Jüngling auf das Gymnasium der Kreisstadt geschickt worden. Für freie Nachmittage, Feiertage und für die Ferienzeit blieb die väterliche Besitzung der nur zu gern aufgesuchte Tummelplatz.

Erst mit dem Eintritt bei der Truppe begann sich der junge Mann der Heimat zu entfremden. Und jetzt, nachdem er das Leben der Großstadt in jeder Form kennen gelernt hatte und da er schon seinen schalen Bodensatz zu schmecken begann, zog es den angehenden Dreißiger wieder zu dem Fleck Erde zurück, dem er entsprossen war.

Daß er seinen Beruf als Landwirt auch nicht ganz unvorbereitet antreten könne, hatte sich Kriebow nicht verhehlt. Er schaffte sich Bücher an; man sah ihn versenkt in landwirtschaftliche Fachblätter und Broschüren.

Im Grabenhäger Hause war eine Bibliothek. Jeder Besitzer hatte da die Bücher eingebracht, die seiner Laune und seinem besonderen Geschmacke entsprachen. So hatte die Bücherei ein recht buntscheckiges Ansehen bekommen. Erichs Großvater war passionierter Landwirt gewesen. Er hatte in der Zeit des großen Aufschwunges gelebt, den die landwirtschaftliche Wissenschaft und Technik während der ersten Hälfte des Jahrhunderts nahm. Von Thaer bis Liebig waren da alle wichtigeren Werke aus jener Periode vertreten. Jahrzehnte lang hatten sie verstaubt in der Grabenhäger Bibliothek gestanden, bis der Enkel, der bisher höchstens an den schönen Einbänden seine Freude gehabt hatte, sich diese dickleibigen Bücher in plötzlich erwachtem Interesse nach Berlin in seine Lieutenantswohnung kommen ließ.

Kriebow, der, seit er die Kriegsakademie besucht hatte, geneigt war, sich auf seine Kenntnisse etwas zu

gute zu thun, mußte einsehen, daß es hier weite Gebiete des Wissens gab, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

In seiner Umgebung lächelte man über den Eifer, den er nun zu entwickeln begann; die Kameraden schüttelten den Kopf und spöttelten: „Kriebow will mit Dampf Agrarier lernen.“

Erichs Verlobung brachte seinen Plan, mit dem er sich schon seit einiger Zeit getragen hatte: den Abschied zu nehmen, zu schnellerer Ausführung. Klara wünschte sich garnichts Besseres, als auf dem Lande zu wohnen. Sie würde sich ihm zu Liebe ja auch in das Garnisonsleben gefunden haben, aber es war doch etwas Anderes, im eigenen Hause auf eigenem Grund und Boden zu sitzen. Klara hatte zudem mit dem Instinkte der Liebe erkannt, daß es Erichs Pflicht sei, das ererbte Gut zu bewirtschaften, und daß er allein in diesem Berufe Befriedigung finden könne. Sie war die erste Frau, die das Tüchtige in seiner Natur herausfand. Sie begriff, daß Thätigkeit, ein Auswirken seiner Gaben und Kräfte, für ihn notwendig sei. Darin schlummerte für die Zukunft sein und ihr Glück.

Es war von vornherein klar, daß Erich von Kriebow mit den lückenhaften Kenntnissen, die er sich von der Landwirtschaft hie und da aufgelesen, nicht an die Bewirtschaftung eines großen Besitzes wie Grabenhagen herangehen konnte, selbst wenn er einen noch so guten Inspektor hatte. Denn ein Herr, der garnichts von der

Sache verstand, war einfach in die Hand seines Beamten gegeben. Auf die Oberleitung aber gänzlich zu verzichten, wie es sein Vater gethan hatte, war er nicht gesonnen.

Er besuchte also eine landwirtschaftliche Akademie, setzte sich als älterer Premier noch einmal auf die Schulbank. Er hatte eine Landwirtschaftsschule in Mitteldeutschland gewählt, um doch nicht allzuweit von seiner Braut entfernt zu sein.

Ein Jahr lang dauerte das Studium, dann brachte er ein Paar Monate in einer Musterwirtschaft zu, um einige praktische Übung des Erlernten und Einblick in die Buchführung zu gewinnen. Nach Grabenhagen war er in dieser Periode überhaupt nicht gekommen; was er an freier Zeit erübrigen konnte, verbrachte er natürlich in Burgwerda. — —

Der junge Grabenhäger machte das Sprichwort wahr: „Neue Besen kehren gut!“ Er schien seine Augen überall zu haben. Der Beamte neben ihm hatte keine Zeit, alle seine Fragen zu beantworten. Gelegentlich kritisierte er auch, oder sprach einen Tadel aus; er wollte doch das, was er an Kenntnissen angesammelt hatte, an den Mann bringen. Der alte Heilmann sollte sich nicht einbilden, daß er es mit einem Neuling zu thun habe! Er hielt dem Inspektor einen kleinen Vortrag aus dem Stegreif über die Vorzüge der Gründüngung. Dann ordnete er an, daß im nächsten Jahre mehr Lupinen gebaut werden sollten. Dem Inspektor

paßte das zwar garnicht mit der Fruchtfolge, er antwortete jedoch: „Zu Befehl!" im Stillen darauf rechnend, daß bis zum nächsten Jahre diese Anordnung in Vergessenheit geraten sein dürfte.

Nun kamen sie an den großen Weizenschlag Während an einem Ende die Schnitter noch damit beschäftigt waren, auf Schwad zu mähen, standen in der Mitte des ausgedehnten Schlages die Hocken in langen Parallelreihen ausgerichtet wie die Soldaten. An einer Ecke wurde mit Einfahren angefangen, und einige Pflüger waren bereits daran, der Stoppel die erste Furche zu geben.

Kriebow erkundigte sich nach der Vorfrucht, wie weit der Weizen gedrillt sei, wie oft man die Pferdehacke gegeben, ob er Kopfdüngung erhalten habe, kurz, stellte eine Anzahl Fragen, die wohl geeignet waren, zu beweisen, daß er sein Lehrgeld als Landwirt nicht umsonst gezahlt habe.

Und um zu zeigen, daß er die Sache auch praktisch verstehe, stieg er ab, rief sich einen der Mäher heran, das Pferd zu halten, dann trat er an eine Hocke, untersuchte, ob die Garben ordentlich steil gesetzt seien und ob sich im Innern etwa Nässe fühlen lasse. Auch auf das Auswachsen des Getreides, das Ausfallen der Körner und das Mutterkorn lenkte er seine Aufmerksamkeit.

Dann begab er sich zu den Mähern. Es war eine Lust, den Leuten zuzuschauen, wie die sehnigen, sonnengebräunten Arme flogen, voll geschmeidiger Kraft.

Da war ein Schwung wie der andere. Dicht am Boden faßte die Sense das Stroh und legte es in schönem, glattem Schwad hinter sich. Da blieb kein einzelner Halm stehen, da gab es keine Treppen und keine Mulden in der Stoppel; denn das waren die besten Leute vom Gute, alte erfahrene Mäher. Keiner drängte den Anderen, indem er ihm auf die Hacken kam, der Abstand blieb immer der gleiche. Eine Maschine hätte nicht akkurater arbeiten können, als dieses Dutzend menschlicher Arme.

Der Gutsherr lobte, was er gesehen hatte, bestieg sein Pferd wieder und ritt im Schritt weiter. Auf demselben Schlage, abgesondert von den Anderen, traf man eine zweite größere Abteilung beim Mähen. Kriebow fragte nicht, um seine Unkenntnis vor dem Beamten nicht zu offenbaren, aber im Stillen wunderte er sich: hatte er denn so viele Tagelöhner auf Grabenhagen? — „Das sind die Schnitter!" kam ihm Heilmann zur Hilfe. Richtig! er beschäftigte ja Wanderarbeiter!

Er fragte den Inspektor, warum er denn nicht, statt so viele Fremde kommen zu lassen, lieber mehr Gutsarbeiter angenommen hätte. Der Beamte erklärte: man müsse froh sein, daß man die Fremden hätte; Tagelöhner seien jetzt zu schwer zu bekommen, die Einheimischen würden immer unverschämter in ihren Forderungen. Sagen wollten sie sich absolut nichts mehr lassen, und wenn man sich's mal beikommen ließe, einen solchen Faulpelz etwas anzufrischen — er machte dazu

die erklärende Handbewegung — dann setzte er einem gleich den Stuhl vor die Thür. Die Fremden seien da weit bescheidener und anspruchsloser; sie hätten überdies den Vorzug, daß man sie den Winter über nicht durchzufüttern habe. Dem jungen Gutsherrn leuchteten diese Gründe ein; er nickte befriedigt mit dem Kopfe.

Man besichtigte noch die Schafe auf der Stoppelweide, nahm im Vorbeireiten die Koppel mit den jungen Pferden in Augenschein, dann schlug Kriebow den Rückweg ein. Der junge Ehemann wollte sich heute, wo er zum ersten Male am eigenen Tische speisen sollte, um keinen Preis verspäten. Um abzuschneiden ritt er querfeldein.

Bis dahin war der Grabenhäger nicht von seinem Grund und Boden heruntergekommen, jetzt aber kam ein Strich, wo sein Bereich aufhörte. Ein einzelner Hof lag hier: das Tuleveitsche Bauerngut. Im übrigen war längst der bäuerliche Grundbesitz weit und breit im ritterschaftlichen aufgegangen.

Erich von Kriebow war in früheren Zeiten hier viel aus- und eingegangen, jetzt freilich hatte ihn das „Schulzengut" seit Jahren nicht mehr zu sehen bekommen — unter diesem Namen war der einzeln gelegene Hof weit und breit bekannt. Seine Besitzer hatten ehemals das Erbschulzenamt inne gehabt.

Wie alte gute Bekannte, die ihm mancherlei zu erzählen wußten, blickten ihn die Fenster des weißgetünchten Bauernhauses an, unter dem hohen, rohrgedeckten

Dache hervor. Früher wäre er hier sicherlich nicht so vorbeigehastet, da wäre er herangeritten, hätte den alten Jochen Tuleweit begrüßt, hätte ein freundnachbarliches Gespräch mit ihm angeknüpft über das Wetter und dergleichen.

Aber zwischen damals und heute lag Mancherlei. —

Inspektor Heilmann, der bis dahin immer respektvoll die Anrede seines Herrn abgewartet hatte, ehe er eine Meinung äußerte, trieb jetzt seinen alten Gaul näher an die Zigeunerin heran und berichtete, obgleich weit und breit kein Hörer war, halblaut: mit der Gesundheit des alten Tuleveit stehe es neuerdings wackelig. Vielleicht sei das eine günstige Gelegenheit — — Ob er einen Versuch machen solle . . . .

Kriebow hatte sich verfärbt. Er solle ihn mit der Angelegenheit ungeschoren lassen, bedeutete er in ungewohnt barschem Tone den Beamten. Dann gab er der Zigeunerin den Galoppsporn, um möglichst schnell von hier weg auf eigenen Grund und Boden zu gelangen.

II.

Am Sonntag ging Kriebow mit Gattin und Schwiegermutter zur Kirche. Vom Herrenhause aus

war es nur ein kurzer Weg durch den Park, dann lag auch schon das kleine aus Feldsteinen erbaute Kirchlein mit dem niederen schindelgedeckten Turme vor einem.

Der Gottesdienst ging heute etwas später als gewöhnlich an. Der Geistliche hatte bereits in Groß-Poder, wo eine Filialkirche von Grabenhagen stand, gepredigt.

Die Kirche war schwach besucht, einige alte Leute saßen verstreut im Schiff, die jungen Gesichter fehlten so gut wie ganz. Wären nicht die Dienstboten vom Herrenhause in stattlicher Zahl vertreten gewesen, dann hätte der Pastor kaum zu einem Dutzend Leuten gesprochen. Aber darauf hielt Frau Kruke, die Wirtschafterin, Sonntags mußte ihr ganzer Stab zur Kirche; sie liebte es, mit voller Leutebank zu paradieren.

Kriebow nahm mit seinen Damen Platz. Über dem herrschaftlichen Kirchenstuhle war das Familienwappen angebracht. An verschiedenen Stellen konnte man alte Grabsteine eingemauert finden: heimgegangene Patrone der Kirche oder auch deren Gemahlinen darstellend; hier ein bärtiger Rittersmann in plumper Rüstung, knieend, den Helm neben sich, dort eine Frau mit steifem Kleide und Radkrause, die Hände mit den dünnen Fingern zum Gebet zusammengelegt.

Neueren Ursprungs als diese Überbleibsel aus feudaler Zeit waren die Gedenktafeln, die man zu Ehren von Erich von Kriebows Großvater und Vater angebracht hatte.

Der junge Grabenhäger sah sich hier umgeben von Erinnerungen an seine Vorfahren. Es war begreiflich, daß er dieses Gotteshaus, wenn er davon sprach, „meine Kirche“ zu nennen pflegte.

Vor der Orgel saß der Küster mit der Schuljugend, und mühte sich ehrlich ab, dem altersschwachen Instrumente etwas wie eine Melodie zu entlocken. Als das erste Lied beendet war, erhob sich der alte Klinguth und machte der Herrschaft seinen schuldigen Kratzfuß.

Unter der kleinen Zahl der Andächtigen fiel ein altes Paar in die Augen — Kriebow hatte sie auch sofort bemerkt — Tuleveits vom Schulzengute. Des Grabenhägers Blick wurde unwillkürlich dorthin gezogen, wo der Alte mit seiner Ehehälfte saß. Ein wenig kahler noch und hagerer war Jochen Tuleveit geworden, sonst war er ganz der alte geblieben mit seinem kernhaften Schädel, dem schmalen Munde und der mächtiger Bartkrause unter dem trotzigen Kinn.

Jochen blickte mit seinen blanken, weißüberbuschten Augen starr geradeaus nach dem Altar, wo jetzt der Geistliche das Apostolikum sprach. Seinen wetterharten Zügen war keine Erregung anzusehen. Aber die alte Frau neben ihm mit dem blassen, für eine Bäuerin auffällig feinen Gesichte, war unruhig geworden seit dem Eintritt der Herrschaft. Ihre Augen wanderten unstät umher in dem Kirchlein, und blickten schließlich doch dorthin, wohin zu sehen sie hatte vermeiden wollen:

nach dem herrschaftlichen Stuhle und seinen Insassen.

„Erich, wer ist der schöne, alte Mann dort drüben?“ fragte Klara, als der Geistliche den Altar verlassen hatte. Kriebow schüttelte nur unwillig den Kopf, als verbiete ihm die Andacht in diesem Augenblicke jede Äußerung.

Pastor Grützinger trat auf die Kanzel. Sie lag dem Kriebowschen Stuhle gerade gegenüber.

Erich von Kriebow war in den letzten Jahren nicht allzuoft in seine Kirche gekommen. Höchstens wenn er mal mit Freunden während der Jagdsaison in Grabenhagen gewesen war, hatte man sich's des Sonntags, wo sich der Sport ja sowieso verbot, zum Zeitvertreib gemacht den Gottesdienst zu besuchen. Die Kirche mit ihren Antiquitäten, zu denen auch die quietschende Orgel gerechnet wurde, war nun einmal eine der Sehenswürdigkeiten von Grabenhagen. Nachmittags hatte man dann den Pastor und den Lehrer eingeladen, und je nachdem man gelaunt war, sich in Scherz oder Ernst mit ihnen unterhalten.

Das war in des Grabenhägers „toller Zeit“ gewesen. Inzwischen hatte sich sein Geschmack verändert; er bildete sich selbst etwas darauf ein, daß er gesetzter geworden, und daß er sich der Pflichten eines Hausvaters bewußt sei. Zu diesen Pflichten gehörte auch, daß man das Ansehen der Kirche und ihrer Diener unterstützte.

Nun war seit etwa zwei Jahren ein neuer Pfarrer da. Erich war, als die Grabenhäger Stelle durch den Tod des früheren Geistlichen erledigt und neu ausgeschrieben worden, gerade in Wien bei der Legation gewesen. Es war mitten im Karneval, und die Pfarrwahl in der fernen Heimat erschien dem gesellschaftlich stark in Anspruch genommenen jungen Offizier als eine Angelegenheit von ziemlich nebensächlicher Bedeutung. Er glaubte seiner Pflicht als Patron vollauf Genüge gethan zu haben, als er einen Bericht des Grabenhäger Gemeindekirchenrates über die Probepredigten und die Wünsche der Gemeinde durchgelesen hatte. Da der Bericht — von der Hand des alten Klinguth geschrieben — einen gewissen Pastor Grützinger lobte und dem Patron anheimstellte, diesem seine Stimme zuzuwenden, zögerte Kriebow keinen Augenblick, sein Votum für Grützinger in die Wagschale zu werfen.

Erichs günstige Ansicht über seinen Kandidaten sollte aber bald darauf erschüttert werden, als er in Berlin Graf Wieten traf, einen Freund und Altersgenossen seines Vaters, den angesehensten Mann des Kreises. Graf Wieten, der neben vielen anderen Ämtern auch das eines Mitgliedes der Provinzialsynode inne hatte, rief eines Tages im Klub den jungen Grabenhäger zu einer vertraulichen Unterredung bei Seite, und teilte ihm da über Pastor Grützinger Dinge mit, die Kriebow auf's unangenehmste überraschten. Danach war der neue Pfarrer ein Mann von „unsicherer Gesinnung“,

der in seiner vorigen Stelle bereits von der Kirchenbehörde eine Verwarnung wegen „propagandistischer Thätigkeit“ erhalten habe, kurz, eine „kompromittierte Persönlichkeit.“

Kriebow bedauerte natürlich auf's lebhafteste, daß er sich nicht genauer unterrichtet hatte, ehe er dem Manne die Stelle zuwandte. Aber nun war es zu spät, jetzt war Pastor Grützinger einmal eingeführt. Indessen den Rat des alten Grafen Wieten: „dem Pastor auf die Finger zu sehen“ und ihn bei der geringsten Unbotmäßigkeit anzuzeigen, hatte sich Kriebow wohl hinter die Ohren geschrieben. Bisher jedoch hatte er nichts Unrechtes an ihm entdecken können; allerdings war der Grabenhäger in der letzten Zeit auch so gut wie garnicht dazu gekommen, sich um die kirchlichen Dinge in Grabenhagen zu kümmern. Aber auch damit sollte es jetzt, wo er die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen, besser werden. Er sah der Predigt des Geistlichen daher mit einiger Spannung entgegen.

Alles sprach und sprühte an dem kleinen blassen Manne: das bewegliche Mienenspiel, die durchdringenden Augen, die kurzen abgehackten Gesten, die sich wie Hammerschläge ausnahmen, mit denen er seine Worte hart machen wollte.

Kriebow war den salbungsvollen Ton des Amtsvorgängers gewöhnt, der weder sich selbst noch seine Zuhörer aufzuregen liebte. Zwischen ihm und dem herrschaftlichen Kirchenstuhle hatte immer ein äußerst

freundschaftliches Verhältnis bestanden. Das ging soweit, daß der Geistliche, wenn er auf die Kanzel trat, zunächst dem Patron seine Verbeugung machte. Wenn aber der seelige Landesdirektor, der das lange Predigen nicht liebte, ein bestimmtes Zeichen machte, dann schloß der Prediger seinen Sermon.

Der neue Pastor schien weit entfernt von solcher Zuvorkommenheit. Sein Auftreten hatte durchaus nichts Respektvolles an sich.

Kriebow war nicht imstande, der Predigt große Aufmerksamkeit zu schenken. Zu Vieles ging ihm im Kopfe herum. Daß diese Tuleveits auch gerade da sein mußten, wo er das erste Mal mit seiner Frau zur Kirche ging! Würde Klärchen sich bei der einen Frage begnügen, die sie vorhin nach Jochen Tuleveit gestellt hatte. Und wenn nicht, was sollte man ihr sagen? Lügen mußte man. Die Wahrheit durfte sie nicht erfahren. Und es war so schwer, sie zu belügen; sie hatte so klare Augen. —

Es verdroß ihn zu sehen, daß seine Damen diesem Pastor offenbar große Aufmerksamkeit schenkten. Klara saß da mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen, ließ sich kein Wort von der Predigt entgehen. Und Frau von Lenkstädt gab durch Kopfnicken an besonderen Kraftstellen ihren Beifall zu erkennen.

Kriebow wurde, als er dies wahrnahm, erst recht ungehalten; hatte der Mensch etwa gar die Damen auf seiner Seite? — Das fehlte auch noch!

Mit Ungeduld sah er dem Ende des Gottesdienstes entgegen. Kaum hörte er wie im Schlußgebet auch seiner, des Patronatsherrn, Rückkehr auf den ererbten Besitz gedacht wurde, mit der Fürbitte um göttlichen Schutz für ihn und sein ganzes Haus.

Nachdem die lungenschwache Orgel ihren letzten Ton ausgehaucht hatte, fragte Erich beim Herausgehen aus der Kirche in ironischem Tone die Damen: „Nun sagt mir mal, was sagt Ihr zu der Predigt?" —

Frau von Lenkstädt war sofort mit einem: „herrlich!" zur Hand. „Was hat der Mann für einen Vortrag!" Und Klara meinte nach einigem Nachdenken, indem sie erst die richtigen Worte für einen starken Eindruck zu suchen schien: „Er ergreift so, weil er selbst so ganz ergriffen ist."

Da hatte man's! Die Damen waren richtig eingegangen. Keine Ahnung hatten sie von dem gefährlichen Gift, das in der Beredtsamkeit dieses Pfaffen steckte.

Klara fragte jetzt: „Wir wollten Pastors besuchen; Du kommst doch mit, Erich?"

Kriebow erklärte unwirsch: er denke garnicht daran, nicht die geringste Lust verspüre er, mit Pastors intim zu werden.

Aber dadurch rief er Frau von Lenkstädts Widerspruch hervor. Pastors seien ausgezeichnete Menschen. Außerdem sei die Frau der gegebene Umgang für Klara, und Erich werde sich noch freuen, an einsamen Winterabenden einen solchen Mann zur Hand zu haben.

Das brachte Kriebow erst recht in Harnisch. Er hatte den Pastor nicht nötig. Er war der Patron, und brauchte überhaupt keinen Umgang, wenigstens keinen, der ihm nicht zusagte. —

Es war zum ersten Male, daß Kriebow sich unhöflich gegen seine Schwiegermutter zeigte. Die Damen möchten nur allein in's Pfarrhaus gehen, wenn sie durchaus mußten, er werde sich nach Haus begeben.

Klara legte ihm die Hand auf den Arm und hielt ihn zurück.

„Ich habe keine Lust, thut Ihr was Ihr wollt!“ rief Kriebow.

„Wir haben kein Recht sie zu beleidigen, Erich!“ erwiderte Klara.

„Ach was! Seit wann wird denn auf derartige Leute Rücksicht genommen. Auf Besuchsfuß haben wir uns hier nie mit Pastors gestellt. Fehlte auch noch, die Art zu verwöhnen! Dem Menschen ist der Kamm sowieso schon genug geschwollen.“

„Du sprichst sehr wenig nett von unserem Pastor,“ sagte Klara mit leicht erregter Stimme.

„Dir scheint der Mann allerdings sehr imponiert zu haben!“ erwiderte Erich mit spöttischer Miene.

Hier mischte sich Frau von Lenkstädt in das Gespräch, die einen Streit zwischen den jungen Leuten heraufkommen sah. Kirche und Gutsherrschaft gehörten nun einmal zusammen, meinte sie, und man müsse zeigen, daß man Eins sei, das sei schon der Gemeinde wegen

nötig. Erich solle nur gut sein und in das Pfarrhaus kommen.

„Sie haben reizende Kinder, die mußt du wirklich sehen, Erich; ich habe sie gestern vom Park aus beobachtet,“ fügte Klara etwas weicher hinzu mit einem jener Blicke, die ihm noch immer ein leichtes Erschauern der Haut verursachten. Dabei ergriff sie seine Hand.

Kriebow setzte seine finsterste Miene auf, öffnete aber den Damen das kleine Pförtchen, das in den Pfarrgarten führte und folgte selbst schweigend nach.

Die Pastorin kam ihnen in den Garten entgegen; sie mochte wohl schon vom Fenster aus die Herrschaft kommen gesehen haben. Rosiger denn je war die appetitliche kleine Frau anzuschauen — sie schien immer über die Thatsache zu erröten, daß sie gar so rote Backen habe — und erklärte, ihr Pastor sei noch im Studierzimmer, er habe dort einige Leute abzufertigen, die Herrschaften müßten daher einstweilen mit ihr vorlieb nehmen. Dann führte sie den Besuch unter fortwährendem Stehenbleiben, Erzählen und Knicksen, nach dem ersten Stockwerk hinauf. Der Aufstieg wurde einmal durch die Engigkeit der Holzstiege, noch mehr aber durch die Kinder erschwert, die von oben her den Gästen entgegengepurzelt kamen. Ihnen folgte ein kleiner schwarz und weißer Spitz, der die Fremden mit durchdringendem Bellen anfuhr. Die Pastorin schalt, entschuldigte, strich den Kindern das Haar glatt, schlug nach dem Hunde; erleichterte aber durch alles dies ihren Gästen

4*

das Fortkommen auch nicht wesentlich. Frau von Lenkstädt und Klara begrüßten die Kinder; Erich sollte die Gören reizend finden. Ihm war die kleine Brut mit den braunroten Backen, dem gelben, strubbeligen Haar und den großen, neugierigen Augen nur unheimlich. Als man sich endlich durch diese Begrüßung hindurchgearbeitet hatte, und vor einer Thür stand, hinter der Kriebow mit Recht die „gute Stube" vermutete, gab es von neuem ein kleines unerwünschtes Handgemenge. Die runde Frau Pastorin, im Eifer ihren Gästen die Thür zu öffnen, stieß an Kriebows hohen Hut, daß es einen Knax gab. Über dieses Unglück nun war die gute Frau schwer zu beruhigen, der Spitz keifte dazwischen; er schien der Ansicht zu sein, daß es sich hier um einen feindlichen Überfall handle, gegen den er seine Herrin zu verteidigen habe. In der Bestürzung über das Ereignis mit dem Hute wollte die Wirtin den Gutsherrn veranlassen, vor ihr in's Zimmer zu gehen, wogegen sich Kriebow, als wohlerzogener Mann sträubte — kurz, es gab noch immer einige Hindernisse zu überwinden, bis man endlich in richtiger Reihenfolge um den runden Tisch saß, Klara und Frau von Lenkstädt, wie sich's gehörte, auf dem Plüschsofa, Kriebow auf einem Stuhle mit einer Lehne so steif, daß sie wie ein Verbot gegen das Anlehnen wirkte.

Die Frau Pastorin aber kam noch keineswegs zum Sitzen. Nach und nach holte sie, jedes Stück einzeln: Flasche, Brett, Gläser und einen Teller mit Zwiebäcken,

herbei. Der Spitz aber, der mit in's Zimmer gekommen war, wurde auf einmal sehr freundlich, er sprang an den Gästen in die Höhe und legte ihnen die Vorderpfoten zutraulich auf die Kniee.

Kriebow hielt es für das Beste, unter diesen Verhältnissen zu resignieren. Hier konnte man sich wirklich auf Alles gefaßt machen. Er nahm sogar einen Zwieback, den ihm die Pastorin mit einem „Bitte schön!“ präsentierte und trank mit Todesverachtung einen Schluck von der rötlichen Flüssigkeit, die er in dem Glase vor sich entdeckte. Er machte auch einen Versuch, sich mit der Frau Pastorin zu unterhalten; aber das war insofern erschwert, als die gute Frau ihre Augen in einem fort umhergehen ließ, ob jemand ihrer Gäste etwa ausgetrunken habe, oder eines neuen Zwiebacks bedürftig sei. Als sie aufgesprungen war, um Frau von Lenkstädt zu bedienen, benutzte Kriebow die Gunst des Augenblickes, wo sie ihm den Rücken zuwandte, um seinen Zwieback dem bettelnden Hündchen hinzuhalten, das den Bissen schleunigst verschwinden ließ. Klara hatte das Manöver gesehen und schickte ihrem Gatten einen strafenden Blick zu, und der Frau Pastorin gegenüber hatte er nun erst recht schweren Stand; die war über den vermeintlichen Appetit ihres Gastes hocherfreut, und verlangte, er solle noch weiter von ihren Leckerbissen zulangen.

Jetzt kam der Pastor. Er hieß seine Gäste willkommen. Grützinger hatte die Angewohnheit, die Person, mit welcher er sprach, scharf anzublicken; eine Antwort

wartete er meist nicht ab, als habe er sich die mit den Augen schon selbst geholt. Nachdem er Kriebow auf diese Weise angesprochen, begab er sich zu Klara, zog sich einen Stuhl heran und redete sofort mit dem ihm eigenen eindringlichen Eifer auf sie ein.

Wenn es etwas gab, das Kriebow zuwider war, dann war es Formlosigkeit. Das Wesen dieses Pastors ging ihm geradezu gegen den Strich. Der Mensch war ein Plebejer.

Verdrossen an seinem Schnurrbart kauend saß der Grabenhäger da und sagte nichts. Daß Klärchen dem Manne solche Beachtung schenken konnte! Sie, die sonst so feinfühlig war in Sachen des Benehmens. — Da saß sie, und hörte dem Menschen mit sichtlichem Interesse zu, wie er von Volksbibliotheken sprach und dergleichen.

Ja, noch mehr: Klara wurde auf einmal ganz lebhaft und begann ihrerseits zu erzählen von Erfahrungen, die sie daheim in Burgwerda mit einer Nähschule für Mädchen gemacht hatte. Ein Kleinkindergarten hatte gerade eingerichtet werden sollen, als sie fortgegangen war von zu Haus.

Frau von Lenkstädt ergriff auch das Wort zu diesem Thema. Auf einmal war eine Unterhaltung im Gange über Dinge, an denen Kriebow nicht das geringste Interesse hatte. Wie eifrig Klärchen sprach und erzählte! Wie angeregt sie war! Er, ihr Mann, konnte ihr freilich mit dergleichen nicht aufwarten. In diesem Augenblicke war Kriebow wirklich eifersüchtig.

Der Geistliche äußerte jetzt: das sei eben der Vorteil „lebendiger Gemeinden“, daß dort der „Gemeinsinn“ geweckt sei. Da fände man Persönlichkeiten, mit deren Hilfe man nützliche Unternehmungen ins Leben rufen könne. So habe er es in seiner alten Gemeinde gehabt, wo selbst bei den Ärmsten noch eine Art von Selbständigkeitssinn geherrscht habe, weil sie unabhängige Leute gewesen wären; hier aber in dieser Gegend sei von alledem nichts zu finden.

Da ergriff der Grabenhäger das Wort. Mochten die letzten Worte auf ihn gemünzt gewesen sein oder nicht, jedenfalls glaubte er, sie nicht unerwidert lassen zu dürfen; auch reizte es ihn, dem Pastor für all den Verdruß, den er ihm schon verursacht hatte, endlich auch sein Teil abzugeben.

Nach jener „Selbständigkeit“, von der der Herr Pastor spreche, sehne man sich hier garnicht, meinte Kriebow von oben herab. Was für eine Gesinnung daraus resultiere, und was für Früchte solche Selbständigkeit erzeugte, wisse man ja zur Genüge. Die patriarchalischen Zustände seiner Heimat solle ihm niemand schlecht machen. Und das eine wolle er nur noch bemerken: seiner Ansicht nach und auch nach der Ansicht vieler erfahrener und hochgestellter Männer sei es nicht gut, am Alten und Bewährten zu rütteln.

Grützinger senkte den Kopf, dann warf er ihn in's Genick, wie einer, der sich zu etwas entschlossen hat; dabei blickte er dem Gutsherrn und Patron frank in die

Augen. Gewiß, am „Bewährten“ dürfe man nicht rütteln, aber dem „Verrotteten“ müsse man zu Leibe gehen, wo immer man es fände, sonst sei man ein Feigling.

Kriebow sagte: er möchte doch bitten, ihm zu sagen, ob der Herr Pastor etwa hier dergleichen gefunden zu haben glaube, das ihn zu solchen Ausdrücken berechtige.

Der Geistliche zog die Brauen zusammen. Nur eines wolle er anführen, da es gerade Sonntag sei, ob es etwa in der Ordnung, wenn die Tagelöhner gezwungen seien, am Sonntage zu arbeiten, statt in die Kirche gehen zu können? —

Kriebow meinte, er glaube nicht, daß dies der Grund, warum die Kirche leer sei.

„Dann gehen Sie doch bitte jetzt gleich mal hinaus auf ihre Felder, Herr von Kriebow, dorthin wo die Leutekartoffeln sind“, rief Grützinger mit plötzlich funkelnden Augen. „Sie werden dort all die Tagelöhner finden, die heute beim Gottesdienste fehlten. Vielleicht finden sie sie auch beim Torfstechen oder sonst wo, nur nicht da, wo sie am Tage des Herrn hingehören. Und wenn Sie ihren Herrn Inspektor mal fragen wollten, was er heute während der Kirchzeit vorgehabt hat, dann wird er Ihnen sagen — falls er der Wahrheit die Ehre giebt —, daß er die Löhnung ausgezahlt hat, weil ihm dazu die Zeit am Werkeltage zu kostbar ist.“

Hierauf war nun allerdings nicht viel zu erwidern. Kriebow erklärte, er werde das der strengsten Untersuchung unterziehen.

„Und dann noch eins, Herr von Kriebow!" fuhr der Geistliche fort, und wieder leuchtete jene starke Flamme in seinen Augen. „Da wir einmal bei dem Thema sind: fragen Sie doch ihren Inspektor, was das bewährteste Mittel ist, um Leute, die in der Ernte früh um vier Uhr mit der Arbeit angefangen haben, abends, wenn sie zu Tode abgespannt sind, noch zur Leistung von Überstunden zu bewegen — ein Mittel, daß Herr Heilmann, ach wie oft, angewendet hat! Und wenn er es nicht vorzieht zu schweigen, wird er das Zauberwörtchen sagen müssen; es lautet: Branntwein!"

Der Grabenhäger sagte nichts darauf, sein roter Kopf redete auch eine Sprache. Er blickte nach seiner Frau hinüber; Klara sah ihn mit großen erschreckten Augen an.

Das Furchtbarste war für ihn, daß Klärchen das mit angehört hatte.

* * *

Kriebow schickte, sowie er vom Kirchgang auf sein Zimmer gekommen war, zu Heilmann: der Inspektor möge sofort zu ihm herüberkommen.

Er wollte es dem Alten anstreichen, daß er um seinetwillen eine solche Demütigung hatte einstecken müssen.

Als Heilmann der ungewohnten Beorderung halber hastig und mit fragender Miene beim Herrn eingetreten war, überschüttete der ihn sofort mit Vorwürfen. Der

Beamte ließ den Herrn ruhig ausreden, dann meinte er mit Gelassenheit: daß ihn der Herr Pastor beim gnädigen Herrn anschwärzen würde, habe er längst erwartet.

Kriebow stutzte über die Ruhe, mit der sein Inspektor so scharfen Tadel aufnahm. Daß der Geistliche Unwahres berichtet haben können, war doch kaum anzunehmen. Er verlangte daher zu wissen, was Heilmann auf die einzelnen Behauptungen Pastor Grützingers, die er ihm vorhielt, zu erwidern habe.

Der Inspektor erklärte, daß er hin und wieder mal, und so auch heute, die Lohnzahlung am Sonntag Vormittag abgehalten habe; aber daß sei nur immer dann geschehen, wenn in der Woche absolut keine Zeit zu erübrigen gewesen wäre. Daß die Leute während der Kirchzeit allerhand Arbeiten in Feld und Haus verrichteten, sei richtig; aber dafür könne er nichts. Das habe er schon so vorgefunden, als er vor nun bald dreißig Jahren hierher gekommen sei. Herr von Kriebow wisse ja auch selbst, daß es so auf allen Gütern weit und breit hergebracht sei. Die Leute würden sich's ja auch nicht nehmen lassen, während der Kirche zu arbeiten, selbst, wenn man's ihnen verbieten wollte. Der Herr Pastor würde daran wahrscheinlich auch nichts ändern können. Was schließlich die Verabreichung von Schnaps an die Leute anbelange, so sei dies nur ganz selten mal vorgekommen, in der Erntezeit, um die Lebensgeister etwas anzufrischen, und da auch meist nur an die Fremden. Das gehe den Herrn Pastor erst recht nichts

an; denn die Schnitter gehörten als Katholiken noch viel weniger unter seine Kontrole als die Gutstagelöhner.

Das klang ja nun allerdings wesentlich anders, als Pastor Grützinger es dargestellt hatte.

Der Beamte fuhr fort: Der neue Pfarrer halte es überhaupt für seine Aufgabe, die Leute aufsässig zu machen und der Herrschaft soviel wie möglich Schwierigkeiten zu bereiten.

Kriebow war hellhörig geworden; der Rat des alten Grafen Wieten, dem Pastor auf die Finger zu sehen, fiel ihm ein. Er fragte den Inspektor, ob er ihm für die agitatorische Thätigkeit des Geistlichen stichhaltige Beweise beibringen könne.

Heilmann überlegte einige Augenblicke, dann sagte er: „Selbst geradezu mit angehört habe ich's ja nicht, gnädiger Herr! Ich habe überhaupt den Verkehr mit dem Pastor aufgegeben. Wir gehen uns aus dem Wege. Aber man hört ja so mancherlei von den Leuten. Er geht zum Beispiel in die Katen, und sieht nach, wie die Familien untergebracht sind. Einige Wohnungen sollen feucht sein und gesundheitsschädlich. In alles steckt er seine Nase; es ist geradezu lächerlich zu sagen: Erwachsene und Kinder sollen nicht mehr zusammenschlafen dürfen in einem Raum, wegen des ‚Anstands'. Nun frage ich einen Menschen: was hat so ein Tagelöhner jemals in seinem Leben von ‚Anstand' gehört oder gesehen! Da hat zum Beispiel eine von den Hofe-

gängerinnen des Nachts manchmal ihren Bräutigam empfangen, und die kleine Schwester schlief mit in der Kammer; du lieber Gott! was hat der Mann da für einen Aufstand gemacht darüber. „Herr Pastor!" habe ich gesagt — wir sprachen damals noch miteinander — „das ist nun einmal nicht anders, das werden Sie nicht abschaffen; junge Leute wollen nun mal ihr Vergnügen haben." Da hat mir der Mann Redensarten gemacht über die Herrschaft, die so etwas zuließe — dem gnädigen Herrn kann ich das garnicht alles wiedersagen. Damals habe ich Krach mit ihm gekriegt."

Kriebow ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Überall macht uns der Mann Stänkereien" fuhr Heilmann fort. „Früher haben wir im Sommer zum Gänsehüten Kinder gehabt, soviel wir nur wollten. Jetzt heißt's auf einmal: das geht nicht, die Kinder gehören in die Schule. Wird das solchen Gören was schaden, wenn sie ein paar Wochen im Jahre weniger zur Schule laufen. Der alte Klinguth würde ja garnichts dagegen haben, denn der hält zur Herrschaft und ist überhaupt ein vernünftiger Mann, aber der Pastor ist ihm aufsässig. Nun muß ich womöglich ein Erwachsenes zu den Gänsen stellen. Und so geht's in allem. Überall findet der Pastor was raus, was nicht recht sein soll; natürlich immer blos der Herrschaft zum Possen. Ich hab' ihm ja auch merken lassen, daß wir uns nicht alles von ihm bieten zu lassen brauchen. Früher haben wir doch immer den Pfarracker bestellt, vom Gute aus; der

Pastor hat ja keine Tiere und kein Gerät dazu, und versteht wohl am Ende auch nichts davon. Wir haben's darum immer mit besorgt, und nicht einmal was dafür genommen, nur die Düngung hat er bezahlen müssen. Das Korn haben wir ihm zum Marktpreise abgenommen. Dafür war uns der seelige Herr Pastor auch immer sehr dankbar. Dem Neuen habe ich das nun gesagt: wenn er so wenig für die Herrschaft thut, dann danken wir dafür, dann kann er in Zukunft sehen, wer ihm seine Tüften stecken und den Weizen mähen und ausdreschen mag. Was hat der Herr Pastor darauf gethan? Zum alten Jochen Tuleveit ist er gegangen; der hat ihm das Feld ja auch natürlich abgepachtet. Der Bauer bestellt jetzt den Pfarracker. Ist das nun nicht eine Gemeinheit? daraus sieht man doch, wie der Mann in allem gegen die Herrschaft und für die Anderen ist. — Überhaupt, das wollte ich dem gnädigen Herrn noch sagen: zwischen Tuleveits und Pastors ist dicke Freundschaft."

Auch das noch! Von allem, was er bisher erfahren, war dies das Peinlichste für Kriebow. Wie schnell sich doch die Leute zusammenfanden, die einem feindlich gesinnt waren! —

„Ja, auf dem Schulzengut geht der Pastor aus und ein; und der alte Tuleveit soll ja auch jeden Sonntag zur Kirche gehen. Die Frauensleute stecken auch immer beisammen; daß sie da allerhand gegen die Herrschaft aushecken mögen, läßt sich schon denken."

Kriebow hatte genug gehört. Es war wirklich, als solle ihm der heutige Tage, alles was es für ihn Widerwärtiges und Beschämendes gab, vor das Gedächtnis rücken.

Heilmann wurde wieder entlassen. Der junge Gutsherr blieb in äußerst schlechter Laune zurück. In diesem Pastor war ihm ja geradezu ein Kreuz auferlegt worden.

III

Es war beschlossen worden, nach Tisch auszufahren. Die Nachbarschaft erwartete den Besuch des jungen Paares. Mit Pantins in Langendamm, als den besten Bekannten, wollte Kriebow den Anfang machen. Frau von Lenkstädt hatte erklärt, nicht mitfahren zu wollen; sie habe in ihrem Leben genug Menschen kennen gelernt und verlange nicht nach weiteren Bekanntschaften.

Als Kriebow die Zügel in der Hand hatte und das gleichmäßige Treten seiner Pferde auf der Landstraße hörte, besserte sich seine Laune allmählich. Dazu ein angenehmer Luftzug. Klärchen neben sich auf dem Bock, die Sonne, die sich in den neuen Geschirren spiegelte — wer hätte da noch verdrießlich sein können!

Die Füchse hatte er einem jugendlichen Kameraden abgekauft, der nicht mit ihnen fertig wurde. Kriebow fuhr sie selbst ein. Selten hatten ihm ein Paar Pferde so viel Freude gemacht. Als er seinen Abschied nahm, verminderte er seinen Stall, aber die Zigeunerin behielt er und die Füchse. Er schickte Franz mit ihnen nach Grabenhagen; der Herr wußte, wem er die Tiere anvertraue. Franz, in mancher Beziehung ein Leichtfuß, hatte als Pferdewärter nicht seinesgleichen. Als Erich nach Grabenhagen zurückkehrend auf der Station angelangt war, galt sein erster Blick den Füchsen. Mit kritischem Blick umschritt er das Gespann. Franz auf dem Bock steif wie sein Peitschenstock verzog keine Miene; aber die schlauen Augen in dem glattrasierten Kutschergesicht drückten selbstbewußte Sicherheit aus, daß an seinen Pferden kein Tadel zu finden sei.

Langendamm, das Pantinsche Gut lag eine knappe Stunde Wegs von Grabenhagen entfernt. Erst ging die Fahrt eine Strecke durch Grabenhäger Flur. Kriebow machte mit Stolz seine junge Frau auf die Größe seiner Schläge aufmerksam. Auch wie reinlich das Feld bestellt sei, und wie gut die Früchte stünden. Die Stoppel, über die sich der Altweibersommer mit seinen spinnefeinen, silbernen Fäden spann, lag in behaglicher Sonntagnachmittagsruhe gebreitet. Über ihnen in unendlicher Höhe zogen Kraniche im Dreiecksfluge, hin und wieder übertönte ihr Ruf das Hufgeklapper. Dort lag ein Weiher mitten im Felde, das „Poggensoll“, an dessen

Rande der „Adebor" nach Fröschen Umschau haltend gravitätisch hinstelzte.

Kriebow wies mit der Peitsche nach einer mit Birken und Wachholdergestrüpp bewachsenen Erhöhung, die aus einer sumpfigen Wiese aufstieg; das sei ein verwunschener Fleck, Nachts gingen dort Geister um. Die Anhöhe sei ehemals befestigt gewesen, man sähe noch die Wälle eines alten Raubnestes. Man thue den Kriebows die Ehre an, zu behaupten, sie hätten hier einen Wartturm stehen gehabt, von dem man weit in's Land blicken konnte. Sobald nun der Mann im Auslug von weitem einen Zug Kaufleute mit ihren Waaren erblickt hatte, habe er ein verabredetes Zeichen gegeben, worauf sich die in Grabenhagen bereit gemacht, die Pfeffersäcke zu überfallen. Des Nachts aber sei über die Straße eine Kette gespannt worden, die mit einer Glocke im Turm in Verbindung gestanden; sobald nun ein Wagen an die Kette angefahren, habe sich das Läutwerk in Bewegung gesetzt, worauf die Besatzung aus ihrem Versteck hervorgestürzt sei, um die Handelsleute auszuplündern.

Kriebow setzte der Erzählung erläuternd hinzu, sie werde zwar von den Leuten ringsum fest geglaubt, doch habe hier wahrscheinlich gar kein Turm gestanden, die Wälle stammten vielmehr von einer Schwedenschanze.

Und weiter drüben, wo jetzt der Erlenbruch, da habe ehemals ein Dorf gestanden, deutliche Spuren, wo die einzelnen Feuerstellen gewesen, seien noch jetzt zu erkennen. Wahrscheinlich sei es von den Schweden ein-

geäschert worden und liege nun schon über zwei Jahrhunderte als wüster Ort.

Und dort der blinkende Wasserspiegel in der Ferne, das war der Prietzensee. Der lag schon außerhalb der Grabenhäger Feldmarken in Ragatziner Flur. An den See knüpfte sich eine merkwürdige Sage: ein Klaven auf Ragatzin hatte gelobt, wenn ihm sein einziger, eben geborener Sohn am Leben erhalten bleibe, dann wolle er eine Kirche erbauen. Das Kind, von Geburt an schwächlich, war gestorben, aber die Geistlichkeit hatte ein falsches untergeschoben. Darauf baute der Ritter die Kirche, im Glauben, daß ihm durch sein Gelübde das Kind am Leben geblieben sei. Die Kirche wurde auch fertig; in der Nacht aber vor der Einweihung versank sie lautlos samt Turm, Altar, Glocken und allem. An der Stelle aber, wo sie versunken, bildete sich der Prietzensee. In hellen Mondscheinnächten kann man manchmal ein wunderliches Tier auf dem Wasser erblicken; das ist der Hahn von der Turmspitze, der an die Oberfläche kommt und Rundschau hält. —

Erich von Kriebow kam nicht aus dem Zeigen und Berichten heraus, allerorten gab es etwas Neues, auf das er Klärchen aufmerksam machen mußte. Wie stolz fühlte er sich auf die Schönheit seiner Heimat; jetzt, da er sie seiner jungen Frau zeigen durfte, wurde er selbst ihrer Eigenart recht inne.

Inzwischen war man an die Grenze des Grabenhäger Besitzes gekommen. Erich machte seine Frau da-

rauf aufmerksam, wie die Langendammer Scholle von der seinen absteche. Major von Pantin, der Besitzer von Langendamm, hielt an der extensiven Wirtschaftsweise fest. Das Tiefackern erklärte er für Unsinn, vom Rübenbau wollte er garnichts wissen, mit dem Anbau von Handelsgewächsen lüge man sich nur in den Beutel. Künstlichen Dünger schaffte er so wenig wie möglich an. Sein Ideal war die Koppelwirtschaft. Er trieb Pferdezucht, und legte mehr Wert auf Wollschafe, als auf den Kuhstall und die Holländerei. Versagte ihm der Acker, der bei dieser Wirtschaftsweise nur wenig Stalldünger zu sehen bekam, dann legte er ihn für einige Jahre zur Brache nieder, und vermehrte so die Weide. So wenig wie möglich Gebäude und so wenig wie möglich Menschen, aber um so mehr Tiere sollten auf einem Gute sein! Er lachte über seine Nachbarn, die so viel für Gebäudereparaturen ausgaben und sich von ihren Tagelöhnern auffressen ließen. Güter sollten etwas bringen, und dazu gehöre, daß man möglichst wenig hineinstecke und möglichst viel herausnehme, war sein Leitsatz.

Dieses Geheimnis schien Herr von Pantin auch wirklich zu verstehen. „Malte“ — wie er allgemein von seinen Bekannten genannt wurde — hatte, nachdem er die Ulanenstiefeln ausgezogen, Langendamm übernommen. Man wunderte sich allgemein, daß er imstande gewesen war, das Gut zu halten, welches äußerst heruntergewirtschaftet war, als er es übernahm. Und

jetzt stand sein Ältester in Berlin, bei einem Gardekavallerieregiment, ein jüngerer Sohn war Fähnrich bei den in der Nähe garnisonierten Dragonern, an einen Offizier eben dieses Regiments war eine seiner Töchter verheiratet, nur die jüngste war noch im Haus, Kari, die an Stelle der verstorbenen Mutter der Wirtschaft vorstand. Und dazu hatte auch noch der älteste Sohn ein elegantes, völlig vermögensloses Mädchen geheiratet. Das Alles lebte von dem einen Langendamm. Wahrlich, man sah es der schlichten, grauen Scholle nicht an, was für Gold der Besitzer aus ihr zu gewinnen verstand! —

Kriebow hatte von früh auf in regem Verkehr mit dieser Familie gestanden, der älteste Pantin war sein Altersgenosse. Mit Ulrich hatte er im Gymnasium der Kreisstadt auf derselben Bank gesessen, dann waren sie wieder in Berlin zusammengetroffen, als Offiziere, wenn auch nicht bei demselben Regiment. Zwischen ihnen bestand eine jener Freundschaften, die mehr auf Gewohnheit beruhte weil man aus gleichen Verhältnissen hervorgewachsen sich immer wieder begegnet war, als auf tiefer gehender Neigung. Nachdem Ulrich von Pantin eine der gefeiertsten Damen der Berliner Gesellschaft heimführte, war Erich von Kriebow, der zu ihren Tänzern gehört hatte, viel im Hause des jungen Paares aus und ein gegangen.

Klärchen hatte bereits viel Günstiges über Pantins zu hören bekommen durch Erich. Er hoffte auf regen

Verkehr mit Langendamm. Die Pantins waren gleich den Kriebows seit Urzeiten in der Gegend angesessen, verschiedenfach hatten in alten Zeiten Heiraten stattgefunden zwischen den Häusern Grabenhagen und Langendamm, und auch in neuerer Zeit waren die Beziehungen immer freundnachbarschaftlich gewesen.

Kriebow meinte, die Damen dieser Familie seien ein gegebener Umgang für Klärchen. Da war Wanda, die einen Major von Rentell geheiratet hatte, dann Kari, die Erich allerdings nur als Backfisch in Erinnerung hatte, die aber inzwischen auch in ein umgängliches Alter hineingewachsen war, und vor allem Mira, die Gattin von Ulrich Pantin, die öfter von Berlin nach Langendamm kam — auf „Grasung", wie sie es selbst zu nennen pflegte — um ihrer Kasse von den Ansprüchen der hauptstädtischen Ball- und Dinersaison in der ländlichen Stille etwas Erholung zu gönnen, und um selbst für die neue Winterkampagne Kräfte zu sammeln.

Auch jetzt war Mira wiedermal in Langendamm, wie Kriebow in Erfahrung gebracht hatte. Klara war von ihm darauf vorbereitet worden, daß sie eine der apartesten Damen kennen lernen werde, die ihm jemals begegnet sein. Es war Kriebows ganz besonderer Wunsch, daß sie mit Mira Pantin sich anfreunde. Er hatte, ehe sie von Grabenhagen abfuhren, die Toilette seiner Frau noch einer peinlichen Musterung unterworfen, denn, meinte er, Mira verstehe viel davon, und ziehe sich selbst hervorragend an. —

Man näherte sich dem Gutshofe. Die Lage von Langendamm war wenig schön: platt, auf freiem Felde, ohne Baumschutz. Früher waren wohl Anlagen da gewesen, aber der jetzige Besitzer hatte den Park abgeschafft, als unwirtschaftlich. Dergleichen hielt Malte Pantin für Luxus, den sich ein Landwirt nicht gewähren dürfe.

Das Dorf war um einen flachen Wassertümpel gelegen, zwischen diesem Pfuhle und den Gebäuden lief der sandige Fahrweg hin, ohne Pflaster und Graben. Die schmutzigen Rinnsale, die von den einzelnen Kathen nach dem Dorfteich führten, legten die Vermutung nahe, daß der Abfluß des Unrates aus den Gruben auf diese primitive Weise bewerkstelligt werde. Zwischen Enten und Gänsen, welche in dem stagnierenden Gewässer eifrig nach Nahrung tauchten, erblickte man die munter darin herumplantschende Dorfjugend. Die niederen Lehmhäuschen mit tief zur Erde herabreichenden Strohdächern sahen recht zerfallen aus, in der „Wurth“ dahinter war keine Blume, kein Obstbaum zu erblicken. Über den halbgeöffneten Heckthüren lehnte hie und da ein Mann, die Pfeife im Munde. Ein Mädchen, das in schlumpigem Aufzug des Wegs kam, blickte mit dreister Miene in den vorbeirollenden Wagen und lachte hinter drein. Das Ganze hatte etwas Zigeunerhaftes und sah wenig nach einem herrschaftlichen Sitze aus.

Kriebow trieb die Füchse an, damit sie ihn und Klara möglichst bald aus diesen unschönen Regionen in bessere bringen sollten.

Als der Wagen vor dem Herrenhause vorfuhr, öffnete sich die Hausthür unter scharfem Klingeln; in der Thüröffnung erschien die riesenhafte Figur eines Alten in blauer Livree und gelben Gamaschen: der alte Hanning, Faktotum in Langendamm, für gewöhnlich Gärtner, in der Jagdsaison Jäger und wenn Gäste kamen, Kammerdiener. Sein blauer Rock hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit der Uniform, die sein Herr ehemals getragen, nur daß er jetzt mit silbernen Livreeknöpfen verziert war, die das Pantinsche Wappen zeigten. Wie oft war Erich von Kriebow mit seinem Freunde Ulrich in Begleitung des alten Hanning auf die Jagd gegangen! Die Begrüßung war denn auch herzlich. Der Alte grinste über das ganze Gesicht vor Stolz und Freude, als ihn der Grabenhäger Herr seiner Gattin vorstellte.

Der Herr Major war zu Haus, wie Hanning versicherte und auch die junge Herrschaft.

Während man beim Ablegen war, erschien der Herr des Hauses. Noch ehe er heran war, vernahm Kriebow bereits die ihm so wohlbekannte knatterige Stimme Maltes. Es sei die höchste Zeit das Erich komme, rief der Langendammer, er habe schon feste geschimpft; was ihm Kriebow auf's Wort glaubte.

Nun ließ er sich vorstellen, machte seinen Bückling, küßte Klara die Hand und bot ihr den Arm; alles mit einer Flinkheit, die für einen Sechziger erstaunlich war. Kriebow schritt hinterdrein und bewunderte die gute

Figur des Langendammers, der schlank war wie eine Gerte. Er trug ein kurzes, schwarzes Röckchen, dazu groß karrierte helle Beinkleider: Offizierszivil von vor dreißig Jahren. Das weiße, borstige Haar strafte die roten Backen des alten Herrn Lügen. Sehr viel Wert hatte Malte von jeher auf seinen Schnurrbart gelegt; des Feiertags, wo er sich Zeit zur Toilette nehmen konnte, wichste er ihn, Wochentags, wo Malte an andere Dinge zu denken hatte, als an diese männliche Zierde, hingen die Schnurrbartenden schlaff hernieder. Kriebow wußte das von früher her, und amüsierte sich im Stillen über die ausgedrehten Spitzen, die von hinten zu beiden Seiten des Kopfes sichtbar wurden.

Major von Pautin riß eine Thür auf, ließ das Paar eintreten und schrie in seiner lauten Manier, die ihm den Namen „Schreimalte" eingetragen hatte, über Kriebows Schulter weg in's Zimmer: „Kinder, die Grabenhäger! Ich hab's ja gesagt, heute kommen sie!"

„Sie finden die ganze Familie beisammen, meine Gnädige!" rief er dann Klara zu.

Nachdem das Vorstellen überstanden war, setzte man sich. Auf dem Tisch stand das silberne Kaffeezeug, und Liqueurflaschen in reicher Auswahl; geraucht war stark worden.

Klara, bekam einen nicht allzu günstigen Eindruck: gerötete Gesichter, laute Unterhaltung, Damen, die wohl nur der Neugekommenen wegen die Cigarette weggelegt hatten.

Unter den Frauen fiel ihr jedoch eine auf, die in Haltung, Gesichtszügen und Toilette etwas Besonderes hatte und nicht zu dieser Umgebung zu passen schien. Das mußte Mira sein! Klara fühlte sich durch die Erscheinung gefesselt. In diesem feinen Kopf und der stolzen Haltung lag etwas, das die Frage herausforderte: wer bist du? und die Hoffnung wurde wach gerufen, Herz und Geist dieser Frau möchten nicht hinter ihrem Äußeren zurückstehen.

Für die beiden Pantinschen Töchter konnte man sich allerdings keine ungünstigere Folie denken, als diese Schwägerin. Mit ihrer Figur hätte Mira auch noch ganz andere Frauen in Schatten gestellt, als Frau von Rentell, die wohl den Ehrgeiz, eine Taille zu besitzen, längst aufgegeben hatte, und Kari, die noch keine führte. Alles was den beiden Schwestern an Chic abging, schien in dem Raffinement vereinigt, mit dem Mira angezogen war.

Kari kochte von neuem Kaffee. Der alte Hanning hatte frische Tassen und Liqueurgläschen herangebracht; der Hausherr erkundigte sich bei Klara, ob sie rauche, und da sie verneinte, bat er für die übrige Gesellschaft um Erlaubnis, weiter rauchen zu dürfen.

Der Fähnrich hatte sich neben Klara gesetzt und versuchte, sie mit seiner grünen Weisheit über Pferdezucht zu unterhalten, bis sein älterer Bruder ihn veranlaßte, ihm den Platz einzuräumen.

Ulrich von Pantin hatte Figur und Gesichtsschnitt

seines Vaters geerbt; er war unzweifelhaft eine gute Erscheinung und konnte sich neben seiner Frau sehen lassen. Aber die Straffheit der Haltung und die Frische des alten Malte gingen ihm ab. In seinen matten, verschleierten Augen lag etwas Müdes, Abgelebtes. Mit leicht näselnder Stimme führte er die Unterhaltung. Klara hatte zwar das Gefühl, daß er sich Mühe gebe, liebenswürdig gegen die Frau seines Freundes zu sein, aber er kam dabei über eine gewisse blasierte Höflichkeit nicht hinaus. Es wurden verschiedene Themata angeschlagen; man quälte sich ab und konnte doch nicht warm dabei werden.

Leichter floß die Unterhaltung in einer anderen Ecke des Zimmers, zwischen Kriebow und Mira. Sie saß auf dem Fensterbrette, schlug Bein über Bein — wobei man ihren tadellos sitzenden Schuh sah — und zündete eine Cigarette an der anderen an.

Kriebow hatte es im Stillen vor diesem Wiedersehen mit Mira Pantin gebangt. Daß die Intimität, in der er ehemals zu Ulrichs Gattin gestanden, jetzt nicht wieder aufleben konnte, war ja klar. Wie er sein eigenes Benehmen einzurichten habe, konnte ihm nicht zweifelhaft sein — er war nur nicht sicher, wie sich Mira ihm gegenüber stellen werde. Er kannte sie: ihre Begriffe über das Schickliche waren ziemlich weitherzige. Sie war berühmt für die Offenheit ihrer Ausdrucksweise. Gerade dieser völlige Mangel an Prüderie hatte Kriebow angezogen; man konnte mit ihr verkehren,

wie mit einem Kameraden, ohne sich irgend welchen Zwang auferlegen zu müssen.

Eine andere Frage war, wie Klärchen das aufnehmen werde. Mira gefiel im Allgemeinen den Herren besser als den Damen. Die Frauen nahmen Anstoß an ihrem Wesen, konnten ihr vor allem die Rücksichtslosigkeit ihrer Sprache, die Ungeniertheit ihres Auftretens nicht verzeihen. Dabei war sie wirklich nicht so schlimm, wie sie sich gab. Man durfte doch nicht vergessen, wie verwöhnt diese Frau war, und Vieles mußte man ihrem Temperament zu gute halten.

Ob Klärchen das verstehen würde, oder ob sie in den Chor der Entrüsteten einstimmen werde? —

Mira eröffnete die Unterhaltung mit ihrem ehemaligen Verehrer, indem sie ihm Nettes über seine Frau sagte. Es lag durchaus nichts Boshaftes in der Art, wie sie das that. Für ihn war das eine Beruhigung; man konnte nie im Voraus sicher sein, wie Frauen es auffassen mochten, wenn ein Bewunderer heiratete. Aber Mira war nicht gekränkt. Gott sei Dank! Ihr Lob that ihm wohl. Was sie sagte, meinte sie auch; denn alles konnte man ihr vorwerfen, nur nicht Schmeichelsucht. —

Dann erkundigte sie sich, wann er mit seiner Frau nach Berlin kommen werde. Sie nahm es als selbstverständlich an, daß sie den Karneval dort mitmachen würden. Als er erklärte, sie wollten den ganzen Winter nicht von Grabenhagen weggehen, rief Mira ehrlich ver-

wundert: „Sie sind nicht bei Troste, Kriebow!" Er lachte und meinte, es sei sein voller Ernst.

„Und Ihre Frau thut da mit?"

„Ja, Klärchen freut sich schon. Da werden wir's uns recht gemütlich einrichten zu Haus."

„Was wollt Ihr denn machen den ganzen Tag? Zärtlich sein! — Wie lange seid Ihr denn schon verheiratet?"

„Gestern waren's vier Monate."

„Um Gottes willen und dabei noch solche Illusionen!"

Er wünschte sie abzubringen von diesem Thema; man wußte ja bei ihr nie, wie weit sie gehen würde. Über seine Ehe mit Mira zu reden, das erschien ihm denn doch wie eine Entweihung. Er begann also von seinen Plänen zu sprechen, daß er sich selbst mehr um die Wirtschaft kümmern wolle. Dann habe er ja auch die Jagd. Schlitten werde er fahren, Zeitungen lesen. Auch Bücher habe er angeschafft.

„Und Ihre Frau?" rief Mira. „Oder halten Sie sich für so interessant, daß sie um ihretwillen auf alles Amüsement verzichen soll!"

„Meine Frau ist, Gott sei dank, sehr häuslich," erklärte er, absichtlich eine reservierte Miene annehmend.

„Na, dann gratuliere ich. Ich kann Ihnen versichern, wenn mir Ulrich so etwas zumuten wollte, ich ließe mich scheiden. Ich fürchte, Kriebow, Sie sind auf dem Wege zum Krautjunker. Es wäre schade, denn sie

hatten Anlage zu was Besserem — waren wirklich ein fescher Kerl — schade, wenn Sie verbauerten!" —

„Das wäre noch nicht das Schlimmste, was einem passieren könnte. Übrigens, wenn Ulrich mal Langendamm übernimmt, dann werden Sie sich auch mausern müssen . . ."

„Werden Sie bei mir niemals erleben! Zur Landpomeranze bin ich verdorben. Ohne große Geselligkeit kann ich nicht existieren. Ulrich weiß das. ‚Wenn ich mich einpökeln lassen soll, dann nicht!' habe ich ihm gesagt. Er weiß woran er mit mir ist. So wie ich bin, bin ich nun mal. — Sehen Sie sich mal hier die gute Wanda an" -- sie wies dabei auf ihre Schwägerin, Frau von Rentell — „so werden — nein! Lieber tot als malchic!"

In diesem Augenblicke sah man einen Wagen um die Ecke am Dorfteich biegen. „Wer kommt denn dort mit Schimmeln?" fragte Kriebow.

„Schimmel! Das könnte nur der kleine Katzenberg sein," erwiederte Mira, sich auf ihrem Sitze umwendend. „Ist es auch! John Katzenberg!"

„Was ist denn das für eine Größe?" fragte Kriebow

„Der neue Regierungsassessor!"

„Und wie soll er heißen?"

„Herr von Katzenberg."

„Auch noch „von"! Den Namen hat man doch nie gehört hier zu Lande! — Chice Equipage übrigens, die der Mann verführt," sagte Kriebow, der den Wagen

vorfahren sah, einen Herrn auf dem Bock, den Kutscher in grüner Livree hinter ihm.

Die Jugend stürzte an die Fenster. „Wer kommt denn da noch?“ fragte der Hausherr.

„John Katzenberg!“ rief der Fähnrich. „Schon wieder neue Fahrhandschuhe, Papa!“

„Donnerwetter, das ist famos!“ schrie Malte „Kennen Sie den schon, Kriebow?“

„Nein, Herr Major, heute höre ich das erste Mal von ihm.“

„Unser Assessor! Ein großartig schneidiges Kerlchen! Hat Geld wie Heu. Übrigens ein anständiger Mensch. Mira hat die ganze Familie im Seebade kennen gelernt. Durchaus achtbare Leute! — Nichtwahr, Mira?“

Mira hörte nicht; sie hatte das Fenster geöffnet und unterhielt sich mit dem eben Angekommenen. Der alte Hanning war inzwischen eingetreten und meldete: „Regierungsassessor von Katzenberg!“

„Bring ihn rauf!“ rief Malte.

„Ich dächte, der käme recht häufig!“ sagte Wanda, bekannt durch ihre gelegentlich nicht besonders klugen Bemerkungen. „Ja, wirklich, ich glaube ein Dutzend Mal ist der nun schon hier gewesen.“

„Laß ihn doch, in drei Teufels Namen kommen, so oft er will!“ schrie ihr Vater sie an. „Das wird uns nichts schaden und ihm auch nicht. Ich freue mich, daß der junge Mensch sich so zu den guten Häusern

der Gegend hält. Er hat überhaupt anständige Sentiments!"

„Kari hat vorige Nacht geträumt . . . ." sagte Mira vom Fenster her.

„Mira, du schweigst!" rief Kari und stürzte auf ihre Schwägerin zu, ihr den Mund zuzuhalten.

„Was hat Kari geträumt?" riefen die Brüder. „Erzählen!"

„Kari hat heut Nacht geträumt, daß Herr von Katzenberg . . ."

„Mira, du bist schrecklich!"

„Pst! jetzt kommt er. Ich erzähl's nachher."

„Kari, deine Backen sind feuerrot," sagte der Fähnrich, während der Angemeldete bereits eintrat.

Assessor von Katzenberg zeigte sich als ein junger Mann von mittelgroßer, geschmeidiger Figur. Sein wohlgezogenes braunes Schnurrbärtchen stand von den Mundwinkeln breit aufgebürstet, wie's die Mode, zu ein Paar auffällig dunklen und glänzenden Augen empor. Erich von Kriebow, der auch bei Männern großes Gewicht auf die Toilette legte, stellte fest, daß dieser Assessor tadellos angezogen sei. — Herr von Katzenberg schien überhaupt ein Mann von Welt zu sein; die Art, wie er den Hausherrn ehrerbietig begrüßte, wie er den verheirateten Frauen mit Grazie die Hand küßte, Kari mit vielsagendem Blicke einige Blumen überreichte, dem Fähnrich kameradschaftlich auf die Schulter klopfte, Ulrich und Major von Rentell freundschaftlich begrüßte

und sich schließlich bei der Vorstellung dem Ehepaar Kriebow gegenüber zurückhaltend verneigte, sprach für seine gesellschaftliche Erziehung und Sicherheit. —

Kriebow, der wieder neben Mira stand, sagte halblaut zu ihr: „An Schüchternheit scheint mir der neue Assessor gerade nicht zu leiden."

„Sagen Sie mir nichts gegen den Kleinen!" rief Mira. „Der ist mein ganz besonderer Protege."

„Ja, wie kommen Sie eigentlich zu dem?" fragte Kriebow, dessen Neugier rege geworden war; er glaubte doch alle bisherigen Freundschaften und Beziehungen Miras einigermaßen zu kennen.

„Wie man sich so im Leben trifft!" sagte Mira in nachlässigem Tone, von Kriebow weggehend; es lag ihr offenbar nichts daran, ihn weiter aufzuklären.

Kriebow sah Mira zu seiner Frau gehen, neben der sie sich niederließ. Das war ihm lieb, er wünschte ja, daß die Beiden sich kennen lernen sollten.

„Haben Ihnen die Ohren nicht oft geklungen in der letzten Zeit?" fragte Mira, die Unterhaltung mit Erich von Kriebows Gattin eröffnend. „Seit ich hier bin, habe ich Ihren Namen schon unzählige Male gehört."

„Den Meinen!" sagte Klara erstaunt

„Ja, man spricht in dieser Gegend mit Vorliebe von Leuten, die man nicht kennt. „Neugier" ist eine sehr gelinde Bezeichnung für die Gemütsverfassung, in der sich die meisten Damen hier befinden. Ich bin auch

bereits angesteckt davon. Es interessiert einen doch aber auch zu sehr, Erich Kriebows Frau nun einmal leibhaftig vor sich zu sehen. Wir sind nämlich sehr gute Freunde, Erich und ich. Er ist auch wirklich ein zu netter Kerl! Sie können lachen. Aber, um Gottes willen, Sie nehmen mir das doch nicht übel! — Ich bin nämlich so, ich sage alles ehrlich heraus, sich genieren kommt mir so dumm vor; das thun nur noch die kleinen Bürgersfrauen. Ist garnicht mehr Mode."

Dann fing Mira an, zu fragen, wo sie ausgegangen sei, was sie an Geselligkeit mitgemacht habe. Als Klara erklärte, sie sei bis zu ihrer Verheiratung zu Haus gewesen, und was man so „ausgehen" nenne, kenne sie aus eigener Erfahrung garnicht, wollte Mira die Hände über dem Kompfe zusammenschlagen. War denn so etwas möglich! Dann hatte sie ja noch garnichts gesehen von der Welt, und dazu wollte sie Kriebow auch noch in Grabenhagen „einpökeln". —

Darauf sagte sie zu Klara ungefähr dasselbe, was sie vorher Erich gegenüber schon auseinandergesetzt hatte: sie müßten nach Berlin kommen im Winter, in Grabenhagen würden sie „versauern".

Klara wurde immer schweigsamer, zog sich ganz in sich zurück. Die Nasenflügel vibrierten ein wenig in dem weißen Gesicht, sonst merkte man ihr nichts an von der tiefen Erregung, in der sie sich befand.

Mira gab es schließlich auf, etwas aus Klara herauszubekommen. Auf was bildete sich die Kleine

hier denn eigentlich soviel ein? Um Gottes willen, sie war doch nicht etwa moralisch entrüstet, die gute Frau! Natürlich, das war es auch! Rührend! Ein verächtliches Lächeln zuckte um ihren Mund. ‚Einfältiges Ding‘, das war das Urteil, das in ihren Zügen zu lesen stand, als sie sich jetzt erhob, um sich bei den Herren bessere Unterhaltung zu suchen. —

Erich von Kriebow hatte der Begegnung zwischen Mira und Klara von weitem zugesehen; das Gespräch konnte er nicht hören, aber er schloß aus dem Mienenspiel der beiden Frauen, daß die Unterhaltung auf Hindernisse gestoßen sei. Wenn Klärchen diesen harten Zug um den Mund bekam, dann war sie unzugänglich, er kannte das. Und Mira sah aus, als sei sie beleidigt worden. Schade! Warum wollte sich Klara nicht etwas Mühe geben, liebenswürdig zu sein, sie, die so entzückend sein konnte, und nun, wo es mal darauf ankam, saß sie da, wie ein Stock! — Was würde Mira mit ihrem Schandmaul in Berlin verbreiten für boshafte Beschreibungen über seine Frau. Es war zu ärgerlich! —

Herr von Katzenberg bekam seinen Kaffee von Kari eingeschenkt. Dann zogen sich die Beiden in eine Ecke zurück. Man sah Katzenbergs glänzende Augen, die in unausgesetzter Wanderung begriffen waren von Karis goldblondem Haar nach ihren rosigen Wangen und dem kaum angedeuteten Busen der Siebzehnjährigen, und hörte gedämpftes Tuscheln, gelegentlich auch das herz-

liche Auflachen des jungen Mädchens. Die übrige Gesellschaft stellte sich an, als sähe sie die Beiden nicht.

„Netter Kerl der Sohn Katzenberg!" sagte Ulrich zu seinem Freunde Kriebow. „Hält sich Pferde, ist Reserveoffizier bei einem guten Regiment. Für den Kreis jedenfalls eine sehr nette Acquisition!"

„Deine Frau hat ihn kennen gelernt im Seebade höre ich," sagte Kriebow.

„Ja! das heißt Mira lernte erst die Eltern kennen, den Sohn nachher."

„Wie ist er eigentlich in unsere Gegend gekommen?"

„Der alte Landrat von Ruhbeck wünschte sich einen tüchtigen Assessor. Und Katzenberg soll ja eine Kraft erster Klasse sein. Die Vermittelung hat Mira übernommen. So hat sich die Sache arrangiert."

Sobald Herr von Katzenberg auch mit Cognac und Cigarre versorgt war, schlug Major von Pantin vor, in's Freie zu gehn, da der „Wachtmeister" nachgerade zu toll geworden sei im Zimmer.

„Wo soll's denn hin gehen?" fragte jemand.

„Na, natürlich, zu den Gänlern!" hieß es.

Mira nahm die Tete, ihr gesellte sich der Assessor zu.

„Das wäre so en Landrat für uns," sagte Malte zu Kriebow, auf den Assessor weisend. „Wenn mal der alte Ruhbeck ausgedient hat."

„Dazu ist aber vorläufig wohl geringe Aussicht," meinte der Grabenhäger. „Ruhbeck ist doch noch rüstig und durchaus nicht amtsmüde."

„Ja, aber mit Groß-Podar soll's wackelig stehn. Ruhbeck wird sich wohl nicht mehr lange drauf halten können. Den Mann haben die vielen Kinder aufgefressen."

„Sollte mir sehr leid thun, wenn wir Ruhbecks verlören aus der Gegend," erwiderte Kriebow, den die Sache etwas anging, da Groß-Podar, das Familiengut der Ruhbecks, nächste Nachbarschaft war von Grabenhagen.

An Klara hatten sich Wanda und Kari angeschlossen. Sie gingen gerade vor Erich her, und er konnte sehen, wie lebhaft sich seine Frau, die eben noch Mira gegenüber so steif gewesen, mit den beiden Schwestern unterhielt.

Inzwischen war man zu den Koppeln gekommen. Der Langendammer zog ein schnittiges Halbblut. Seine Zuchtprodukte erfreuten sich eines gewissen Rufes. Als Händler aber war Malte berüchtigt; er liebte es besonders, jüngere unerfahrene Offiziere „aufzurichten". Auch Kriebow, der sich vor Jahren einmal mit Malte in einen Handel eingelassen, wußte davon ein Lied zu singen.

Mira hatte Zucker eingesteckt und lockte ein Paar Zweijährige heran. Malte machte auf die Formen seiner Pferde aufmerksam, nannte ihre Abstammung und pries ihre Eigenschaften. Assessor von Katzenberg that dem alten Herrn den Gefallen, sich einen längeren Vortrag von ihm anzuhören.

„Das wäre eigentlich so ein Pferdchen für Sie, Herr von Katzenberg!" sagte Malte mit der unschuldigsten Miene der Welt und wies auf einen Braunen mit weißem Stern. „Ein angehender Landrat muß auch beritten sein. Bis Sie soweit sind, könnte ich Ihnen den Braunen da zureiten lassen."

„Gieb dir keine Mühe!" sagte Mira zu ihrem Schwiegervater. „Herr von Katzenberg ist versorgt. Weißt du was für einen Gaul er gekauft hat! Ich darf's doch sagen?"

Der Assessor verbeugte sich.

„Obergigerl."

„Hm, dann freilich!" sagte der Langendammer. Es war ihm nicht fremd, daß der Träger dieses Namens, ein edelgezogenes, englisches Pferd, im großen Berliner Jagdrennen Erster gewesen war.

„Ja, Herr von Katzenberg hat mir auch versprochen, daß er Obergigerl nächster Tage herbringen und uns vorreiten wird."

„Und gnädige Frau, vergessen Ihre Zusage nicht," sagte Katzenberg mit besonderem Blicke zu Mira.

„Erinnere mich mal dran, Ulrich, daß ich heute noch nach Berlin schreibe," rief Mira ihrem Gatten zu, „sie sollen mir meine Reitsachen hierher schicken."

„Ich denke, du willst diesen Herbst nicht reiten, Mira?"

„Nun, ich habe mir's eben anders überlegt, mein Schatz!"

* * *

Auf dem Nachhausewege saß der Grabenhäger eine ganze Weile schweigend neben seiner jungen Frau. Er hatte das deutliche Gefühl, daß Klärchen durch das in Langendamm Gesehene enttäuscht sei. Merkwürdig! Ihm hatten seine Freunde heute auch weniger gefallen als sonst. Hatten sich die Leute so verändert; oder stellte er neuerdings höhere Anforderungen? — Es war ihm, als müsse er sich darüber rechtfertigen vor Klara.

„Spaßhafte Leute diese Pantins, was?" sagte er.

Klara erwiderte nichts.

„Es hat dir wohl nicht gefallen in Langendamm?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nein, Erich!" erwiderte sie mit einem erleichternden Seufzer. „Ich bin so froh, daß wir jetzt nach Haus fahren! Ich glaube, länger hätte ich's nicht ertragen."

„Ach, sie sind nicht so schlimm! Schade, daß dieser Herr von Katzenberg gerade kommen mußte, der verdarb alles. Malte ist im Grunde ein ganz famoser, alter Knabe, wenn er auch mit seinem Schreien etwas auf die Nerven geht. — Was sagst du eigentlich zu den Damen, Klärchen?"

„Eine einzige ist darunter, die mir gefällt", sagte Klara nach kurzer Pause.

„Wer denn?" fragte er voll Spannung.

„Die Jüngste, Kari heißt sie wohl."

„Kari! — du spaßest! — dieses ungelenke, halbentwickelte Ding, die mit ihren Gliedern nicht weiß, wo

sie hin soll. Die kann dir doch unmöglich imponieren, Klärchen?"

„Sie hat so etwas Ehrliches; das rührt mich so. Sie möchte so gern gut bleiben, und das wird ihr so furchtbar schwer gemacht."

„Begreife ich einfach nicht!"

„Man weiß doch, wie es so einem jungen, unberatenen Dinge um's Herz ist in dem Alter. Und keine Mutter zu haben!" —

„Ich weiß nicht, ich kann mich für Kari nicht begeistern. Total uninteressant, und hübsch auch nicht besonders. Eine richtige Tramplagunda! Na, vielleicht formiert sie sich noch. Aber neben Mira darf man sie nicht sehen. — Wie gefällt dir denn übrigens Mira?" fragte er in erzwungen gleichgültigem Tone.

„Frage mich nicht so viel!"

Kriebow bemerkte einen Ausdruck von Unwillen in ihren Zügen.

Sie war also doch entrüstet! Er hätte sich's ja denken können! — Übrigens er selbst hatte sich heute auch über Mira geärgert. Die Art, wie die ehemals Bewunderte diesem Herrn von Katzenberg entgegenkam, war doch entschieden ihrer nicht würdig. Hatte sich denn ihr Geschmack so verschlechtert? — Und Klärchen war Miras Benehmen natürlich auch nicht entgangen; Frauen urteilen in solchen Dingen noch viel schärfer. Oder war sie etwa gar ...., wäre es denkbar, daß Klärchen eifersüchtig sei? —

Kriebow überlegte: er hatte sich ja eine ganze Weile mit Mira allein unterhalten. Klärchen hatte das von ferne gesehen, hatte nicht verstehen können, was sie mit einander gesprochen. — Natürlich war es das: daher auch ihre Bemerkung, daß sie's in Langendamm nicht länger ausgehalten haben würde. — Da hatte man die Bescheerung: Klärchen war eifersüchtig. —

Es war ein eigentümlich gemischtes Gefühl für ihn. Im Grunde that sie ihm ja leid, aber dann kitzelte das Bewußtsein, der Gegenstand solcher Besorgnis zu sein, doch auch wieder sein Selbstgefühl. Nachdem er sich genugsam daran geweidet hatte, überlegte er sich, daß er Klärchen doch aufklären wolle. Sie sollte sehen, wie unnötig ihre Sorge gewesen sei, daß er ihr keinerlei Anlaß gegeben zu irgend einem Vorwurfe; im Gegenteil, daß er sich musterhaft aufgeführt habe.

Er berichtete ihr also sein Gespräch mit Mira: die als selbstverständlich angenommen habe, daß er mit seiner Frau nach Berlin kommen werde für den Karneval; dabei machte er sich lächerlich über Mira, diese einseitige Weltdame, die sich einbildete, man könne den Winter nirgendwo anders zubringen als in der Stadt.

„Sie hält es einfach nicht für möglich, daß man sich nicht tötlich langweilt, zu Zweien, auf dem Dorfe. Sie hat nämlich selbst gar keine Interessen, weder häusliche noch irgend welche anderen. Geselligkeit, das ist ihr ein und alles. Für den ersten Augenblick hat Mira ja entschieden etwas Anziehendes, das läßt sich nicht

leugnen; aber auf die Dauer kommt man doch dahinter, daß sie eigentlich recht leer ist. Elegant ist sie immer noch, das muß man sagen. Übrigens fand ich sie heute recht passiert."

„Ich fand, daß sie entzückend aussah", sagte Klärchen.

„Das Tageslicht ist unvorteilhaft für Mira; man sieht zu sehr, was echt an ihr und was nicht."

„Du willst doch nicht behaupten, Erich . . . ."

Kriebow lachte in sich hinein. „Ich kenne die gute Mira nun schon seit acht Jahren. Als sie damals als Debütantin auftrat — bildhübsch, lebenslustig, keinen Pfennig Geld — hatte sie große Aspirancen. Unter 'nem Prinzen wollte sie es damals überhaupt nicht thun. Seitdem hat sie Manches durchgemacht. So ein halb Dutzend Faschings ohne Resultat, das zehrt; der Teint wird nicht frischer und das Renommee auch nicht. Es war die höchste Zeit für Mira, daß einer kam, sie zu erlösen; eine wenig angenehme alte Jungfer, fürchte ich, wäre aus ihr geworden."

Hier brach er ab; er hatte bemerkt, daß in Klaras Augen Thränen standen. „Was hast du?" fragte er befremdet. Jetzt konnte sie doch wirklich nicht mehr eifersüchtig sein, nachdem er so von Mira gesprochen hatte. — „Was hast du? sag's doch, Klärchen!"

„Die arme Frau!"

„Du bedauerst Mira?"

„Sie thut mir namenlos leid."

„Weshalb denn? Sie hat ja erreicht, was sie

wollte. Sie kann ja nun thun und lassen, was ihr gefällt, als verheiratete Frau; und davon macht sie den ausgiebigsten Gebrauch."

„Ich glaube, daß an ihr viel gesündigt worden ist."

„Von wem denn nur?"

„Von all den Menschen, die sie zu dem gemacht haben, was sie jetzt ist, und am meisten von ihrem Manne."

Kriebow war betroffen. Eigentlich hatte sie ja Recht: Ulrich war viel mit Schuld daran, daß Mira so extravagierte. Obgleich er selbst zu den Verehrern dieser Frau gehört, hatte er im Stillen dem Ehemann die Langmut oftmals verdacht. Mir sollte so etwas nicht passieren! hatte er dann wohl zu sich gesagt. Erstaunlich blieb es aber doch, wie schnell Klärchen das herausgefunden.

Beide schwiegen eine ganze Weile, jedes mit den eigenen Gedanken beschäftigt.

Die Füchse wußten, daß es nach Hause gehe, und traten so leicht und sicher, daß Kriebow kaum mehr zu thun hatte, als die Zügel zu halten. Die untergehende Sonne verschönte mit satten Farben die Landschaft, von der sie Abschied nahm.

Alles, woran sie vor einigen Stunden im klaren Tageslicht vorbeigefahren waren, trat wieder auf, aber vergrößert und vielsagender gleichsam. Allmählich verwischte die Dämmerung die scharfen Konturen der Dinge. Die Ferne verschwamm hinter stumpfgrauen Schleiern.

Von jenem See, in welchem die Kirche versunken, war nichts mehr zu erkennen, als ein weißes scharf abgegrenztes Nebeltuch auf dunklem Untergrunde. Auf dem nahen Hügel mit der Schwedenschanze aber die alten Wachholder standen da wie steife Schildwachen, unbeweglich und düster nach der Straße hinüberspähend. In den Wiesen, dem Auge unsichtbar lief der Wachtelkönig, den Fahrenden mit schnarrender Stimme ein bald nahes bald fernes Konzert gebend.

Haus und Hof waren nicht mehr fern; da drüben eingehuschelt in dunklen Baumkronen lagen sie. Die Füchse den nahen Stall witternd, griffen unaufgefordert noch stärker aus. Klara schmiegte sich, ohne ein Wort zu sagen, dichter an Erich an. Ein Gefühl wohligen Glückes bemächtigte sich seiner. Da vor ihm die Heimat, und hier eine, die ihn liebte. Die Dunkelheit benutzend beugte er sich zu ihr hinab und küßte sie.

Schon leuchtete aus den Katen hie und da ein Lichtchen. Der melancholische Ton einer Ziehharmonika zitterte durch den Abend. Und nun stieg die massige Form des Herrenhauses vor ihnen auf. Im Eßzimmer war Licht.

„Mamachen wartet mit dem Abendbrod auf uns.“ sagte Klara.

Dann fuhr der Wagen im schlanken Trabe vor; man war zu Haus.

IV.

Frau von Lenkstädt hatte Grabenhagen wieder verlassen. Sie kehrte nach Burgwerda zurück, da sie sich überzeugt hatte, daß ihre Tochter sie nicht mehr nötig habe. Kriebow redete ihr zwar zum Bleiben zu; die alte Dame war ihm für diese wohlgemeinte Höflichkeit dankbar, aber sie war welterfahren genug, zu wissen, was sie davon zu halten habe.

So schwer der Mutter das Scheiden von der einzigen Tochter wurde, so reiste sie doch beruhigten Herzens in die Heimat zurück; die Sorge, die sie einen Augenblick für Klärchens Glück gehabt, war zerstreut.

Die junge Frau begann nun, sich ganz dem Hauswesen zu widmen und die Wirtschaft nach ihrem Sinne einzurichten. Die Mutter hatte ihr ja vorgearbeitet.

Die schwierigste Frage für Klara war, wie sie sich dem Ehepaar Kruke gegenüber verhalten solle. Bei Erichs Vater waren diese Leute alles in allem gewesen. Erich selbst war, als er den Besitz von Grabenhagen antrat, natürlich herzlich froh, einen zuverlässigen Kastellan und eine erfahrene Wirtschafterin zu haben, denen er, während er in Berlin war, daheim alles mit Seelenruhe überlassen konnte. Und auch jetzt noch, nachdem er in Grabenhagen eingezogen war, sah er es für ein Glück an, in diesen Beiden bewährte Dienstboten zu besitzen, die in alle Verhältnisse der Häuslichkeit eingeweiht waren.

Kruke wußte, wo im Keller der beste Platz war für den Rotwein, er verstand sich darauf, ein Faß Essig sachgemäß abzuziehen, er kannte sich aus mit dem Heizungswesen, er stand in persönlichem Verhältnis zu jedem einzelnen Stück des Familiensilbers. Im Behandeln der Herrengarderobe war er Meister. Im Tafeldecken und Servieren hatte er nicht seines gleichen. Kurz Erich von Kriebow hatte alle Veranlassung, seinen Kruke ein Faktotum zu nennen, und ihn der jungen Frau bereits im Voraus als ein Juwel anzupreisen.

Frau Kruke war in ihrer Art mindestens ebenso vielseitig wie ihr Mann. Sie hatte, als Küchenmädchen anfangend, nahezu alle Posten die der Weiblichkeit zugänglich waren, im Grabenhäger Hause einmal bekleidet. In Küche und Vorratskammer, beim Backofen, auf dem Boden, in der Milchkammer, auf dem Bleichplan, in Waschstube und Hühnerhof, überall war sie zu Haus; überall war sie aber auch gewohnt, unumschränkt zu gebieten.

Sie mochte wohl im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit gerechnet haben, daß sich darin auch unter der neuen Herrin nicht allzuviel ändern würde. Als Klara beim Empfange in's Haus getreten war, hatte ein zufriedenes Schmunzeln Frau Krukes faltiges Gesicht erhellt. Die sah nicht danach aus, als werde sie selbst regieren wollen.

Aber dieser Triumph sollte gar bald dem Gefühle des Schreckens Platz machen über das energische Wesen,

das sich bei der jungen Frau hinter so zarter Außenseite verbarg.

Frau Kruke war empört, daß die neue Herrin den Schlüssel an sich nahm. Das war anmaßend von ihr, aber im Grunde änderte es nichts; denn die Wirtschafterin hatte wohlweislich einen für sich behalten, der alle Schlösser öffnete.

Weniger angenehm erschien es, daß die junge Frau sich's in den Kopf gesetzt hatte, selbst herauszugeben, und daß sie Rechnungslegung verlangte, wobei sie jeden Fehler sofort herausfand. Man war nie vor ihr sicher; überall kontrollierte sie, alles sah sie, und was das merkwürdigste war: auf alles schien sie sich zu verstehen.

So etwas war unerhört! das wollte eine Dame sein! — Frau Kruke war wirklich entrüstet. Wie sollte man denn bei einer solchen Kontrlloe bestehen können! Sie war nun über dreißig Jahre in diesem Hause im Dienst, aber das war ihr noch nicht vorgekommen, daß sie wegen Butterverschwendung getadelt worden wäre, oder daß man sie über den Verbleib der Eier zur Rechenschaft gezogen hätte.

Frau Kruke prophezeite, das werde kein gutes Ende nehmen. Der gnädige Herr sei sehr zu beklagen; ein so guter und freundlicher Herr, und nun habe er sich so beheiratet! —

Klara ahnte, welcher Haß in der Seele der alten Person gegen sie lodern mochte, aber sie nahm das nicht allzuschwer. Sie hatte die Wirtschafterin sehr bald

durchschaut; sie sah, daß unter ihrer Tyrannei das ganze Hauswesen litt, sie sah vor allem, daß durch ihre Unlauterkeit die anderen Dienstboten zum Teil auch schon angesteckt waren. Die junge Frau erwog bei sich, ob es nicht geraten sei, hier reinen Tisch zu machen. Das räudige Schaf auszumerzen, wäre ja das einfachste gewesen. Aber Klara sagte sich, daß sie es ihrem Manne nicht zumuten könne, sich von einem ihm so bequemen Diener zu trennen, wie Kruke war; daß der seiner Frau gefolgt wäre, war ja klar. — Und auch an der Wirtschafterin hing Erich. Sie war für ihn eine Erinnerung an die Eltern. Sollte man ihn nun jetzt, wo er in's Regiment gekommen, in die unangenehme Lage bringen, Leute wegzuschicken, welche er als „gute, alte Familienstücke" zu bezeichnen pflegte?

Das sollte ihm erspart bleiben; da wollte sie lieber den für sie selbst schwierigeren Ausweg wählen: die alte Person behalten, aber sie unter die schärfste Kontrolle nehmen.

Es gehörte zu den schwachen Seiten von Frau Krukes Wirtschaftsweise, daß sie eine große Anzahl Hände brauchte zu ihrer Unterstützung. Da war eine Leuteköchin, ein Küchenmädchen, eine Hausmagd, ein Paar Stubenmädchen und dazu noch mehrere Außenmädchen. Früh bei der Hausandacht war die Gelegenheit, wo Herrschaft und Dienstboten zusammenkamen. Man sang da ein Lied, das Klara auf dem Harmonium begleitete, der Herr las die Losung vor, dann wurde

gemeinsam das Vaterunser gebetet. Kriebow hatte sich bereits mehr als einmal lustig gemacht über den Schwarm von Frauenzimmern, an deren Spitze Frau Kruke bei dieser Gelegenheit anzutreten pflegte; er behauptete, wenn er nicht Kruke und Franz hätte zur Verteidigung in Notfällen, würde ihm bei so viel Weiblichkeit bange werden.

Klara kündigte bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, einigen von diesen, und zwar den Lieblingskreaturen der Wirtschafterin. Dafür mußte Ersatz geschafft werden, denn eine bestimmte Anzahl von dienstbaren Geistern brauchte das große Haus ja natürlich.

Sie hatte beschlossen, sich selbst ein Mädchen heranzuziehen. Unter den Kindern der Tagelöhner gab es doch gewiß eine oder die andere, die sich eignen würde. Ihre Mutter hatte sich daheim stets die Mädchen selbst herangebildet; das wurden dann die tüchtigsten und anhänglichsten.

Erich, mit dem sie darüber sprach, gab ihr den Rat, sich an den Inspektor zu wenden, der würde ihr verschaffen, was sie brauchte. Aber Klara verschmähte das. Selber wollte sie in die Kathen gehen und sich umsehen.

Der Gedanke gefiel ihrem Manne nicht. Es gab in den Arbeiterwohnungen doch so mancherlei, wovon eine junge Frau nichts zu wissen brauchte. Ihm waren diese Dinge ja von Jugend auf bekannt, er nahm sie als etwas Selbstverständliches hin. Die Art Leute

hatten nun einmal andere Begriffe über Anstand und Sitte, das hing so mit dem Landleben zusammen: ländlich sittlich! — Aber seine Frau sollte nicht mit dem Schmutze in Berührung kommen. Der Gedanke, Klärchen könne ein rohes Wort hören, etwas Unanständiges sehen, war ihm unerträglich. Diese Art Erfahrungen waren garnicht nöthig für eine Frau; die hatte er ja für sie. Er wollte, daß sie sich den zarten Duft der Unschuld und Unerfahrenheit wahren solle, so lange als möglich.

Er redete ihr darum ab. Seine Gründe konnte er ihr freilich dabei garnicht einmal sagen.

Klara lachte ihn aus: was? sie werde die Sprache der Leute nicht verstehen! — nun dann würde sie sie eben lernen. Oder sie werde sich anstecken mit irgend einer Krankheit! — dann lohnte sich das Leben überhaupt nicht, wenn man so ängstlich sein wollte.

Eines Tages erzählte sie ihrem Manne, als er von der Hühnerjagd zurückkam, mit freudestrahlendem Gesichte, sie sei heute bei mehreren Tagelöhnerfamilien gewesen, morgen wolle sie zu anderen gehen und so alle durch. Es sei ausgezeichnet gegangen. Der Dialekt habe ihr nur wenig Schwierigkeiten gemacht, und in Zukunft hoffe sie ganz gut mit den Leuten auszukommen.

Jeden Tag erzählte sie ihm jetzt von ihren Umgängen im Dorfe. Er bangte immer, das werde ein unerfreuliches Ende finden, wenn ihr erst mal die Augen aufgehen würden, über mancherlei, was sie jetzt

noch nicht sah. Aber es schien ein guter Engel über ihrer Arglosigkeit die Wacht zu halten. Da war eine Familie, die hatte so reizende Kinder. In dem einen Kathen wohnte eine Hausfrau, die das Muster war von Ordnung und Sauberkeit. Eine andere wieder zeichnete sich durch die gute Pflege aus, die sie ihrem Vieh angedeihen ließ. Einmal hatte ihr ein alter Mann eine merkwürdige Geschichte erzählt. Ein andermal kam sie tief ergriffen von ihrem Gange zurück; sie hatte eine Mutter gefunden, die schwindsuchtskrank darnieder lag und die, den sicheren Tod vor Augen, ihr grausames Geschick mit christlicher Ergebung trug. So gab es in jedem Hause und in jeder Familie etwas Besonderes, das ihr Mitgefühl wach rief.

Die Besuche in den Tagelöhnerkathen wurden für Klara eine Beschäftigung, an der sie stets wachsendes Interesse nahm. Gegen die Gutsarbeiter ihrer Heimat fielen ihr die Grabenhäger Leute auf durch Gelassenheit und selbstbewußte Haltung; selbst in der äußersten Armut büßte diese Art eine gewisse Würde nicht ein. Daheim in Burgwerda hatte sie sich häufig unangenehm berührt gefühlt durch die wichtigthuerische Geschwätzigkeit, mit der die Armen ihre Not an die große Glocke hingen. Die hier waren wortkarg und zurückhaltend, sie klagten nicht, und gegen mitleidiges Fragen schlossen sie sich ab, als habe niemand ein Recht, sich um ihre Sorgen zu kümmern.

Besonders bei den Männern begegnete Klara dieser

Verschlossenheit, die häufig nicht weit entfernt war von Trotz. Irgend ein Mißtrauen schien sie zu beseelen. Sie glauben wohl gar, die Frau des Gutsherrn suche ihre Wohnungen auf, um bei ihnen zu spionieren. Ein Hausvater versicherte ihr geradezu, bei ihm sei nichts Gestohlenes zu finden.

Noch eine andere Erscheinung war für Klara auffällig: es gab unter den Tagelöhnern nur ganz wenige, die in Grabenhagen geboren waren. Die Meisten stammten von anderen Gütern, hatten schon eine ganze Anzahl Dienste gehabt. Manche Familien waren erst ein oder zwei Jahre im Dorfe und wollten womöglich schon wieder weiterziehen.

In ihrer Heimat war das ganz anders. Da waren die Dorfleute angesessen; jeder hatte da sein Häuschen und sein Stück Land, von dem aus er auf Arbeit ging. Ein Umherziehen von Gut zu Gut, wie hier, gab es da nicht.

Es war schwer für Klara, sich in diese Verhältnisse zu finden. Sie fragte gelegentlich einen oder den anderen, der gerade „trecken" wollte, weshalb sie fortgingen. War es etwa in Grabenhagen schlechter als anderwärts? war der Lohn geringer, als auf den Nachbargütern? Keiner wollte das behaupten. Was war es denn also? — Die Leute wußten entweder keine Antwort, oder wollten keine geben.

Wirklich schlecht schien es den Arbeitern nicht zu gehen. Ihre Nahrung war reichlicher und besser, als Klara sie

bei den armen Familien der Heimat kannte. Der ganze Menschenschlag hier war ein starker und kräftiger. Die ordentlichen Familien schienen ihr gutes Auskommen zu haben. Woher also diese Veränderungslust?

Sie sprach darüber mit ihrem Manne. Kriebow meinte: die Leute seien undankbar und unzufrieden, das sei die ganze Geschichte. Wenn sie eine Zeit lang auf einem Gute gewesen seien, dann würde es ihnen langweilig, dann wollten sie es mal wieder wo anders probieren.

Der Bescheid genügte Klara nicht; irgend etwas mußte hierbei sein, das Erich selbst nicht sah. Der Gedanke beschäftigte sie im Stillen weiter. —

Klara hatte bei solchen Besuchen den Plan nicht aus den Augen verloren, ein Mädchen für ihren Dienst ausfindig zu machen. Die Auswahl wurde ihr schwer; denn es gab unter den jungen konfirmierten Dingern mehr als eine, die aussah, als ob sich etwas aus ihr machen lassen könne. Eine aber fiel ihr ganz besonders auf, ein Mädchen von sechzehn Jahren, semmelblond, schlank, mit feineren Gesichtszügen, als die meisten ihresgleichen sonst aufwiesen: Dürten Kaubeuke. Sie war als Hofgängerin bei den Eltern im Hause. Die Familie Kaubeuke gehörte zu den ordentlichsten im Dorfe. Die Mutter hatte trotz zahlreicher Familie ihr Hauswesen im besten Schusse. Am meisten aber gefiel Klara das nette und bescheidene Wesen des Mädchen selbst. Dürten wurde ihr ausgesprochener Liebling. Sie schlug ihr also

eines Tages vor, bei ihr in Dienst zu treten. Das Mädchen wollte nur zu gern. Die Mutter war auch sofort einverstanden; sie betrachtete es als ein hohes Glück und eine große Auszeichnung für die Tochter. Weniger erbaut schien Vater Kaubeuke zu sein. Aber Klara konnte aus dem wortkargen Manne nicht heraus bekommen, was er eigentlich dagegen habe, daß sein Dürt' statt in der Wirtschaft zu scharwerken, die feineren Arbeiten des herrschaftlichen Hausstandes erlerne. Kaubeuke brummte etwas in den Bart: dem Göhr sei der Kopf sowieso schon zur Genüge verdreht — aber seine Ehehälfte beschwichtigte ihn.

Am Tage darauf berichtete Frau Kaubeuke dann, ihr Mann habe sich die Sache inzwischen überlegt und sei glücklich über die Ehre, die der Tochter wieder fahre.

Dürten zog also aus der elterlichen Kathe in das Herrenhaus hinüber. Frau Kruke rümpfte zwar die Nase: wie sollte aus einem Frauenzimmer, das direkt aus dem Kuhstall geholt war, jemals eine herrschaftliche Zofe werden?

Aber die Prophezeiung der Wirtschafterin, daß die Hofgängerin binnen vierzehn Tagen dahin zurückkehren werde, woher sie gekommen, bewahrheitete sich nicht. Klara nahm den Neuling unter ihre besondere Obhut. Dürten erwies sich anstelliger und gewandter, als man von einem Tagelöhnerkinde erwarten konnte.

Bei einem Besuche, den Klara jener schwindsuchts-

kranken Frau abstattete, traf sie mit Pastor Grützinger zusammen. Die Gutsherrin war in der letzten Zeit einigemale bei der Pastorin im Pfarrhause gewesen, aber den Pfarrherrn selbst hatte sie bei diesen Gelegenheiten niemals zu Gesicht bekommen; ob dies Zufall sei, wußte sie nicht.

Klara konnte dem ungünstigen Urteil ihres Mannes über Pastor Grützinger nicht beipflichten. Mochte dem Manne auch feinerer, gesellschaftlicher Schliff abgehen, er war ein eifriger Seelsorger, der es ernst nahm mit seinen Pflichten. Überall in den Kathen war Klara auf Spuren seiner Thätigkeit gestoßen. Seine Schroffheit wurde reichlich aufgewogen durch seine Pflichttreue.

Auch ein anderer Vorwurf, den Erich dem Geistlichen gemacht hatte: daß er ein verkappter Freigeist sei, wurde für sie widerlegt, als sie ihn jetzt am Lager der Sterbenden sah. Solche Worte über die Erlösung konnte nur einer finden, dem es heiliger Ernst war mit dem Glauben; so zu trösten vermochte nur ein Christ, der selbst von diesem Troste überzeugt war.

Der Ehemann der Sterbenden war mit seinem Gespanne auf dem Acker. Die Kinder umstanden das Lager; sie waren noch zu klein, um zu verstehen, was mit der Mutter vorgehe. Die unglückliche Frau rang schwer mit der Sorge, was nach ihrem Tode aus den Hinterlassenen werden solle.

Klara war tief erschüttert. Sie fühlte das Bedürfnis, hier helfend einzugreifen; mit dem bloßen Hin-

weis auf Gottes Güte konnte man diese Mutter nicht dahinfahren lassen. Die Sorge um die Hinterbliebenen solle ihre Sache sein, versprach sie der Sterbenden.

Pastor Grützinger hatte damals kein Wort der Anerkennung geäußert; aber Klara fühlte es in Zukunft aus seinem Verhalten, daß sie an jenem Sterbelager sein Vertrauen gewonnen habe.

Sie traf den Geistlichen jetzt öfter; die Beratung über das, was für die Waisen zu geschehen habe, führte sie zusammen. Bei solchen Gelegenheiten ließ sich Klara wohl mit ihm in ein Gespräch ein über Dinge, die ihr gerade am Herzen lagen.

* * *

Man befand sich im Grabenhäger Parke nicht weit von der Kirche, die mit Pfarrhaus und Gottesacker von den herrschaftlichen Anlagen eingeschlossen lag wie ein kleines Eiland.

Klara war mit dem Geistlichen eben bei Leuten gewesen, die im Auszuge begriffen waren. Sie hatten Verwandte in Amerika — aus Grabenhagen war vor etwa zwanzig Jahren ein ganzer Trupp über's Wasser gegangen und Jahr um Jahr zogen diese Auswanderer neue Nachzügler aus der alten Heimat hinüber. — Es war ein trauriger Anblick gewesen: vor dem Kathen ein städtischer Möbelwagen. Die Familie war zahlreich, einige halberwachsene Kinder dabei, das kleine Volk

schrie und weinte, die Erwachsenen liefen kopflos durcheinander. Einige Nachbarn halfen beim Aufpacken der Siebensachen. Wie meist in solchen Fällen, wollten die Leute eine Menge mitnehmen, was sie auf der Fahrt nur belästigen mußte, und das ihnen drüben nichts nützen konnte.

Auf die teilnehmenden Fragen der jungen Gutsherrin, was sie in der Fremde beginnen wollten, waren nur einsilbige Antworten erfolgt. Die Leute schienen verstockt und widerwillig. Vielleicht argwöhnten sie, daß ihnen zum Bleiben zugeredet werden sollte.

Klara lenkte in eine mit alten Kastanienbäumen bestandene Allee ein; durch die Öffnung, welche die gewölbten Baumschirme bildeten, leuchtete der Giebel des Herrenhauses mit seiner stattlichen Fensterzahl, am jenseitigen Ausgange lag das bescheidene Pfarrhaus.

„Warum fühlen sich die Menschen hier nicht glücklich?“ fragte Klara, gewissermaßen ihre Gedanken laut zu Ende denkend.

Grützinger blickte die Gutsherrin prüfend an, bei sich erwägend, ob sie die Person sei dazu, die volle Wahrheit zu ertragen.

„Ich werde etwas sagen, das Sie höchst wahrscheinlich verdrießen wird, Frau von Kriebow!“ meinte er nach kurzer Pause.

Klara zuckte nur die Achseln. „Gut denn! Wenn sie meine Ansicht in dieser Frage wissen wollen: die

Schuld an der jetzigen traurigen Verfassung der Gemüter ist nicht von gestern und heute; die Sünden der Väter kommen eben über die Nachgeborenen. Die historische Entwickelung der Dinge Ihnen darzulegen, ist nicht meine Sache: wie die Leute in die Hörigkeit gekommen sind, und wie sie angeblich daraus befreit wurden, nur um einem mindestens ebenso schlimmen Geschick zu verfallen, dem der völligen Schutzlosigkeit. Denn was anderes ist denn der jetzige Zustand als Vogelfreiheit! Sie haben kein Land, sie haben kein Haus, nur ihre Fäuste haben sie, und die Mäuler ihrer Kinder, die gesättigt sein wollen. Aber sie haben die Freizügigkeit und den freien Arbeitskontrakt; schollenpflichtig ist niemand mehr. Und von diesen Rechten wird denn auch reichlich Gebrauch gemacht. Sie haben noch keinen Ziehtag hier erlebt, Frau von Kriebow: gehen sie dann einmal hinaus auf die Landstraße; es ist ein trauriger Anblick, aber er ist lehrreicher als hundert Bände wissenschaftlicher Abhandlungen. Wagen an Wagen umziehender Gutstagelöhner, die mit ihrem bischen Hausrat und Vieh und mit ihren Kindern auf der Straße dahinfahren, den Zigeunern gleich. Woher soll denn auch dem Kathenmann Liebe zur Heimat kommen, wenn er nichts von dem Boden besitzt, den er bebaut, wenn er nur ein Mietling ist! Alles was er hat, was er ißt, womit er sich kleidet, seine Wohnung sein Garten, ist doch eben nur Bezahlung; Abfall von dem Tische eines anderen. Wo soll den Leuten An-

hänglichkeit und Liebe zur Herrschaft herkommen, wenn sie fühlen, daß sie nur als zweihändige Maschinen verwendet werden!“

Hier widersprach Klara: das könne sie nicht glauben, daß es Gutsherrn gäbe, die so an ihren Leuten handelten.

„Ich habe mancherlei gesehen, Frau von Kriebow, während ich hier in dieser Gegend bin; es braucht ja nicht immer der Gutsherr selbst zu sein, es können auch Beamte so handeln. Und es ist auch nicht gesagt, daß es immer Härte und Bosheit sein muß, auch durch Unterlassung kann man Unrecht begehen; das thun die Herren, die in der Stadt sitzen und in Ruhe genießen, was andere für sie erwerben. Die Hauptsache bleibt doch immer der Geist von dem Einrichtungen erfüllt sind. Wo ist denn der patriarchalische Sinn, von dem wir soviel lesen, der zwischen Gutsherrn und Arbeitern walten soll? Oder wo ist die christliche Gesinnung, mit der man sich so gern brüstet? Zwischen Herr und Knecht hat sich etwas eingeschlichen, was das gerade Gegenteil ist von hausväterisch christlichem Sinn: der Geschäftsegoismus, die Erwerbsgier. Eine Kluft hat sich aufgethan zwischen zwei Ständen, die ihrem Berufe nach zusammengehören. Wer ist denn die notwendige Ergänzung zum Stande der Grundbesitzer? doch der Arbeiter, der ihm sein Land bebaut! Aber wo ist denn da noch eine Gemeinsamkeit? Wo ist gegenseitiges Verstehen, Lieben, Achten und Helfen? Wo ist der Brotherr, dem das Wohlergehen seiner Leute

ebenso hoch stünde wie sein eigener Vorteil, wie es doch dem Evangelium gemäß wäre. Anstatt dessen: kalte Interessenwirtschaft, Ausbeutung ....“

Von neuem unterbrach Klara seinem Redefluß. Die Leute hätten doch ihr Auskommen: in manchen Kathen habe sie sogar eine gewisse Behaglichkeit gefunden. Die Arbeiter lebten hier, was die Nahrung anbelange, besser als in ihrer Heimat.

„Vom Essen und Trinken rede ich auch nicht, Frau von Kriebow!“ rief Grützinger erregt. „Um einen seelischen Notstand handelt es sich hier. Ich weiß ganz gut, daß bei der Mehrzahl der Tagelöhnerfamilien der Mittagstisch besser bestellt ist, als bei mir und manchem anderen aus dem Geistlichen- und Lehrerstande. Und wäre die körperliche Verpflegung der Leute noch so gut, ihre Not wird dennoch zum Himmel schreien, wenn man sie in geistlicher und gemütlicher Verwahrlosung dahin leben läßt. Gehen Sie unter dieses Volk, wie ich es gethan habe, beobachten Sie sie bei ihren Vergnügungen, bei der Arbeit, im häuslichen Tun und Treiben, in der Öffentlichkeit, in Kirche, Schule, auf der Landstraße, auf dem Felde, im Kruge auf dem Tanzboden, überall gähnt ihnen die Stumpfheit entgegen, die Rohheit, der Mangel an Bildung des Kopfes und des Herzens. Das, sehen Sie, ist der geistige Tod! — Es liegt eine Art von Gefängnisstimmung über den Gemütern. Die Leute wissen es, sie können nicht empor; es ist alles nutzlos, was sie auch an-

fangen, wie sehr sie sich auch anstrengen, sie können doch nie etwas anderes werden, als was sie sind; sie haben keine Aussicht, die Füße jemals unter eigenem Tische wärmen zu können, Selbständigkeit und Besitz ist ihnen verschlossen, und noch schlimmer! nicht einmal die Hoffnung haben sie, daß es ihre Kinder einmal anders haben werden als sie. Das ist das Gefängnis, in dem sie leben, obgleich sie äußerlich frei und ungefesselt umhergehen, scheinbar mit sich anfangen dürfen, was sie wollen. Aber aus ihrem Stande und seinen Fesseln können sie nicht hinaus. Daher ihre dumpfe Resignation! — Aber bei alledem lebt in ihnen eine Sehnsucht, ein Drang nach Höherem und Besserem. Denn glauben Sie nur nicht, daß diese Menschenklasse nicht auch ihre Ideale hat! Deshalb, weil sie äußerlich träge sind und verschlossen, lebt doch in ihrem Innersten verborgen, ein tiefes, heißes Verlangen nach geistiger Unabhängigkeit, nach besserem Erkennen und Verstehen, nach einer veredelten Lebensführung. Das ist nun einmal tief in die Menschenbrust gesenkt und nicht der schlechteste Teil der Menschennatur. Man muß das nur zu erkennen verstehen. Manchmal sagt es einem ein Blick, ein Seufzer, oder eine Geste; denn der Mund dieser Art ist verschlossen, sie sind wohl auch zu stolz, diese schwerste Not, unter der sie leiden, jedermann zu offenbaren. Aber irgendwo muß das hinaus, dieser Drang, das Sehnen, über das sie sich selbst nicht klar sind. Sie tappen im Finstern, niemand ist da, der sie

beriete. Da folgen sie denn allerhand Lockrufen, die aus der Ferne ertönen, Vorspiegelungen, daß es anderswo besser sei als hier. Eine Heimat besitzen sie nicht — denn die hat man ihnen nicht gelassen — und so ziehen sie denn fort, in die Stadt, oder noch weiter über's Meer, in ein ungewisses Los."

Sie gingen immer noch in der Kastanienallee auf und ab. Die großen handartig geformten Blätter lagen bereits in einer dichten braunen Schicht am Boden und raschelten unter ihren Tritten. Die anderen Bäume: Eiche, Birke und Buche, hielten ihre Blätter fest. Die Rasenplätze prangten noch in saftigem Grün. Nur hie und da streute der Herbst seine roten, gelben und braunen Todesfarben in die frischen Laubmassen ein.

Obgleich Klara mit gespanntem Interesse auf das hörte, was Grützinger sagte, entging ihr nichts von den kleinen Zügen ihrer Umgebung; sie sah vielmehr alles, mit verdoppelter Deutlichkeit. Sie befand sich in einem eigenartigen Zustande der Anspannung aller Sinne. Ein Hellsehen, das fast wie ein körperlicher Schmerz wirkte.

Das Licht, das so plötzlich auf sie eindrang, that ihr weh. Eine schöne Frucht, die ihrem Auge bisher makellos erschienen war, sah sie von einem Wurme angebohrt. Das, was sie im ruhigen Genießen so angenehm befunden: die Schönheit dieses Heims, der Stolz auf ihren Besitz, die Zufriedenheit mit ihrem Lose, alles das erschien auf einmal unterhöhlt. Es war, als ob

durch Wegziehen eines Vorhangs die Beleuchtung verändert wäre. Die Dinge um sie her hatten einen heimlichen Zauber eingebüßt, an traulicher Harmlosigkeit verloren. Viel nüchterner, härter und grausamer sah sich in Wirklichkeit doch alles an, als es ihrer Einbildung vorgeschwebt. Sie war plötzlich voll Trauer; als hätte auch in ihr Dasein, das sich eben noch so frühlingsschön anließ, der Herbst seine Vorboten geschickt. —

Sie waren beim Herrenhause umkehrend den Gang noch einmal hinabgeschritten, schweigend. Grützinger ahnte wohl kaum, welche Empfindungen er bei Klara durch seine Worte hervorgerufen hatte. Als man sich dem Pfarrhause näherte, blieb er stehen, in seinen Mienen arbeitete die Erregung; das Glück, sich endlich einmal aussprechen zu dürfen, strahlte aus seinen dunklen Augen. Der ganze Mann war erfüllt von seiner Sache.

„Ja, und wer hat denn diesen Stand geistig so verkommen lassen? wer trägt denn die Schuld an der Verwahrlosung der Tagelöhnerschaft?“ rief er. „Ich weiß es, und ich will nicht hinter dem Berge halten, wenn's auch hart klingen mag — der Junker! — Der Junker, denn er war der geborene Herr auf dem platten Lande, er hatte die Macht in Händen, seine Unterthanen zu erziehen, wenn er nur gewollt hätte! Wer hat denn immer am stärksten von allen Ständen auf seine Geburtsrechte gepocht? Wo Rechte da Pflichten! Gott hat einen großen Beruf diesem Stande in den Schoß gelegt, als er ihm das Land gab. Der Edelmann hatte

eine Kulturmission, eine Mission am Volke. Was hat er davon erfüllt? Die Großgrundbesitzer haben sich ganz andere Dinge am Herzen gelegen sein lassen, als die Wohlfahrt ihrer Gutsleute. Gehorchen sollen die Leute, fleißig arbeiten, möglichst wenig lernen, fromm sein und konservativ stimmen. Das nennt man patriarchalisches Regime. So lautet auch jetzt noch der Katechismus für den Landarbeiter. — Und wie steht es denn mit dem Lebenswandel der Herren selbst? Geben sie, die Edlen, ein Beispiel, daß zur Nachahmung für die Geringen empfohlen werden kann? — Man huldigt doppelter Moral: die Leute sollen fromm sein! gut, das ist auch unser Wunsch, jedes aufrichtigen Christen Wunsch. Aber ob der Arbeiter in Verhältnissen lebt, die ihm überhaupt erlauben, einen christlich-sittlichen Lebenswandel zu führen, darum ist die Sorge gering. Ich frage: wie soll in einer engen, unzureichenden Wohnung, wo die Familie nicht einmal unter sich ist, Anstand und Sitte gewahrt werden? Oder wie soll bei Frauen und Mädchen die Schamhaftigkeit vor schwerem Schaden bewahrt bleiben, wenn zu ihren Hütern Männer gesetzt sind, die selber an der Schamlosigkeit Gefallen finden? Und was bekommen selbst die Kinder zu hören und zu sehen! — So sickern die laxen Anschauungen, die oben herrschen, durch; was bei den Herren Raffinement, blasierte Frivolität ist, das artet unten aus in bestialische Rohheit, Unzucht, Wollust der niedrigsten Art. Und noch schlimmer: es giebt Fälle von .....“

Hier hielt er inne, denn Klara hatte ein kurzes, erschrecktes, abwehrendes „nein!“ ausgestoßen. Er sah sie an, und bemerkte einen Ausdruck solcher Bestürzung in ihren Zügen, daß ihm der Mund wie versiegelt war. Er begriff mit einem Male, was er angerichtet. Es that ihm leid. Er hätte sich sagen müssen, daß er mit ihr über dieses Thema nicht sprechen dürfe.

Er bat um Verzeihung; er habe vergessen, wen er vor sich habe. Aber er sei so überwältigt von den Eindrücken, daß ihm der Mund übergeflossen, und widerrufen könne er nichts von dem, was er gesagt habe.

Klara nahm kurzen Abschied von ihm. Sie war tief verletzt. Ihre Stimmung war verzweifelt; schreien hätte sie mögen vor innerer Empörung. Sie fühlte sich wie zerrissen, herabgewürdigt.

Nie zuvor hatte sie solche Worte vernommen. Wie besudelt kam ihr hier alles vor, was sie liebte und achtete. Ihre intimsten Gefühle waren von harten plebejischen Händen verwundet, ihre zartesten Instinkte vergewaltigt. Empört lehnte sich ihr Stolz auf gegen die Anschauungen, die der Mann ihr hatte aufnötigen wollen. Er hatte übertrieben, er hatte alles verzerrt! Es durfte nicht so sein, wie er sagte; zu häßlich und zu schlecht wäre ja dann alles gewesen, was ihr gut und rein erschienen war. Zu schuldig hätte sie sich fühlen müssen, daß sie in solcher Umgebung sich glücklich gefühlt, auf einen solchen verfaulten Untergrund sich in Ruhe niedergelassen hatte. Nein! er war ungerecht, ein Fanatiker!

Erich hatte Recht: es war etwas Proletarisches in ihm. Nur wer gewöhnlich war von Natur, wem Takt und Zartgefühl abgingen, konnte so mit Behagen das Häßliche an's Tageslicht ziehen.

Zum Weinen betrübt ging sie nach Haus zurück. Einen Augenblick dachte sie wohl daran, mit Erich zu sprechen über ihr Erlebnis; aber sie gab den Gedanken ebenso schnell auf, wie er ihr gekommen. Die Frage, ob möglich sei, was sie gehört, wäre ihr ja doch niemals über die Lippen gekommen, selbst ihrem Manne gegenüber nicht.

Besser also sie schwieg, und trug die schmerzliche Erfahrung für sich allein.

* * *

Inspektor Heilmann hatte eine schwierige Herbstbestellung in diesem Jahre. Von seinem Herrn war ihm der strikte Befehl geworden, Sonntags und Feiertags dürfe niemand Hand an Hacke, Karst, Sense oder Pflug legen; überhaupt weder auf Feld und Wiese noch im Hofe habe jemand eine Arbeit vorzunehmen. Ausgenommen solle allein das Füttern und Melken, das Kochen und Waschen sein. Wen er etwa diesem Verbote zuwider bei der Arbeit antreffe, den habe er auf dem Flecke wegzujagen. „Meine Leute sollen ihren Sonntag haben!" hatte der junge Gutsherr erklärt. Auf die Vorstellungen Heilmanns, daß sich das nicht durchführen lassen werde,

erwiderte Kriebow; er wünsche, daß die Leute Zeit haben sollten, in die Kirche zu gehen. Der Beamte bezweifelte, ob die Dienstleute von der Gelegenheit Gebrauch machen würden. „Nun dann hat man das Seine wenigstens gethan,“ rief der Grabenhäger, ziemlich unwirsch. „Man wird nun einmal für seine Leute verantwortlich gemacht. Daß sie frömmer dadurch werden, glaube ich auch nicht; aber der Pastor soll mir nicht wieder vorwerfen können, daß wir daran schuld wären, wenn die Kirche leer ist.“ — Als der Inspektor noch weitere Einwände hatte, bedeutete ihn der Gutsherr in einem Tone, der nicht mißzuverstehen war, er wünsche, daß man seinem Willen nachkomme.

Mit grimmiger Miene verkündete Heilmann diese neue Einrichtung den Statthaltern. Die machten große Augen. Das sei wohl Spaß vom Herrn Inspektor. Keine Sonntagsarbeit mehr für ganz Grabenhagen! — Ja, du lieber Gott, wann sollten denn die Dienstleute ihre „Tüften“ ausmachen und einfahren? Wann sollten sie Gras und Grummet mähen? Wann sollten sie düngen, wann Torf stechen und Holz klein machen? —

Heilmann hatte auf diese Fragen nur die Antwort: der Herr wolle es so. Auch die Löhnung werde in Zukunft statt Sonntags früh, bereits am Sonnabend ausgezahlt werden.

„Dormit dat de Kirls et nah de Stadt dragen dohn!“ meinte der alte Krauger.

„Oder tom Großpodarschen Kraug!“ fiel Kagel

ein, der stets mit dem Munde vornweg war: „Hett he ook dat supen verbaden an' Sünndag?"

Der Inspektor zuckte die Achseln. Der vorwitzige Kagel wollte weiter wissen, ob ihnen die Herrschaft in Zukunft die Tüften behacken und graben werde; würde sie ihnen den Stall ausmisten? Würde sie ihnen im Haus und im Garten alle Arbeit verrichten? —

Darüber wisse er nichts, erklärte der Inspektor. Am Sonntage werde von jetzt ab gefeiert, wer dawider handle, habe sich des Weggeschicktwerdens gewärtig zu halten. Die Arbeiter sollten sehen wie sie damit fertig würden; sie wüßten jetzt den Befehl des Herrn. — Kopfschüttelnd gingen die Männer von dannen.

Heilmann erwartete im Stillen, daß sich auch hier das Sprichwort bewahrheiten werde: „Es wird keine Speise so heiß gegessen, wie sie gekocht ist." Aber der Beamte täuschte sich diesmal. Am nächsten Sonntag noch während des ersten Läutens ließ der Grabenhäger satteln und ritt über die Felder; im Laufe des Nachmittags machte er einen Rundgang durch's Dorf, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob seinem Befehle nachgekommen werde. Und so werde er es jetzt jeden Sonntag machen, stellte der Gutsherr in Aussicht.

Die Arbeiter ließen durch ihren Statthalter beim Inspektor nachsuchen: sie wollten einen Tag in der Woche frei haben. für eigene Arbeiten, da ihnen der Sonntag weggenommen worden sei. Natürlich fanden sie bei dem Beamten taube Ohren. Das fehlte noch!

Er wußte sowieso nicht, wie mit der Arbeit fertig werden. Die Tage wurden kürzer und kürzer. Das beliebte Manöver, früh die Gutsuhr vorstellen zu lassen, nützte nur wenig. Den fremden Arbeitern Branntwein zu verabreichen, um sie willig zu machen zu Überstunden war ja von oben herab auch untersagt worden. Der Sonnabend Nachmittag wurde verkürzt durch die Löhnung. Alles das zehrte von der Arbeitszeit. Schon kamen Tage, an denen es die Witterung unmöglich machte, auf's Feld zu kommen mit den Geschirren. Und dabei war die Winterung noch nicht zur Hälfte im Felde, die Kartoffeln zum großen Teil noch zu graben, von den Rüben ganz zu schweigen.

Wahrlich unter solchen Verhältnissen den Leuten auch noch die Sonntagsarbeit verbieten, hieß doch jedes rationelle Wirtschaften geradezu unmöglich machen. Pah! — Heilmann konnte sich noch der Zeit entsinnen, wo die Dienstleute mit Stockprügeln regaliert wurden. Und jetzt — wenn's so fort ging — würde man jeden Kathenmann noch mit „Herr“ titulieren müssen und jede Kuhmagd mit „Fräulein“.

Aber er tröstete sich: lange konnte es ja nicht währen; das war wohl nur so zu Anfang. Wenn man mit der Herbstbestellung nicht fertig werden würde, wenn im nächsten Frühjahr so und soviel Arbeitskräfte mehr gehalten werden mußten, vor allem, wenn's der Herr erst an den Einnahmen verspürte, dann würde sich das schon ganz von selbst geben. —

Der Inspektor hatte bei all seinem Ingrimm und Ärger doch auch sein Vergnügen. Mochte der junge Mann sich zunächst nur mal blamieren, für sein, des Inspektors Ansehen konnte das ja nur günstig sein. —

Inzwischen war wieder ein Sonntag herangekommen. Klara erkannte an dem Umstand, daß Erich sich wieder zum Reiten ankleidete, daß sie wieder allein zur Kirche zu gehen haben würde. Sie hütete sich wohl, etwas gegen diese sonntäglichen Ritte zu sagen. Im Stillen freute sie sich ja so über seinen Eifer.

Freilich, daß die Kirche voller geworden wäre, hatte auch sie nicht entdecken können. Aber was kam darauf an, ob sein Thun sofort Erfolg hatte! Der frische Impuls, der gute Wille zu bessern, der Entschluß selbst dafür zu wirken, das war doch schließlich das Wertvolle! So ließ sie ihren Gatten denn in Gottes Namen reiten, während sie selbst dem Rufe der Glocken in das nahe Kirchlein folgte.

Dem Grabenhäger war es nicht entgangen, daß am Sonntage zuvor eine Anzahl Leute auf dem Felde gearbeitet hatten; als er sich von weitem zeigte, hatten sie sich den Anschein zu geben gewußt, als seien sie nur draußen, um sich die Feldfrüchte zu besehen. Er vermutete, daß man, sobald er den Rücken gekehrt haben würde, die Arbeit wieder aufnehmen werde. Er hatte ihnen nichts sagen können, denn schließlich es war ihr gutes Recht, mit den Händen in den Hosentaschen auf

den Feldrainen spazieren zu gehen. Sie in die Kirche zu treiben, dazu reichte seine Macht leider nicht aus.

Heute nun war er entschlossen, den Leuten zu beweisen, daß er ihre Finten durchschaue; für dumm brauchten sie ihn nicht zu halten! Dann wollte er sie auch in aller Güte belehren, warum die Sonntagsarbeit verwerflich sei. Man hatte doch schließlich als Gutsherr das Recht und die Pflicht, seine Leute auf gute Sitte und Bethätigung christlicher Gesinnung hinzuweisen.

Auf den großen Schlägen des Gutes war alles wie ausgestorben. Als er sich aber, eine Senkung im Gelände benutzend, jenen Flurteilen näherte, wo die Kartoffeln der Dienstleute ausgepflanzt waren, sah er, daß dort wiederum einige Männer beim Hacken beschäftigt waren. Kriebow sprengte querfeldein auf die Gruppe zu; diesmal sollten ihm die Übelthäter nicht entgehen!

Die Leute ließen sich, obgleich sie den Gutsherrn herankommen sahen, nicht in ihrer Arbeit stören; hackten und gruben ruhig weiter. Das war wirklich stark! Kriebow hatte erwartet, daß sie die Flucht ergreifen, oder doch wenigstens ihr Arbeitszeug verstecken würden.

Der Grabenhäger hielt die Stute an. Mehrere Tragkörbe waren bereits mit Kartoffeln gefüllt.

„Wißt Ihr, was heute für ein Tag ist?“ schrie der erzürnte Gutsherr.

„Dat weeten wi woll, Herr von Kriebow! wo sälen wi dat nich weeten,“ antwortete ein grauhaariger Tagelöhner für die Anderen.

„Und Ihr wißt, daß ich am Sonntag die Feldarbeit verboten habe; wißt Ihr das?“

„Ja, dat weeten wi ook.“

„Und ich habe gesagt, daß ich jeden wegschicken würde, den ich bei der Arbeit treffe am Feiertag. — Ich muß Euch also entlassen.“

Eine Pause entstand. Die Leute blickten auf den Graukopf, der vorher das Wort ergriffen hatte; er sollte ihre Sache weiterführen. Der Alte stand da, die Hacke vor sich eingestützt, die Hände über dem Stielende gefaltet, langsam und bedächtig sprechend nicht ohne Würde: die Tüften kämen den Tagelöhnern zu, sie seien ein Teil ihres Lohnes. Aber sie könnten ihnen garnichts nützen, wenn sie im Erdboden blieben, deshalb sei es ihr gutes Recht, sie auszumachen.

„Ja, aber nicht am Sonntage!“ rief Kriebow dazwischen.

Wann sie denn ihre Tüften ausmachen sollten, fragte Pagelow, ein jüngerer Mann mit semmelblondem Haar, großen hellblauen Augen, von aufgeweckten Zügen, oder ob ihnen das die Herrschaft selbst besorgen werde? —

„Frag nich so naseweis!“ fuhr ihn der Gutsherr an.

Der Alte schüttelte mißbilligend den Kopf, er bedeutete seine Leute, sie sollten sich ruhig verhalten, das werde er schon zu Ende führen. „Lat 't man Lüd, lat 't man! De Herr meent dat gaud, he versteit dat man nich. Ick warr em dat all vertellen.“ Wieder

ergriff er das Wort und setzte mit Bedächtigkeit auseinander: Wenn sie wochentags von früh bis Abends der Gutsherrschaft arbeiteten, dann bliebe ihnen für ihre eigenen Geschäfte nur die Nacht. Und des Nachts auf's Feld gehen, und Tüften ausmachen, das wollten sie nicht, das thäten nur die Diebe. Ebenso sei es mit allen anderen Arbeiten, wie Torf graben und Holz machen. Das gehöre doch auch zu ihrem Deputat. Wenn man ihnen verböte zu bergen, was ihnen gehöre, dann verkürze man sie am täglichen Brod. Das könne der Herr doch nicht wollen! Und wegschicken werde er sie auch nicht, denn sie seien alle ordentliche Leute und hätten nichts Unrechtes gethan. —

Der Grabenhäger konnte sich der Logik dieser Ausführungen nicht entziehen. Recht hatten die Leute ja im Grunde. So wie es jetzt war, konnte es nicht bleiben.

Die Leute standen vor ihm, einen Bescheid erwartend.

„Nehmt jetzt Euer Zeug zusammen und geht nach Haus!" befahl Kriebow.

Die Männer griffen einer nach dem andern nach den Körben, hingen sie über die Handhacken und nahmen sie dann über die Schulter. Pagelow war der letzte; er hatte erst gezaudert, aber dann fügte auch er sich dem Befehl.

„Und für Eure eigenen Geschäfte sollt Ihr Zeit bekommen," sagte der Grabenhäger, als er die Kolonne

marschbereit da stehen sah. „Ich werde Euch bis auf weiteres den Mittwoch Nachmittag dazu frei geben. Seid Ihr nun zufrieden?"

Die Leute sahen einander an, dann nickte der dann jener zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe. Der Alte trat noch einmal vor die Reihe: ob das wirklich so sei, und ob es auch dabei bleiben werde. Und ob ihnen dafür was am Lohne verkürzt werden solle, etwa? —

Was er gesagt habe, habe er gesagt! antwortete Kriebow, und am Lohne solle ihnen nichts abgezogen werden.

„Wat heff ick seggt Lüd! Uns Herr is en gauden Herr!" rief der Alte. „Awerst" fügte er hinzu und kraute sich mit bedenklicher Miene hinter dem Ohre. „Ob Enspektor Heilmann dat ok liden wadd?" —

Kriebow mußte lachen; das war charakteristisch! Dieser Dampf vor dem Inspektor! Es war wirklich die höchste Zeit, daß er nach Grabenhagen gekommen war und die Zügel selbst in die Hand genommen hatte.

* * *

Einer der wenigen in Grabenhagen geborenen Dienstleute war Krischan Wurten, der alte Schmied. Die Schmiede lag in der Wegekreuzung am Ausgange des Dorfes. Der Grabenhäger hatte als Knabe dort manche Stunde zugebracht.

Des Meisters Jüngstgeborener, Fritz, war einer der

wildesten Jungen des Dorfes gewesen, dabei ein anschlägiger Kopf und findiger Geselle. Darum hatte sich ihn der junge Erich von Kriebow sehr bald zum Spießgesellen und Gefährten zu seinen Fahrten ausersehen. Der dritte im Bunde war Otto Tuleveit vom Schulzengut. In der Schmiede war dieses Kleeblatt oftmals zu finden gewesen; dort lockte das große Feuer, der Blasebalg und der starke Verkehr. Immer gab's da was zu sehen: bald kam ein Knecht, der ein Pferd zu beschlagen hatte, oder ein Radreifen war neu zu schweißen, leichte Schlosserarbeit wurde dort auch gefertigt. Die Knaben konnten es nicht leicht satt bekommen, zuzusehen, wie die Eisen geglüht und gehämmert, wie die Hufe ausgeschnitten und geraspelt wurden. Und gar wenn ein Pferd nicht stehen wollte beim Beschlagen, das gab dann allemal einen Hauptjux. Zeitig war das Pferdeinteresse bei dem Junker wach gewesen, und manchen Huf hatte er dort aufgehalten.

Seitdem waren nun bald zwei Jahrzehnte vergangen. Der Meister war inzwischen grau und runzelig geworden, soweit man das unter der Decke von Ruß und Eisenstaub, die auf ihm lag, erkennen konnte. Aber er handhabte Hammer und Feile noch wie ein Jüngling.

Der alte Wurten zog die Mütze tief zum Gruße, als der Gutsherr bei ihm eintrat. Ehemals hatte er den Junker behandelt, wie man eben ein heranwachsendes Bürschchen behandelt, nicht mit übertriebener Höflichkeit; und wenn ihm die Jungens etwa Unfug trieben mit

dem Blasebalg, oder wenn sie mit den Pferden alberten, dann war er mit jener Grobheit dazwischen gefahren, die ein Wahrzeichen seines Standes ist. Ob er bei solcher Gelegenheit seiner eigenen Range eins versetzte, oder ob er den jungen Tuleveit oder den Junker Erich am Ohre zu fassen kriegte, mit seinen Schmiedsfäusten, das war dann bei dem Meister ein Aufwaschen gewesen.

Kriebow mußte an alles das unwillkürlich denken, als der Alte heute vor ihm stand und kaum zu bewegen war, seine Mütze wieder auf den grauen Kopf zu setzen. Scherzend erinnerte er den Meister an die vergangenen Zeiten, und fragte ihn nach den Jungens. Die beiden älteren waren schon vor Jahren nach Amerika gegangen. Von ihnen hatte der alte Mann lange nichts mehr gehört. Aber Fritz, der Jüngste, war noch im Lande, wenn auch nicht in Grabenhagen. Er hatte vierjährig bei der Kavallerie gedient, war zum Unteroffizier befördert worden; dann war er als Schlosser eine Zeit lang gewandert, um schließlich in die Heimat zurückzukehren. Nun war er wieder auf und davon. Der Grabenhäger bedauerte das; er hätte den ehemaligen Spielkameraden gern wiedergesehen. Wo er denn hin sei? „Nach Berlin!“ erklärte der Alte.

„Fritz nach Berlin! — Was Teufel will er denn dort?“

„Er arbeitet in einer Fabrik“, war die Antwort.

„Schade! Ich hatte ihm immer die Schmiede zugedacht. Schade! — Fabrikarbeiter! Ich hätte Fritzen

auch mehr Vernunft zugetraut. Weshalb ist er denn gegangen, Meister?"

Der Alte hantierte an seinem Ambos herum, ohne den Gutsherrn anzusehen. Es war klar, er wollte nicht recht mit der Sprache heraus. — Ob er sich etwa nicht mit dem Vater vertragen habe? fragte Kriebow. Ach Gott, nein! Sie seien immer ganz gut ausgekommen soweit, erwiderte der Meister, Fritz habe Tagelöhnerdienste geleistet und wenn viel Arbeit gewesen sei, in der Schmiede geholfen. Na, dann sei's am Ende gar eine Liebesgeschichte gewesen, die ihn weggetrieben habe? — Auch nicht! Fritz hatte ein Mädchen aus dem Dorfe geheiratet, die Tochtrr vom alten Krauger, und Vater war er auch schon. Also mit Weib und Kind fortgegangen! Da sei ihm wohl der Verdienst in Grabenhagen zu gering gewesen? — Nein! er habe sein Auskommen gehabt. Nun was es denn gewesen sei, erkundigte sich Kriebow ungeduldig.

Der Alte zauderte ein wenig, dann meinte er: es sei eine sonderbare Geschichte; dem Jungen habe es eben nicht mehr in Grabenhagen gefallen wollen. Schon vom Militär komme das her. Klug sei er ja höllisch geworden, das müsse man sagen; eine Schrift schreibe er, und er könne reden, daß man sich wundern müsse. Gesehen hatte er auf der Wanderschaft auch eine Masse und von allem verstand er was. Oft sei er des Abends nach der Arbeit bis in die Stadt gelaufen, nur um mal wieder eine Zeitung in die Hand zu kriegen; was in

der Welt vorgehe, habe er wissen müssen. Und das sei's wahrscheinlich gewesen: das Lesen, das war Schuld!

„Ja ja, mit dat Lesen!“ meinte der Alte seufzend. „Dat Lesen ist dor all Schuld an. Gegen dat Schrieben, dor heff ick nicks nich dorwedder, äwerst dat Lesen! Dor warden de besten Lüd rappelköppisch von.“

„Geht's ihm denn gut in Berlin?“ fragte Kriebow.

Der Meister lief, statt Antwort zu geben, nach der Thür, die zur Wohnung führte. Mit einem Briefe kam er zurück, den er seiner Rußhände wegen am äußersten Ende mit zwei Fingerspitzen angefaßt hatte. Er wollte dem gnädigen Herrn mal was zeigen, hier sei ein Brief von Fritz.

Kriebow entfaltete das Schreiben. Die Handschrift war in der That recht sauber und leserlich.

„Lieber Vater! Ich danke für das Geld. Nötig hatte ich's, aber ich hoffe, wir werden nun nichts mehr von Euch brauchen. Das Leben ist sehr teuer hier, man hat da viele und große Ausgaben, an die man garnicht denkt, aber man hat auch etwas davon, das muß man wieder sagen! Was Ihr da schreibt, hat seine Richtigkeit, aber zurückkehren will ich doch nicht, man muß sich ja plagen, das ist richtig, und so wie wir wohnen, vier Treppen, das ist auch nicht schön, viel schlechte Menschen sind überall in der Welt, das haben wir uns sagen müssen, der Frau fehlt die Kuh, hier müssen wir die Wäsche sogar im Zimmer aufhängen zum trocknen, und die Lütte bangt sich mächtig, aber

das war nur zu Anfang, jetzt haben wir uns all schon drein gefunden.

Wir mögen nicht wieder nach Grabenhagen. Hier ist doch eine ganz andere Sache. Man sieht alle Augenblicke was Neues, und hört interessante Dinge, kurzum, man weiß, wozu man in der Welt da ist. Bei Euch da erfährt man garnicht einmal, um was es sich eigentlich im Staat und in der Gesellschaft handelt. Die Leute auf dem Dorfe leben so in den Tag hinein wie das liebe Vieh. Ich möchte Dich wirklich mal hier auf die Straßen führen, was es da zu sehen giebt, Du würdest Dich wundern. Das Licht und die Wagen und die Läden! Hier wohnen in einem Hause mehr Menschen als in Eurem ganzen Grabenhagen zusammen nich. Und erst in den Versammlungen! Das würdet Ihr überhaupt garnicht verstehen.

Ihr sagt Vater, eine auskömmliche Stelle ist das Beste was der Mensch haben kann. Das ist ja richtig! Aber, seht Ihr, man will doch vorwärts kommen, das Leben ist ja so kurz, vielleicht wenn man Glück hat, dann bringt man's auch noch weiter, und ist's nicht für unsereinen selbst, dann ist's für die Kinder. Und das kann man eben da draußen nicht, es giebt ja keinen Platz, weil alles dem gnädigen Herrn gehört. Der Mensch ist eben kein Stück Vieh, man will höher hinaus, der Mensch will zur Freiheit.

Darum, lieber Vater, wollen wir hier bleiben. Fiken und Lütting lassen grüßen. Dein treuer Sohn Fritz."

Der Grabenhäger konnte sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren beim Lesen dieses Briefes. Das war wirklich stark! So schnell vergaßen diese Leute Wohltaten, so wenig anhänglich, so undankbar und pietätlos waren sie. Mit diesem Fritz Wurten hatte er gespielt wie mit seinesgleichen. Aber alles war verschwendet, alle Güte, alle Fürsorge. „Man will höher hinaus, der Mensch will zur Freiheit!“ — Er konnte sich ja denken, woher solche Phrasen stammten.

Kriebow gab seinen Verdruß unzweideutig zu erkennen. Es sei traurig, daß sich Fritz auch habe verführen lassen, nun sei er wohl allerdings als verloren zu betrachten.

Der Meister faltete seinen Brief sorgfältig zusammen. Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor dem gnädigen Herrn wollte er seinen Jungen doch nicht unverteidigt lassen. Fritz sei nicht schlecht. Ein Arbeiter sei er wie er im Buche stehe, fleißig und strebsam. Aber deshalb habe es ihm wohl eben nicht mehr gefallen wollen daheim im Dorfe.

Den Gutsherrn ärgerte diese Verteidigung erst recht. Ob der Meister etwa behaupten wolle, in Grabenhagen sei nicht Platz für tüchtige Menschen! Hier sei es so gut und vielleicht besser als anderwärts. — Aber sein Sohn sei ein unruhiger Kopf! Nun man werde es ja erleben, wie weit er's in Berlin bringen würde. — Damit ging er zur Schmiede hinaus.

Der Meister stand da mit äußerst bestürzter Miene.

Es reute ihn jetzt, daß er den Brief gezeigt hatte. Aber wer konnte denn denken, daß der Herr das so aufnehmen werde!

V.

Es war Klara gelungen, in geräuschloser Thätigkeit dem Grabenhäger Hause eine neue Physiognomie zu geben. Dabei war eigentlich nicht viel von seinem Platze gerückt worden. Die Dienstboten waren williger und zufriedener, es ging geordneter zu und anmutiger. Etwas von dem Wesen der neuen Herrin schien sich unvermerkt Dingen und Menschen mitgeteilt zu haben.

Kriebow fand, die Wirtschaft gehe wie am Schnürchen. Er habe ja garnicht geahnt, meinte er, was für ein praktisches Frauchen er besitze. Wie schnell sie sich eingerichtet hatte! Hier oben sei doch eine ganz andere Art Haus halten Mode, als in ihrer Heimat. Wo sie das her habe? er begreife es nicht!

Die junge Frau lächelte nur; zu erklären vermochte sie ihm das nicht. Als Mann konnte er das natürlich schwer begreifen. Einem Haushalte vorstehen, das ließ sich freilich nicht erlernen, wie eine Wissenschaft oder ein Handwerk. Dazu mußte man Beruf haben in sich;

besaß man den aber, dann konnte man ihn ausüben, überall.

Trotzdem es jetzt anfing im Hause behaglich zu werden, mußte man viel auswärts sein. Mit den Antrittsbesuchen in der Nachbarschaft war man fertig, die Gegenbesuche waren auch bereits erfolgt. Nun kamen die Einladungen in's Haus geregnet. Man war so ziemlich durch mit diesen Anfeierungen, von denen eine der anderen sehr ähnlich war: dieselben Menschen, dieselben Gerichte, dieselben Toaste und auch Gespräche.

Nun galt es die genossene Gastfreundschaft erwiedern Da war mancherlei zu erwägen und zu beraten, vor allem, wen man zusammen einladen solle; denn jeder paßte nicht zu jedem. Da waren zum Beispiel die Hagentiner Selows, die vertrugen sich nicht mit den Ernsthöfer Tichows, weil sich die Männer wegen der Jagd verfeindet hatten. Sodann war die wichtige Frage des Menus. Die ersten Diners, die man gäbe, erklärte Kriebow seiner Frau, seien von größter Wichtigkeit, denn nach ihnen werde ein neuer Hausstand eingeschätzt. Er wünsche, daß das alte gute Renommee der Grabenhäger Gastfreundschaft auf keinen Fall Schaden leide.

Während man noch mitten in solchen Erwägungen stand, kam ein Brief aus Berlin, der den Grabenhäger in einige Aufregung versetzte. Ein Graf Ingolsbrunn meldete seinen Besuch in Grabenhagen an. Ludwig Graf von Ingolsbrunn war ein Neffe des alten Grafen Wieten. Er würde nach seines Onkels Tode voraus-

sichtlich einmal die großen Wietenschen Besitzungen erben.

Graf Ingelsbrunn war um einige Jahre älter als Erich von Kriebow. Er hatte als Diplomat ein gut Stück Welt gesehen. Jetzt war er übrigens in Berlin beim auswärtigen Amt beschäftigt. Sein Onkel Wieten hatte das veranlaßt, weil er den Neffen wiedermal etwas unter Kontrolle nehmen wollte; der hatte ihm im Auslande zu viel Geld verbraucht.

Des Grabenhägers nähere Bekanntschaft mit Graf Ingelsbrunn stammte von Wien her, wo Kriebow als Militärattaché kommandiert gewesen, während Graf Ingelsbrunn als Botschaftsattaché der dortigen Gesandschaft zugeteilt war. Dann hatte man sich wieder in Berlin getroffen. Der Graf war einer der elegantesten jungen Lebemänner, die Kriebow kannte. Feinschmecker der Kunst und des Lebens.

In seiner Abkunft war der Graf ein wenig international. In Paris hatte er seine Erziehung genossen. Dem Reichsdienst hatte er sich gewidmet, auf Wunsch des Grafen Wieten, von dem seine Existenz abhing, und weil er später einmal durch die Wietenschen Besitzungen dem preußischen Herrenhause angehören sollte. Das Deutsch sprach er mit leicht österreichischer Färbung, seine Mutter war Ungarin; und Japan sei eigentlich das einzige Land, in dem man leben könne, pflegte er zu behaupten.

Erich von Kriebow hatte in seiner Wiener Zeit

eine unleugbare Bewunderung für diesen Mann gehegt, der für ihn in Sachen des Chiks geradezu Orakel war.

Als Kriebow von der Hochzeitsreise zurückkehrend mit seiner jungen Frau einige Tage in der Reichshauptstadt Aufenthalt nahm, gehörte auch Graf Ingelsbrunn zu den wenigen Auserwählten aus seinem Bekanntenkreise, die er mit Klara zusammenführte. Man hatte gemeinsam die Ausstellung besucht und dann soupiert. Bei dieser Gelegenheit war auch davon gesprochen worden, Graf Ingelsbrunn solle einmal nach Grabenhagen kommen; aber allzu ernst hatte der Grabenhäger selbst diese Einladung nicht genommen. Und als der Graf sich jetzt anmeldete, erschrak Kriebow ein wenig.

Ludwig Ingelsbrunn war ja einer der liebenswürdigsten Gesellschafter, die man sich denken konnte, aber man durfte sich doch auch nicht verheimlichen, wie verwöhnt er war. Womit solch einen Mann beschäftigen? — Vielleicht konnte man ihm etwas Jagd anbieten. Hühner waren noch genug übrig, und die Fasanenjagd war ja inzwischen aufgegangen. Auf den Rehbock konnte er auch gehen, falls er dazu Lust verspürte. Und schließlich, wenn man Malte Pantin ein gutes Wort gab, ließ der es zu, daß sie eine Pürschfahrt in den Langendammer Tannen unternahmen, wo es Dammwild und Schwarzwild gab, und sogar Edelwild wechselte. Unangenehm war es, daß zur Hühnersuche der Vorstehhund fehlte; denn der alte Hektor konnte nicht mehr als voll angesehen werden. Kriebow erkundigte sich

und erfuhr, daß in einer nicht allzu entfernt gelegenen Oberförsterei ein rassiger Hund im zweiten Felde ausgeboten wurde. Obgleich der Preis hoch war, griff er zu. Dann gab's ja auch noch das Jagdreiten; neulich hatte der Hetzklub seine erste Schnitzeljagd in dieser Saison geritten, und es war davon gesprochen worden, nächstens einen Fuchs aufzuspüren. Freilich war da die schwierige Frage: wie sollte er seinen Gast beritten machen? Bei Malte in Langendamm einen Schinder kaufen? Da war man sicher, betrogen zu werden. Schließlich entschied sich Kriebow für Folgendes: er wollte seinem Gast die Zigeunerin lassen — obgleich er sich nur ungern von seinem Leibpferde trennte — er selbst wollte sich auf ein altes Tier setzen, „Ralf", ein ehemaliger Renngaul, der jetzt in Grabenhagen das Gnadenbrod hatte. Der Gaul sah noch gut aus, und wenn man seine Schwächen kannte, mochte man immer noch eine Parforcejagd auf ihm wagen; allerdings würde das möglicherweise Ralfs Ende sein, aber jedenfalls das eines alten Renners würdige Ende.

Das waren die Vorbereitungen auf das Kommen des Besuches nach Außen hin; aber auch im Hause fand der junge Gutsherr es für nötig, mancherlei neu zu ordnen. Er verlangte auf einmal von Klara zu wissen, was für Vorräte da wären, ob es etwa nötig sei, noch einiges Besondere aus Berlin kommen zu lassen. Er ging selbst in das Zimmer, das der Graf bewohnen sollte, und ließ noch dies und das hineinstellen und

ändern. Klaras gelegentliche Bemerkung, daß der Besuch doch mit dem vorlieb zu nehmen habe, was da sei, fand taube Ohren bei Erich. Es schien, als sei ihm auf einmal nichts mehr gut und elegant genug im eigenen Heim, seit sich dieser Freund angesagt hatte.

Und nun kam der Erwartete. Kriebow holte ihn mit den Füchsen an der Bahn ab. Er war erstaunt zu finden, daß der Graf keinen Gewehrkasten mitbrachte; er hatte ihm doch geschrieben, man wolle jagen. Graf Ingelsbrunn meinte: „Lieber Freund, die Schießerei ist ein fades Geschäft. Ich wollte Sie halt mal in Ihrer Häuslichkeit sehen. Wie geht's der Frau Gemahlin?"

Er war ganz der alte liebenswürdige Schwerenöter, wie ihn Kriebow von früher her kannte, zwanglos im Wesen, von jenem selbstverständlichen Anstand, dem ein gelegentliches Gehenlassen keinen Eintrag zu thun vermag. Er schickte sich in alles. Durch sein eigenes Wohlbehagen gab er den Wirten das angenehme Gefühl, daß bei Ihnen alles prächtig sei.

Bei Tisch war die Unterhaltung lebhaft. Graf Ingelsbrunn zeigte sich als guter Anekdotenerzähler. Man war in bester Laune; bald war jene diskrete Stimmung zwischen den dreien hergestellt, wie sie nur möglich zwischen Menschen, die derselben gesellschaftlichen Sphäre angehören. Leicht fand sich Intimität ein zwischen Leuten, die durch keine schwerer wiegenden Banden an einander gefesselt waren, als eine leicht-

geknüpfte Freundschaft. Der Graf richtete in angeborener Galanterie seine Worte ausschließlich an die Dame des Hauses, und Klara, von seinem Wesen angeregt, ging mehr aus sich heraus, als es für gewöhnlich ihre Art war. Kriebow aber fühlte sich in dem Bewußtsein, daß sich alles so nett anließ, Klara gegenüber stolz auf den Gast, und dem Gaste gegenüber stolz auf seine Frau.

Kriebow entsann sich, daß der Graf musikalisch sei; er bat ihn daher, sich an's Klavier zu setzen. Der Graf spielte Tänze und Märsche, einiges aus Opern, alles bunt durcheinander; schließlich gab er auch einige Lieder zum Besten. Seine Kunst würde vielleicht vor einer anspruchsvolleren Kritik nicht bestanden haben, aber sie trat ohne Prätensionen auf und erfüllte ihren Zweck, zu unterhalten.

Am nächsten Tage sollte es auf die Jagd gehen. Der Graf deprezierte zwar, aber der Hausherr hatte nun einmal über ihn verfügt, er bekam ein Gewehr in die Hand gedrückt, und bei wundervollem Wetter ging's hinaus. Graf Ingelsbrunn hatte behauptet, er sei auf Flugwild ein sehr mäßiger Schütze; es zeigte sich jedoch, daß er ausgezeichnet schoß. Der neue Hund machte sich nicht übel, die Strecke war gut; der Grabenhäger hatte allen Grund zufrieden zu sein.

Am nächsten Morgen beim Frühstück, als der Hausherr von neuen Jagdplänen für den Tag sprach, erklärte der Graf, er habe sich gestern, den Fuß wundgelaufen, im Strumpfe müsse eine Falte gewesen

sein, er könne garnicht daran denken, wieder hinauszugehen.

Die Sache war fatal! Was nun den ganzen Tag, mit dem Menschen anfangen? Der Graf bat: „Lieber Freund, lassen sie sich um Himmelswillen durch mein Malheur von nichts abhalten. Ich wäre untröstlich. Gehen Sie auf die Jagd! Ich bitte Sie darum. Geben sie mir eine Zeitung, dann ist für mich gesorgt.“

Kriebow ging natürlich nicht auf die Jagd. Anstandshalber leistete er dem Gaste noch eine Stunde Gesellschaft, dann ließ er satteln und ritt auf's Feld hinaus.

Der Grabenhäger war verstimmt. Nicht nur, daß ihm sein Programm verdorben war, er glaubte dem Grafen die Geschichte mit der Falte im Strumpf nicht recht, das hätte er schließlich gestern schon merken müssen. Nein, das war eine Finte! entweder war der Brave zu faul zum Rausgehen, oder blasiert; die Jagd hier lohnte ihm wohl nicht!

Oder — — dem jungen Manne schoß alles Blut zum Kopfe, als ihm dieser Gedanke kam. Warum hatte ihn denn sein Gast so inständig gebeten, er möge hinausgehen? Wie, wenn alles das, nur ein Vorwand war! — Unwillig verwarf er den Gedanken als seines Freundes und Klaras unwürdig. Aber die unsinnige Vorstellung kam wieder, wollte sich nicht abweisen lassen, wurde zur fixen Idee.

Graf Ingelsbrunns Vorleben, was er davon selbst

gesehen und von anderen gehört hatte, fiel ihm mit einemmale ein. Des Grafen Abenteuer waren ganz ungewöhnlicher Art gewesen. Aus Alltagserfolgen, die einem Manne wie ihm leicht zugefallen wären, machte er sich nichts. Das Auserlesenste, ja das scheinbar Unmögliche nur reizte ihn.

Ein Gespräch tauchte in Kriebows Erinnerung auf, es war in Wien gewesen, unter Junggesellen; da hatte Ingelsbrunn die Behauptung aufgestellt und verfochten: die interessanteste Frau sei die verheiratete Frau, und zwar die sogenannte glücklich verheiratete Frau. Jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen, das sei fad; der schwerste und darum lohnendste Erfolg winkte nur bei der Frau, der die Untreue eine ungekostete Frucht sei. —

Ganz deutlich fielen ihm jetzt diese Paradoxen ein. Damals hatte er eine gewisse Bewunderung empfunden, für einen Mann, der sich eines so raffinierten Geschmackes rühmen durfte. Aber heute! —

Es überlief ihn siedend heiß. Wie hatte er sich nur einen solchen Roué zu Gaste bitten können! In ganz anderem Lichte erschien ihm jetzt die Liebenswürdigkeit seines Freundes, seine Anekdoten seine Schnadahüpfeln. Das war ja weiter nichts als der Versuch, Wohlgefallen zu erregen. Er wußte doch nur zu gut aus eigener Erfahrung, wie es gemacht wurde: Mit Harmlosigkeiten fing's immer an. Wenn er sich's recht überlegte, datierte Ingelsbrunns Interesse für Klara schon von Berlin her. Wo hatte er seine

Augen gehabt! Schon damals hatte der Graf Klara den Hof gemacht. Und jetzt dieser Besuch in Grabenhagen war weiter nichts als die Verfolgung eines wohlvorbereiteten perfiden Anschlages.

Aber, wenn er an Klara dachte, erschienen ihm seine Besorgnisse geradezu lächerlich. Ja es war frevelhafter Wahnsinn, sie überhaupt mit solchen Vermutungen nur von Ferne in Verbindung zu bringen. Es war widerlich, es war abscheulich; er hätte sich selbst anspeien können dafür.

Und wieder, wenn er an den Grafen dachte und seine Theorieen. — Mußte nicht ihre Reinheit einen solchen Menschen reizen? Und ihr mochte die Unerfahrenheit und Arglosigkeit in diesen Dingen zum Nachteil werden. Man konnte ja nie wissen! In Liebessachen war das Unwahrscheinlichste möglich.

Und mochte sein Verdacht noch so unbegründet sein, er wollte keinen Zweifel haben, keine Unruhe leiden müssen. Die Rolle seines Freundes Ulrich zu spielen, dazu war er doch nicht der Kerl! —

So ritt er denn spornstreichs nach Haus zurück. Er fand den Gast genau so wie er ihn verlassen, nämlich bequem im Lehnsessel zurückgelehnt, den wunden Fuß auf einem Stuhle liegend, seine Cigarette rauchend und in einem Buche lesend.

„Ihre Frau Gemahlin hat mir da was ganz Süßes gebracht, lieber Freund!“ rief er dem Hausherrn entgegen. „Gottfried Keller heißt der Mensch, die Leute

von Seldwyla, prächtig meiner Treu! das ist besser als die Zeitung, hat die Baronin gesagt. Charmant von ihr, so an mich zu denken — was?" —

Er versenkte sich darauf wieder in die Lektüre, lachte gelegentlich laut auf, schlug sich auf's Knie, und jodelte vor Vergnügen.

Kriebow blickte zum Fenster hinaus. Also Klärchen war bei ihm gewesen in seiner Abwesenheit, hatte sich mit ihm unterhalten, hatte für ihn gesorgt. Er zitterte und bebte und mußte an sich halten, daß seine Hände nicht Griffe machten, irgend etwas zu vernichten.

Bei Tisch wurde die ganze Zeit von dem Buche gesprochen. Der Graf schwärmte davon, und die junge Frau wußte auch mancherlei über ihren Lieblingsdichter zu sagen, während Erich, dem Keller fremd war, und den jedes Wort, das zwischen den Beiden fiel, verdroß, stumm und mit düsterer Miene dabei saß. Graf Ingelsbrunn ließ sich das nicht anfechten, er that, als merke er garnichts, blieb in seiner jovialen Laune. Nichts war geeigneter, den Eifersüchtigen noch mehr in Verzweiflung zu bringen, als diese Unbefangenheit des Gastes, die er ihm als höhnende Impertinenz auslegte.

Klara war Erichs eigentümliches Wesen nicht entgangen, sie befragte ihn darüber, als sie abends mit ihm allein war.

Er schämte sich, ihr die Wahrheit zu sagen. Den klaren Augen seiner Frau gegenüber wollte sich der Verdacht nicht auf die Zunge wagen. Nein, es war

wirklich zu ungeheuerlich; sie würde das garnicht verstehen. Er durfte ihr damit nicht kommen. — Und so murmelte er etwas von Ärger, den er in der Wirtschaft gehabt habe.

Tags darauf das nämliche: Der Gast im Lehnstuhl mit seinem Buche, bei dem er sich köstlich zu unterhalten schien, der Hausherr ihm gegenüber Grillen fangend. Klärchen, die wie gewöhnlich ihren Hausfrauengeschäften nachging, kam hin und wieder mal nach den Herren zu sehen. Dann empfing sie der Graf mit einem: „das ist halt zu prächtig, Gnädige! Das muß ich Ihnen vorlesen!“ — und dann las er.

Kriebow sah in alledem nur Komödie. Auf diese Weise sollte er sicher gemacht werden. Aber der Herr Graf sollte sich doch getäuscht haben, wenn er ihn etwa für harmlos hielt. Er blieb auf seinem Posten. Man würde ja sehen, wer es länger aushielt.

Als der Graf mit dem Buche fertig war, dehnte und streckte er sich voll Behagen, und meinte dann: „Wissen's lieber Freund, es ist reizend bei Ihnen. Ausgezeichnet unterhalten habe ich mich, meiner Seelen! Aber ich habe eine große Bitte, lieber Freund, ich möchte Sie bitten, nehmen Sie mir's halt nicht übel, ich möchte Sie bitten: lassen Sie mich reisen. Sehen's, alles auf der Welt muß a End' haben und wenn's noch so schön wär'. Lassen Sie mich reisen, lieber Freund!“

Der Grabenhäger hatte eine dunkle Ahnung, daß die Worte des Grafen nicht frei seien von Ironie; aber

in diesem Augenblicke war ihm das äußerst gleichgültig. Der Mensch wollte reisen; ihm fiel ein Stein vom Herzen.

Von dem Momente an war seine schlechte Laune wie weggeblasen; er war der liebenswürdige Wirt von zuvor. Auch dem Grafen schien sein Fuß jetzt keine großen Schmerzen mehr zu bereiten; er konnte wieder gehen und stehen. Man verlebte noch einen gemütlichen Abend.

Der Zug, mit dem Graf Ingelsbrunn nach Berlin zurück wollte, ging im Vormittag. Vorher wolle er noch einige Aufnahmen machen, erklärte der Graf, er habe seinen Apparat mitgebracht. Er bat Klara, Haube und Schürze anzulegen, so und nicht anders wünschte er sie festzuhalten.

Kriebow brachte ihn zur Bahn. Er ließ Franzen fahren, um sich mit dem Scheidenden besser unterhalten zu können. Man hatte von alten Geschichten gesprochen, gemeinsame Erlebnisse waren aufgewärmt worden. Zwischendurch schwieg Graf Ingelsbrunn, er war auf einmal nachdenklich geworden. „Werden Sie mir's glauben, lieber Freund", sagte er, „manchmal kommt mir der Flirt schon höllisch fad vor."

„Nanu!" rief Kriebow, „das sagen Sie!"

„Ja! Ich weiß nicht, was es ist, ob's das Alter ist? Früher kannte ich das nicht, aber jetzt habe ich manchmal geradezu moralischen Katzenjammer. Man hat nicht mehr die Unbefangenheit in Liebesdingen, wie

ehemals, und da ist's halt aus mit den Erfolgen, mein Lieber."

Auf dem Bahnhofe, als der Zug schon in Sicht war, drückte der Graf den Arm seines Wirtes. „Grüßen Sie mir ihre Frau Gemahlin, lieber Freund! Und richten Sie ihr so viel Charmantes aus von mir, als Sie können und wollen; es wird immer noch nicht heranreichen an meine Bewunderung. Sie sind zu beneiden, mein Lieber! Nun bewachen Sie diesen Schatz gut — aber, das braucht man Ihnen eigentlich nicht erst anzuraten."

Ein fast unmerkliches Lächeln umspielte seine Lippen, dabei sagten seine Augen, daß er es im Grunde verzweifelt ernst meine.

„Schicken Sie uns doch ein Paar Abzüge von den Photographien!" sagte Kriebow zum Grafen, welcher zum Coupéfenster hinausblickte.

„Nein, lieber Freund!" rief der ihm zu, während der Zug schon anrückte, „die kriegen Sie nicht. Etwas will ich doch wenigstens ganz für mich haben."

VI.

Der Spätherbst war nun da. Die Körnerfrüchte waren sämtlich eingebracht. Der Acker lag als Stürze oder Brache. Der betriebsame Landwirt hatte sein Teil bereits für das kommende Jahr bestellt. Nun konnte das Parforcereiten beginnen. Nur frische Saat, Zuckerrüben, soweit sie noch im Felde, Raps und Kleebrache waren zu schonen, das übrige war von den Grundbesitzern, die zum größten Teile dem Hetzklub angehörten, für den Sport freigegeben worden.

Der Klub hatte seinen Sitz in der Kreis- und Garnisonsstadt. Drei Kavallerieregimenter der Gegend hatten sich zusammengethan zum Halten der Meute, der Brigadekommandeur war Master. Die Meute hatte man auf einem Rittergutsvorwerk untergebracht, wo sie von einem Hundsman, Engländer von Geburt, abgeführt wurde.

Man ritt eigentlich nur im Herbst hinter den Hunden, da die wachsende Kultur des Landes, vor allem der Zuckerrübenbau, das Jagdgelände immer mehr einengte, und die Flurschäden in's Unerschwingliche wachsen ließ.

Langendamm mit seinen ausgedehnten Brachen und Koppeln bildete einen beliebten Tummelplatz für die Rotröcke. Major von Pantin war einer der eifrigsten Förderer der Hetzjagd. Bei Malte gingen hierbei sportliche und geschäftliche Interessen Hand in Hand.

Bei der Jagd brachte man leicht einen oder den anderen Gaul an den Mann.

In Langendamm war es von Alters her Sitte, daß sich auch die Damen am Jagdreiten beteiligten, und zwar aktiv, nicht als müßige Zuschauerinnen allein. Die verstorbene Frau von Pantin war bis in's Alter hinein passionierte Reiterin gewesen; ihre Töchter schlugen ihr nach. Magda war allerdings in den letzten Jahren zu stark geworden, um in den Sattel zu kommen, aber dafür ritt Kari mit angeborenem Geschick, und neuerdings auch Mira, die als Amazone ihres Gleichen suchte.

Das Jagdreiten war eine willkommene Gelegenheit, die Garnisonen und die Nachbarschaft in zwangloser Weise zusammenzuführen. Das Rendezvous wurde einmal für dieses, dann wieder für jenes Gut verabredet. Hase oder Fuchs wurden gehetzt, gelegentlich ein Keiler oder ein Stück Wild ausgesetzt, zur Abwechselung auch einmal eine Schleppjagd eingelegt. Vom Hallali ritt man dann, wie man war, zum nächsten Gutshof, wo geluncht ward.

Der Grabenhäger beteiligte sich eifrig an den Jagden. In seiner Zigeunerin besaß er ein sicheres, geschicktes und flottes Tier, daß im Terain außerordentlich willig vorwärts ging.

Nur einen bitteren Beigeschmack hatte das Vergnügen für Kriebow: Klara ritt nicht mit. Sie hatte das Reiten niemals erlernt; in ihrer gebirgigen Heimat setzten sich diesem Sport natürliche Hindernisse entgegen.

Erich hatte es sie lehren wollen, aber sie erklärte, nicht die geringste Lust und Anlage dazu zu verspüren. Das wurmte ihn; besonders wenn er Miras elegante Gestalt im Sattel erblickte.

Einer der flottesten Reiter unter den Civilisten und das bestberittenste Klubmitglied überhaupt war der Regierungsassessor. Mehr als einmal gelang es Herrn von Katzenberg, als Erster am Platz zu sein, während das Wild von den Hunden gedeckt wurde, und glücklich auszuheben.

John Katzenberg hatte sich schnell eingebürgert in der Gegend. Er war zu allem zu gebrauchen, er ritt, fuhr, schoß, tanzte, machte den Hof und erfüllte somit nach vieler Leute Meinung die Obliegenheiten eines Regierungsassessors zu vollster Zufriedenheit. In der letzten Zeit hatte man Assessoren beim Landratsamt gehabt, die gesellschaftlich ungenießbar waren; um so angenehmer stach dieser flotte, junge Mann gegen seine Vorgänger ab. Es war Mode geworden in der Gegend, ihn nett zu finden.

Erich von Kriebow gehörte nicht zu seinen Bewunderern. Wie kam solch ein Assessor dazu, ein Pferd wie „Obergigerl“ zu besitzen, das in der ganzen Rennwelt Renommee hatte! Vor allem, daß er den Gaul reiten konnte, verdroß Kriebow. Aber auch noch anderen Grund zu Mißfallen gab es. Offenbar bewarb Katzenberg sich um Karis Gunst, und das wurde anscheinend von Mira protegiert. Eigentlich ging ihn die

Sache ja garnichts an; warum sollte nicht Mira Pantin der Leidenschaft, Partieen zusammenzubringen, ebensogut fröhnen, wie andere Damen? Aber Erich von Kriebow entging es nicht, daß sich Ulrichs Frau, während sie scheinbar nur Karis Glück im Auge hatte, von dem jungen Menschen gehörig selbst den Hof machen ließ. Das verdachte er ihr, gerade weil er ihr einstmals gehuldigt hatte; denn das war doch ganz etwas Anderes gewesen. Nein, sich so wegzuwerfen, hatte sie nicht nötig! Das hier war unverzeihliche Geschmacklosigkeit!

Ulrich von Pantin hatte nach dem Manöver Urlaub genommen, den er bei seinem Vater in Langendamm zubrachte; auch er beteiligte sich an dem Jagdreiten.

Kriebow kannte die Gewohnheiten dieses Ehepaares von Berlin her zur Genüge. Man sah sie selten bei einander, und wenn sie notgedrungen sich doch einmal etwas mitteilen mußten, dann geschah es mit einer Miene, welche Langeweile und Überdruß nicht verbarg Irgendwelche Gene sich aufzuerlegen, weil ihr Mann zugegen war, hätte Mira für den Gipfel der Lächerlichkeit erklärt. Im Gegenteil, die Gegenwart des Gatten schien nur ein Sporn für sie zu sein, ihrem Übermut voll die Zügel schießen zu lassen.

Wenn sie die Absicht hatte, Erich von Kriebow damit zu ärgern, daß sie ganz offenkundig mit dem Assessor kokettierte, so erreichte sie ihren Zweck. Er kochte, wenn er sah, wie sie diesen jungen, nach seiner

Ansicht bereits reichlich aufgeblasenen und stark von sich eingenommenen Menschen, verwöhnte. Die Gleichgiltigkeit seines Freundes Ulrich empörte ihn. Eine solche Schlappheit war doch geradezu unerhört! Mit Ulrich sprechen, ihm vorstellen, daß seine Frau ihn kompromittiere, und daß er eingreifen müsse, wäre ja vielleicht Freundespflicht gewesen, aber schließlich mußte sich Kriebow sagen, daß es ihm schlecht stehen würde, hier den Angeber zu spielen.

Aber wenn Ulrich nun einmal als Gatte unbegreifliche Duldung übte, als Bruder hatte er doch vielleicht eine strengere Auffassung. Konnte er es zulassen, daß seine Schwester Kari, dieses arglose, eben erst flügge gewordene Ding, Herrn von Katzenberg an den Hals geworfen wurde, blos weil er Millionärssohn war. Darüber mit seinem Freunde zu sprechen, hatte sich Erich von Kriebow vorgenommen.

Das Hallali war diesmal auf Ernsthöfer Flur gewesen. Herr von Tichow, der Besitzer von Ernsthof, hatte die Jagdteilnehmer zu sich eingeladen. Man befand sich auf dem Ritt dorthin.

Der Grabenhäger trieb die Zigeunerin an Ulrichs Pferd heran. John Katzenberg, der eben mit Mira und Kari an ihnen vorbeitrabte, gab ihm passende Gelegenheit, das Gespräch auf das erwünschte Thema zu bringen.

Ulrich meinte, als Kriebow seine Glossen machte über Katzenbergs Aufmerksamkeit für Kari: was weiter

Schlimmes dabei sei! ein Bißchen Courmacherei! man solle doch nicht so rigorös sein.

„Aber deine Schwester läßt sich vielleicht was in den Kopf setzen," meinte Kriebow. „Ich würde das nicht so leicht nehmen, als Bruder."

„Man kann ja übrigens garnicht wissen, ob er nicht ernste Absichten hat", sagte Ulrich und lachte. Aber seine Heiterkeit hatte einen falschen Ton. „Die Familie ist ja nicht gerade erstklassig; aber schließlich sie sind doch wenigstens in zweiter Generation geadelt. Ankaufen will sich der Alte Katzenberg nun auch, womöglich hier in der Gegend. Sie haben das offenbare Bestreben sich zu heben, das ist doch ganz berechtigt! Ich weiß nicht, wie man den Leuten daraus einen Vorwurf machen kann."

„Aber was hat denn deine Schwester mit alledem zu thun?"

„Ja, siehst du, Erich, Kari muß aus dem Hause. Die ganze Zeit in Langendamm sitzen, so ein junges Mädel — du kennst doch unsern alten Herrn — das geht nicht so weiter. Und uns anderen Geschwistern kann man's doch auch am Ende nicht zumuten, daß wir sie aufnehmen. Es ist eben nicht leicht, das kannst du mir glauben, Erich!"

Er schwieg. So ritten sie eine Weile neben einander her; Kriebow vermutete, daß ihm Ulrich etwas verberge, hielt es aber nicht für korrekt, ihn auszufragen.

Plötzlich begann Ulrich ganz von selbst: „Höre mal, mein Alter, ich will dir reinen Wein einschenken: Kari muß heiraten! Die Katzenbergs sind ihre dreißig Millionen wert und mehr. Mira hat so ein Bißchen Einblick gekriegt in die Verhältnisse. Von dem Vermögen eines solchen Mannes, wie der alte Kommerzienrat, macht man sich ja gar keinen Begriff. Da sind wir alle hier in der Gegend zusammenaddiert einfach nichts dagegen."

„Und wenn er so reich wäre, daß er den ganzen Kreis auskaufen könnte," rief Kriebow erregt, „ich möchte nichts mit ihm zu thun haben. Der Junge da, äußeren Chik hat er ja, meintswegen! Aber Parvenu bleibt eben Parvenu! So einen in die Familie aufzunehmen! — — Deine Schwester mesalliert sich, das ist meine Ansicht!"

Ulrich war gänzlich aus seiner sonstigen blasierten Gleichgültigkeit herausgekommen. Er riß heftig an den Zügeln, daß die Braune unter ihm zu tanzen begann. In seinen verlebten Zügen arbeitete es stark. Kriebows Worte mußten tief gegriffen haben.

„Ich will dir mal was erzählen, Kriebow! aber im strengsten Vertrauen und nur zu Dir!" damit sah er sich um, ob sie nicht etwa von jemandem belauscht werden könnten. „Unsere Verhältnisse sind miserabel! kein Mensch ahnt, wie schlecht sie sind. Auf Langendamm will niemand mehr etwas borgen. Mein alter Herr hat außerdem noch Schulden; ich mag garnicht

wissen, wie viel und bei wem. Schon wiederholt ist er nicht imstande gewesen, mir meinen Zuschuß auszuzahlen. Was soll man da machen! Ich habe ja sowieso nie damit gelangt. Es ist schon soweit mit uns in Berlin, daß die Kaufleute meiner Frau beim Kreditieren Schwierigkeiten machen. Soll ich immer wieder zum Juden gehen? Ich weiß nicht mehr wo aus und ein!" —

Er schwieg mit einem tiefen Seufzer. Kriebow war über das Vernommene so betroffen, daß er zunächst garnichts zu sagen vermochte. Also das war das Geheimnis der Pantins! — Man hatte ja immer so etwas munkeln hören, daß es mit ihren Finanzen schlecht stehe, aber so schlimm hatte er sich die Sache doch nicht im Entferntesten vorgestellt.

„Und merken darf man die Welt nichts lassen", sagte Ulrich, „sonst ist der Krach fertig. Der alte Herr giebt sich ja die größte Mühe, aber was soll werden, wenn ihm die Gläubiger nicht mehr stunden? — Dann kommt Langendamm unter den Hammer, und wir alle zusammen sitzen da, ohne den roten Heller."

Kriebow überlegte. Hier war guter Rat teuer! Er sagte zu Ulrich, daß sie sich dann eben entschließen müßten, sich einzuschränken.

„Was würde das nützen!" meinte der. „Bei den Beträgen, um die es sich hier handelt, was bedeutet es da, wenn man ein Paar Tausend weniger ausgiebt im Jahr. Damit ist das Loch nicht gestopft."

„Laß mal sehen!" rief Kriebow, den der Eifer ge-

packt hatte, guten Rat zu erteilen. „Das, was am meisten Geld verschlingt, ist doch jedenfalls Euer Hausstand in Berlin. Also Ihr müßtet den Anfang machen!“

„Das können wir nicht, nein, das wäre unerträglich! Außerdem kann ich das Mira nicht zumuten. Du kennst Berlin. Wenn wir auf einmal anfangen wollten, uns von allem zurückzuziehen — nein, das ginge nicht! Die Leute würden sich den Mund zu den Ohren reden. Du weißt doch auch, wie's beim Regiment ist; einen Pauvren würden sie garnicht dulden. Man hat eben Verpflichtungen!“

„Nun dann bleibt nur eins: daß Du Dich versetzen läßt.“

„Ich, in die Provinz! — Das geht erst recht nicht!“

„Ja, lieber Freund, da hast Du gar keine Wahl, wie mir's scheint!“

Es entstand eine Pause. Dann sagte Ulrich kaum vernehmbar: „Ich habe daran ja auch schon gedacht. Aber wenn ich auch wollte, Mira geht nicht weg von Berlin. Ich glaube, wenn ich zur Linie versetzt würde, dann verließe sie mich.“

Er hatte das halblaut gesagt, mit gedrückter Miene. — Darauf war freilich nichts zu erwidern, wenn es so stand, wenn ein Mann selbst das traurige Geständnis machen mußte, daß er seiner Frau in schwerer Lebenslage nicht sicher sei. Ulrich hatte Recht: dann konnte er die Flinte in's Korn werfen. — Kriebow mußte

unwillkürlich vergleichen: wie viel glücklicher war er doch! — Wohin war Ulrich gekommen!

„Eines möchte ich nur noch von Dir wissen“, sagte Kriebow schließlich, „was Euch bei alledem diese Katzenbergs nützen sollen? Gesetzt den Fall, Deine Schwester heiratet den Assessor, dann ist sie ja versorgt, aber was ist Euch anderen damit geholfen?“

„Einen wohlhabenden Mann in der Familie zu haben, ist immer nützlich. Der alte Kommerzienrat soll ja ein großer Finanzier sein, vielleicht weiß der Mittel und Wege, meinem Vater aus dem Dilemma zu helfen. Irgendwie müssen wir uns doch rangieren, das mußt Du doch zugeben!“

Was Ulrich meinte, war ja ziemlich durchsichtig. Was hätte Erich in diesem Augenblicke darum gegeben, ein reicher Mann zu sein, um einspringen zu können. Zu denken, daß hier ein Kommerzienrat von Katzenberg der Retter aus der Not sein sollte, und um welchen Preis!! — Der Gedanke war abscheulich!

„Mißverstehe mich nur aber nicht etwa!“ schaltete Ulrich hier ein, „schenken wollen wir uns natürlich nichts lassen; das kannst Du mir glauben.“

* * *

„Wissen der gnädige Herr schon? Groß-Podar ist verkauft!“ damit überraschte Inspektor Heilmann seinen Herrn eines Morgens.

„An wenn denn?"

„Ein Herr Kommerzienrat von Katzenberg aus Berlin soll der Käufer sein," teilte Heilmann mit. „Eben hat mir's der Großpodarsche Gemeindevorsteher erzählt. Gestern ist der Kauf unterzeichnet worden.„

Der Grabenhäger schüttelte mißbilligend den Kopf. So war also doch perfekt geworden, was man seit einiger Zeit schon kommen sah. Der Vater des Regierungsassessors hatte sich ja bereits mehr als ein Gut in der Nachbarschaft angesehen, unter Führung des Langendammers, der, wie ein Spottvogel bemerkt hatte, unter die Güteragenten gehen zu wollen schien.

Es war ja an sich schon keine erfreuliche Aussicht, solch einen Geldmenschen in den Kreis zu bekommen, aber daß er sich von allen Gütern auch gerade noch Groß-Podar kaufen mußte, welches die längste Grenze mit Grabenhagen hatte, dessen Herrenhaus man von Kriebows Hausschwelle in zwanzig Minuten erreichen konnte, und dessen Kirche eine Filiale war der Grabenhäger Mutterkirche! Einen Mann mit so großem Geldbeutel zum nächsten Nachbar zu bekommen, war auf keinen Fall angenehm. Und wenn die übrige Familie dem Herrn Sohn nur einigermaßen glich, dann konnten sie ihm erst recht gestohlen bleiben.

Heilmann verbreitete sich dann noch des weiteren über den Kauf. Eine der Kaufsbedingungen war, daß Landrat von Ruhbeck, der bisherige Besitzer, sofort ausziehen mußte, weil der Käufer große Veränderungen an

Haus und Hof plante, und noch vor Beginn des Winters mit Umbauen anfangen wollte.

Dem Grabenhäger that es leid, das man die Ruhbecks als Nachbarn einbüßen sollte. Herr von Ruhbeck war ein Zeitgenosse seines Vaters gewesen und war nun wohl schon an die dreißig Jahre Landrat im Kreise. Er hatte nicht weniger als acht unvergebene Töchter. Es waren brave und liebenswürdige Mädchen, und nur ihre Unbemitteltheit konnte es begreiflich machen, daß sie nicht begehrt worden waren.

Klara hatte erklärt, daß ihr von allen Familien weit und breit die Ruhbecks am angenehmsten wären. Kriebow wußte, wie schwer sich Klara anschloß, und doch wünschte er brennend, daß sie einen passenden Verkehr finden möchte. Die Ruhbeckschen Damen wären vielleicht etwas gewesen für die Zukunft. — Nun machte der Verkauf des Gutes auch diese Aussicht zu nichte.

Der alte Ruhbeck gehörte zu den unstudierten Landräten. Zum Politiker fehlten ihm alle Gaben und auch der Ehrgeiz. Er hatte nie etwas anderes sein wollen als Landwirt.

Seine Erfahrung langte gerade zu für die Verwaltung eines rein ländlichen Kreises, in welchem es keine größeren Städte und auch keine Industrie gab. Weder politische, noch religiöse, noch nationale Kämpfe hatte der Kreis bisher gesehen.

Das Übergewicht lag hier seit langer Zeit bei den Rittergütern. Was es sonst noch, eingestreut zwischen

dem Großgrundbesitz, an Bauern und kleinen Leuten gab, spielte eine geringe Rolle, erschien mehr wie geduldet. Ein solcher Kreis war leicht zu regieren, für einen, der selbst dem dominierenden Stande angehörte.

Herr von Ruhbeck hatte den Kreis in altgewohnter, patriarchalischer Weise verwaltet, und sich sein Amt nicht allzu sauer werden lassen. Er wohnte in Groß-Podar und fuhr nur einigemale in der Woche nach der Kreisstadt, um die notwendigsten Büreaugeschäfte zu erledigen. Infolgedessen spielten der Kreissekretär und der Assessor ein große Rolle bei ihm. Das Schreiben war nie seine starke Seite gewesen. Ruhbeck hatte schon mehrfach gebeten, ihn seines Amtes zu entbinden; aber man hatte ihn nicht gehen lassen. Er genoß nun einmal das Vertrauen des Kreises.

Außerdem war niemand da, der hätte an seine Stelle treten können. Den Grundbesitzern im Kreise fehlte entweder die Qualifikation, oder sie waren wohl auch zu bequem, die Arbeit und Verantwortung des Landratpostens auf sich zu nehmen. Die beiden einzigen, die sich geeignet hätten, wollte man um keinen Preis haben. Den einen: Herrn Merten auf Pröklitz, darum nicht, weil er bürgerlich war und weil man ihm auch politisch nicht recht traute, den anderen: Herrn von Klaven auf Ragatzin, nicht, weil er bei den Standesgenossen als ein Sonderling und schwer zu berechnender Mensch galt.

Man war also thatsächlich in Verlegenheit, wen

man an Herrn von Ruhbecks Stelle hätte zum Landrat machen sollen. Und so suchte man denn die Änderung möglichst hinauszuschieben.

Der vorige Assessor, der mehrere Jahre hindurch das mangelhafte Schreibvermögen des Herrn von Ruhbeck ersetzt hatte, war dann versetzt worden.

Und nun tauchte auf einmal zu aller Welt Erstaunen ein Regierungsassessor von Katzenberg auf, der vom fernen Westen kam. Niemand kannte ihn, oder seine Familie, mit Ausnahme der Pantins von Langendamm, mit denen er Verbindungen zu haben schien.

Diese Bekanntschaft war auf folgende Weise entstanden: Mira hatte im zeitigen Sommer, wie alljährlich, ein See-Bad besucht, um sich im Meerwasser frische Haut und Nerven zu holen, die beide unter den Strapazen des Berliner Karnevals stark gelitten hatten. Sie pflegte zu diesem Zwecke ein Ostseebad aufzusuchen, das nicht zu den fashionabelsten gehörte. Sie wollte niemanden ihres Gleichen treffen, wünschte ungestört der Leibespflege zu leben; dazu brauchte sie keine Beobachter.

Nun hatte sie in dem Fischerdorfe, bei irgend einer Gelegenheit, eine Frau von Katzenberg kennen gelernt, die sich mit ihren beiden Töchtern ebenfalls der Gesundheit wegen dort aufhielt. Zum Zeitvertreib, weil man doch mit irgend jemandem umgehen mußte, wenn man nicht umkommen wollte vor Langeweile, hatte sie

sich mit den Damen eingelassen. Frau von Katzenberg sowohl wie ihre Töchter sahen recht anständig aus, die Mädchen, eben dem Backfischalter entwachsen, hatten in der Schweiz eine gute Erziehung genossen, sie traten ohne Prätensionen auf, zogen sich gut an; kurz es war nichts gegen sie einzuwenden.

Es schmeichelte Mira, Mutter und Töchter durch ihre Liebenswürdigkeit gänzlich zu umstricken, das war ein außerordentlich billiges Vergnügen. Bald schwärmten die Damen Katzenberg für die vornehme, schöne, junge Frau, mit der sie ein glücklicher Zufall hier zusammengeführt hatte.

Als dann allerdings der Gatte und Vater dieser Damen auf der Bildfläche erschien, war Mira weniger erbaut über die neue Bekanntschaft. Denn während Frau von Katzenberg eine stattliche Blondine war, die ihrer Erscheinung nach dem bestem Hause hätte entstammt sein können, stellte sich der Gatte, als ein Mann dar, dem man den Kommerzienrat doch allzusehr ansah. Für Mira war es eine neue Erfahrung, solch einen Herrn zum Tischnachbar zu haben. Aber sie fand sich schließlich auch darein. Die Sache hatte ja keine Konsequenzen; weit und breit war kein Bekannter, der sie hätte beobachten können, und in Berlin würde sie die Beziehungen zu den Leuten natürlich schleunigst abbrechen.

Zunächst behandelte sie den Kommerzienrat absichtlich schlecht, aber der vielerfahrene alte Mann schien sich

daraus nichts zu machen; mit Zähigkeit klammerte er sich an die wertvolle Freundin, welche seine Damen da gefunden hatten.

Herrn von Katzenberg kam diese Bekanntschaft aus mehr als einem Grunde äußerst gelegen. Er war von dem Ehrgeize besessen, weiter emporzukommen auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. Manches hatte er bereits erreicht: sein „von“ war vom Vater ererbt, seine Frau stammte aus angesehener Familie, seinem Sohne war es gelungen Korpsstudent und Reserveoffizier zu werden und in der Verwaltungskarrière anzukommen.

Kommerzienrat von Katzenberg besaß aber damit noch lange nicht Alles, was er für sich und die Seinen erstrebte. Viel Mühe hatte es ihm gekostet, an die erste Gesellschaft heranzukommen, aber der Erfolg war bisher kein voller gewesen. Man ließ sich's ja gern gefallen, daß er zu milden Zwecken Tausende zahlte, bei Subskriptionsbällen wurde er geduldet — wie man da schließlich jeden duldete, der das Entree zahlte — bei einem Bazar im vorigen Frühjahr hatten seine Frau und seine Töchter neben Komtessen und Fürstinnen von Geblüt verkauft; aber zu irgend einer wirklichen Intimität mit der Aristokratie war es nicht gekommen.

In Frau von Pantin nun glaubte der Kommerzienrat die Persönlichkeit gefunden zu haben, welche ihm die Thür, vor der er mit den Seinen schon eine ganze Weile antichambrierte, öffnen würde. Denn daß Mira

Pantin durch Geburt, Beziehungen, Chik, Schönheit und durch ihr gefürchtetes Mundwerk zu den einflußreichen Damen der Gesellschaft gehöre, war ihm wohl bekannt.

Sehr bald merkte Herr von Katzenberg, daß Frau von Pantin eine Dame sei, mit der man ein offenes Wort sprechen konnte, und davon machte er denn reichlich Gebrauch.

Und auch Mira fand schließlich Gefallen an der Unterhaltung mit dem alten erfahrenen Herrn. Es belustigte sie, zu sehen, wie dieser im übrigen kluge und praktische Mann in der gesellschaftlichen Eitelkeit seine schwache Seite hatte.

Inzwischen hatten Katzenbergs noch ihren Sohn nachkommen lassen, um auch ihn Frau von Pantin vorzustellen.

Der Kommerzienrat war sehr stolz auf den Jungen, der alles besaß, was sich der väterliche Ehrgeiz nur wünschen konnte. John Katzenberg stellte die Entwickelung dar über seinen Vater hinaus. Schon in der äußeren Erscheinung war er eine glückliche Verbindung der elterlichen Typen. Vom Vater hatte er den lebhaften Glanz des Auges und den Lüster des schwarzen Haupthaares, von der Mutter den Wuchs und die helle Hautfarbe. Die etwas gewöhnliche Mundpartie wurde durch den wohlgepflegten Schnurrbart geschickt verdeckt. Dazu war sein geschmeidiger Körper gestählt durch Waffenübung und Sport. Er war gereist, hatte die Welt gesehen; sein Auftreten war selbstbewußt und sicher

John von Katzenberg fand denn auch, wie der Kommerzienrat erwartet hatte, Gnade in Miras Augen. Eine solche Persönlichkeit war wie dazu gemacht, ihr Wohlgefallen zu erregen. Die Beiden hatten bei aller Verschiedenheit doch etwas Verwandtes in der Skrupellosigkeit, mit der sie sich selbst durchsetzten. Schnell hatte man sich gefunden. John löste jetzt seinen Vater ab in den Spaziergängenmit der schönen Frau. Der Kommerzienrat fügte sich gern darein, und Mira fand den jungen schließlich doch noch amüsanter als den alten Katzenberg; mit John konnte man segeln und Tennis spielen. Die Beziehungen zu den Damen, welche den Anfang gemacht hatten, traten gänzlich in den Hintergrund vor dieser neuen Freundschaft.

Was Beide verabredet haben mochten auf ihren gemeinsamen Fahrten erfuhr selbst der Kommerzienrat nicht. Mira begab sich, nachdem ihre Kur beendet war, in die Provinzialhauptstadt, wo sie bei der Regierung einen Verwandten besaß. Sie hatte den Vetter Regierungsrat zwar bisher sehr vernachlässigt, aber jetzt, wo sie erfahren, daß er auf die Personalfrage Einfluß habe, holte sie den Mann, einen alten Junggesellen, auf einmal hervor, umstrickte ihn völlig mit ihrer Liebenswürdigkeit und trug ihm ihre Wünsche vor. Dann ging es nach Berlin; dort hatte sie wieder im Ministerium einflußreiche Freunde. Mehr als einen Hebel wußte die junge Frau so in Bewegung zu setzen.

Das Resultat ihrer Bemühungen war, daß Assessor

von Katzenberg vom Rheinland weg dorthin versetzt wurde, wohin sie ihn haben wollte, in den Kreis, dem Langendamm angehörte.

Natürlich war das Pantinsche Haus das erste, das der neu ernannte Regierungsassessor aufsuchte. Mira war dort bereits zum Herbstaufenthalt eingetroffen. Sie übernahm die Einführung des jungen Menschen in die Nachbarschaft.

VII.

Kriebows gaben ihr erstes Diner. Die Speisenfolge hatte Erich seiner Frau überlassen, sein Amt war es, für den Wein zu sorgen. Auch die Tischordnung hatte er sich vorbehalten und das Einladen der Gäste; Klara kannte die Leute doch noch zu wenig, um ihm darin raten zu können.

Zwölf Personen, das war eine nette Zahl; so paßte es auch am Besten mit Porzellan und Silber. Die meisten hatten zugesagt. Leid that es Kriebow, daß Graf Wieten abschrieb, er hätte gern den anerkannt vornehmsten Mann der Gegend bei sich zu Tisch gesehen; aber der Graf schrieb, er habe eine wichtige Sitzung im Herrenhause, die ihn nach Berlin rufe.

Als sich der junge Hausherr die Mischung seiner Gäste im Geiste überschlug, schien sie ihm gut. Am stärksten waren Pantins von Langendamm vertreten. Major von Pantin, als ältester der Geladenen, sollte Klärchen zu Tisch führen. Mira Pantin war seine Dame. Die Rentells und die Tichows konnten sich über's Kreuz führen. Für Kari hatte er den unvermeidlichen Regierungsassessor.

Das Diner ging von Statten. Der Hausherr war anfangs etwas nervös, um so ruhiger zeigte sich Klara; und es klappte schließlich auch alles vorzüglich.

Beim Braten klopfte Major von Pantin an's Glas. Er sprach erst von den alten guten Zeiten, und von den heimgegangenen Eltern des jetzigen Grabenhägers. Dann legte er seinem jungen Freunde, der nun den Familienbesitz angetreten hatte, an's Herz, die „Tradition“ aufrecht zu erhalten, zu der außer christlich konservativer Gesinnung und Ritterlichkeit auch die Freundschaft mit den Nachbarn gehöre. Als Beweis dafür nehme er dieses Fest. Damit fand er den Übergang zur jungen Frau, die aus einer anderen Gegend stammend, sich so schnell in die hiesigen Verhältnisse eingelebt habe.

Kriebow war ernstlich erschrocken, als er den Langendammer zu einer Rede aufstehen sah; denn Malte war berüchtigt für seine Toaste. Aber heute schien er mal einen glücklichen Tag zu haben. Mira sagte zu Kriebow: sie könne sich nicht entsinnen, je eine so „taktvolle Rede“ von ihrem Schwiegervater gehört zu haben.

Nach Tisch unternahmen die Herren den üblichen Spaziergang in's Freie.

Kriebow kannte Major von Pantins Angewohnheiten; nach einem guten Diner pflegte er mehr oder weniger animiert zu sein, durch Wein und Reden, dann wollte er raisonnieren und schwadronieren. Da war es besser, man trennte ihn von den Damen.

Einzig der Regierungsassessor blieb im Salon zurück. Man sah ihn mit Kari und Mira in eifriger Unterhaltung begriffen.

Der Ernsthöfer Tichow meinte beim Hinausgehen: „Sehen Sie mal den verfluchten Kerl, den Katzenberg! Jetzt wirbt er bei den Damen um den Landrat!" — Der Regierungsassessor fungierte nämlich seit Herr von Ruhbeck sich zurückgezogen hatte, als Landratsamtsverweser, und es war kein Geheimnis mehr, daß er starke Absichten auf den vakanten Posten habe.

Sowie die Herren unter sich waren, kam das Gespräch sofort auf dasjenige Thema, welches die Gemüter in der Gegend augenblicklich am meisten beschäftigte: der Verkauf von Groß-Podar.

Herr von Tichow, der spottlustige Neigungen hatte, und der vor allem gern mit seinem Nachbar Malte häkelte, ließ fallen, er habe von fern gehört: die Katzenbergs seien nicht ganz „rasseächt." —

Major von Pantin nahm den Handschuh sofort auf. Das sei eine infame Verleumdung, schrie er. Die

Katzenbergs seien junger Adel, aber durch und durch „honorig und von christlicher Herkunft"; dafür bürge er!

„Na, hören Sie, die Sache ist verdächtig!" meinte Tichow. „Der Name und dazu Kommerzienrat, und das viele Geld . . . ."

„Ach Unsinn!" rief Malte ärgerlich. „Ich schwärme sonst auch nicht für die Geldmagnaten; das kann mir niemand vorwerfen! Aber der Mann ist kein gewöhnlicher Industrieller. Ich habe ihn kennen gelernt beim Verkauf von Groß-Podar. Tadelloser Gentleman! wirklich Kavalliers-Allüren! — Wir können blos froh sein, ihn zum Nachbar zu bekommen."

„Ruhbeck war mir lieber!" warf Kriebow dazwischen.

„Ruhbeck kann lachen, der ist schön raus!" fuhr Malte fort. „Nun ist er die Sorge mit dem Gute los, zieht nach Berlin mit seinen acht Mädels. Vielleicht wird er gar eine oder die andere los. In Groß-Podar wäre ihm schließlich die Puste noch ausgegangen Auf die Weise hat er doch wenigstens einen anständigen Abgang. Der Kommerzienrat verstand die Situation sofort, bezahlte alles bar, ohne zu mucksen. Ein klotziges Geld muß er haben. Und ein kluger Mann ist er, ein mordskluger Mann!"

„Aber, was will er bei uns? das soll mir blos einer mal sagen!" meinte Kriebow. „Mit Grund und Boden ist doch heute kein Geschäft mehr zu machen."

„Pantin hat ganz recht!" erklärte Tichow. „Der

alte Katzenberg ist klug, unangenehm klug sogar! Der weiß ganz gut, daß Grundbesitz Ansehen verschafft."

„Großartiger Kerl, ein ganz großartiger Kerl!" rief Malte ordentlich begeistert. „In Groß-Podar wird er eine Masse Veränderungen vornehmen: umbauen, dazu kaufen — Elektrisches Licht — alles in großem Style. Was der Mann anfängt, hat Art!" —

„Ganz ähnlich wie der Herr Sohn, wahrscheinlich! Kann mir's schon denken!" meinte Kriebow.

„Und später!" rief Malte und rieb sich dabei vergnügt die Hände, „und später will er dem Jungen das Gut übergeben, wenn der einen Hausstand begründet haben wird."

Der Ernsthöfer stieß Kriebow heimlich an. „Na ja!" sagte er, „und wenn der Kleine erst Landrat geworden ist, dann kann es ihm ja garnicht fehlen, ein junges Mädchen aus guter Familie heimzuführen — nicht wahr?"

„Ja, natürlich!" erwiderte Malte, der die Spitze garnicht merkte. „Warum sollte er nicht? Ein Mädel, das eine solche Partie ausschlüge, müßte einfach verrückt sein!"

* * *

„Wir müssen uns doch en Bissel anfreunden, Frau von Kriebow!" mit diesen Worten ließ sich Mira Pantin neben Klara nieder.

Dann fing sie gleich an, von Erich zu erzählen, wie beliebt er gewesen sei in der Berliner Gesellschaft, was für Eroberungen er gemacht habe. Es war klar, sie wollte das Gaudium haben, Klara eifersüchtig zu sehen. „Er war ein berüchtigter mangeur de coeur, den einen Tag hier, den andren da, der reine Schmetterling!

Aber Klara that ihr nicht den Gefallen, auch nur das geringste Zeichen von Erregung blicken zu lassen. Sie meinte mit gelassener Miene, daß sie das von Erich selbst wisse.

„Alles! Wirklich sollte er Ihnen alles erzählt haben?“ rief Mira.

Klara antwortete darauf nur mit einem unbeschreiblich erhabenen Blicke, so daß Mira zauderte, dieses Thema weiter zu verfolgen.

„Wo ist denn Ihr Herr Gemahl jetzt, Frau von Pantin?“ mischte sich Frau von Tichow in das Gespräch.

„Ach Gott, mein Mann! — Im Westen irgendwo, auf Kavallerieübungsreise. — Wanda, hast Du Dir vielleicht gemerkt, wo Ulrich ist?“

Frau von Rentell nannte den Ort, wo sich ihr Bruder augenblicklich befand. „Das ist ein merkwürdiges Paar!“ fügte sie hinzu, „die wissen nie etwas von einander. Ulrich kann wer weiß was passieren, Mira hat keine Ahnung davon. Wie er damals in Hannover gestürzt war, das erfuhr sie erst durch den Bericht in der Zeitung.“

„Ja, Gott sei Dank! Das schreiben schenken wir uns; darüber sind wir erhaben. Was kommt denn dabei heraus? Dieses süßliche Wesen wie bei Brautleuten — widerlich! Wanda bekommt auch noch immer solche Liebesbriefe."

„Ja eine Karte täglich muß mir Otto mindestens schreiben, wenn er fort ist."

„Und der Styl! ‚Mein herziger Schatz und mein süßes Liebchen! Du fehlst mir so!‘ — u. s. w. Und dazu sehen Sie sich mal die Frau an!" Damit wies sie höhnisch auf Wanda, die mit ihrer auseinandergegangenen Figur allerdings nicht den Eindruck einer Braut machte. Wanda errötete, und wußte nichts Besseres zu thun, als zu den Worten ihrer Schwägerin gezwungen zu lachen.

John Katzenberg, der von seiner Ecke her, wo er bei Kari saß, längst die Ohren gespitzt hatte nach der Unterhaltung der verheirateten Frauen hinüber, stand plötzlich neben Mira. Sie wandte sich nach ihm um: „Was wollen Sie, John?"

„Zuhören nur!"

„Gehen Sie auf Ihren Posten! Sie haben Kari den Hof zu machen. Dazu sind Sie eingeladen, das wissen Sie!"

Er beugte sich zu ihr hinab und sagte halblaut: „Auf die Dauer bekommt das seine Längen. Ich wollte mich mal verpusten. Wie wär 's, wenn wir eine rauchen gingen?" —

Klara, die Kari allein sitzen sah, war aufgestanden und hatte sich zu ihr begeben. Gespannt war sie, ob der gute Eindruck, den ihr die treuherzigen Augen und das frische Gesicht des jungen Dinges gemacht, die Probe aushalten würden.

Auch Mira stand auf. „Ach, Frau von Kriebow, Sie nehmen mir 's wohl nicht übel, wenn ich jetzt eine Cigarette anstecke. Ohne dem kann ich nicht leben. Aber Ihre neuen Vorhänge wollen wir Ihnen um himmelswillen nicht verräuchern. Haben Sie keine Angst! — Wo ist denn das Herrenzimmer?“

Sie ging von dem Assessor begleitet nach Erichs Zimmer.

„Unglaublich ist Sie!“ sagte Wanda hinter ihr drein zu Frau von Tichow. Jetzt wo die Schwägerin außer Hörweite war, fand sie den Mut, ihrem Ärger Luft zu machen. „Soetwas mag in Berlin Mode sein, aber bei uns ist es doch bis jetzt noch nicht da gewesen, Gott sei Dank!“

Es fiel Klara nicht allzu schwer, zu erforschen, wes Geistes Kind Kari sei. Das junge Mädchen hatte eben die ersten Schritte in die Geselligkeit gethan; neulich bei einer kleinen Tanzerei, die in der Kreisstadt stattgefunden, war sie unter dem Schutze ihrer Schwester Wanda herausgekommen. Der Himmel hing ihr voller Geigen. Sie kannte nichts weiter von der Welt als Langendamm und die nächste Nachbarschaft. Ein Ball, der den Winter im Kasino stattfinden sollte, bedeutete für sie ein Weltereignis. Ihren Kopf, der durch Kennt-

nisse nicht überanstrengt war, erfüllten gegenwärtig ganz und gar Gedanken an Jagdreiten, Besuche, Diners und Tanzengagements. Klara mußte unwillkürlich lächeln. Wie nett und liebenswürdig war diese Harmlosigkeit doch, dieser Rausch, die ungewohnte Wonne: etwas zu bedeuten, eine Dame zu sein, endlich sich aus der Halbheit des Backfischtums befreit zu sehen. Aber einen Ton hörte Klara mit feinem Ohre aus dem Kunterbunt von Karis Erzählungen heraus, der ihr weh that; es war doch so: John Katzenberg hatte Eindruck auf dieses arglose Gemüt gemacht. „Der Regierungsassessor“ das war der Refrain von allem, was sie zu sagen wußte. —

Nach einiger Zeit kehrten die Herren von ihrem Gang in's Freie zurück. Kriebow führte sie zu den Damen, und begab sich selbst nach seinem Zimmer, um seine Cigarrentasche von neuem zu füllen.

Zu seinem Befremden fand er dort Mira und den Regierungsassessor. Mira saß auf der Kante der Schreibtischplatte, rauchend. Sie gab sich keine Mühe zu verbergen, daß sie in den Schriften, die dort lagen, geblättert hatte.

„Entschuldigen Sie nur, Kriebow!“ rief sie dem Hausherrn zu, „ich habe hier en bißchen Ihre Lektüre kontroliert. Fürchterlich langweiliges Zeug! Alles uber Landwirtschaft.“

Kriebow holte Cigarren herbei, bot Katzenberg an, und steckte selbst eine in Brand. „Es ist zwar

eine ungewöhnliche Ehre für meinen Schreibtisch, gnädige Frau," sagte er „aber ich habe bequemere Möbel." Damit schob er einen Faullenzerstuhl heran.

„Wissen Sie, wovon wir eben sprachen, Kriebow?" fragte Mira.

„Thut mir leid! soweit geht meine Divinationsgabe denn doch nicht."

„Na, von was anderem kann man denn jetzt sprechen, als: wer nun eigentlich Landrat wird bei Euch."

Sie blickte Kriebow forschend an. Dem war es peinlich, daß sie ihn das in Katzenbergs Gegenwart fragte. Fast wie eine abgekartete Sache schien es, als wolle sie auf den Strauch schlagen. „Ich weiß nichts darüber, gnädige Frau. Ende der Woche ist Kreistag, da werden wir ja hören, wer vorgeschlagen wird!"

„Ja, aber wem werden Sie denn Ihre Stimme geben, Kriebow?"

Der Grabenhäger nahm eine zurückhaltende Miene an. Er könne darüber nichts sagen, erklärte er.

„Mensch! Um Gotteswillen nur nicht so feierlich!" rief Mira „Sie wissen doch ganz genau, was ich meine."

„Nein, das weiß ich in der That nicht, gnädige Frau."

„Nun dann hören Sie 's!" rief Mira ärgerlich, „Ich will daß dieser Herr hier," dabei wies sie auf Katzenberg, „Landrat im Kreise wird. Ist das nun deutlich genug?"

Kriebow blickte unwillkürlich auf den Assessor, welche Miene der wohl dazu machen würde. John Katzenberg zuckte mit keiner Wimper, saß lächelnd da und nickte Mira zu.

‚Trocken ist der Bursche zum mindesten!‘ dachte Kriebow bei sich.

„Herr von Katzenberg ist mein Kandidat, ich mache überall für ihn Propaganda“ fuhr Mira in demselben Tone naivster Unverfrorenheit fort. „Ein Landrat muß Chik haben und abermals Chik, das ist die Hauptsache. Und hier die Gegend kann wirklich mal eine Auffrischung vertragen nach dieser Richtung hin. Nichtwahr, John, dafür werden Sie Sorge tragen?“ —

Der Gefragte neigte den Kopf zustimmend und hob zwei Finger empor zum Schwur.

„Wissen Sie denn, daß Katzenberg neulich ein Junggesellendiner gegeben hat? Sie sehen doch, er giebt sich Mühe, thut was für den Kreis. Und Süßholz raspeln kann er auch, wie ich bemerkt habe . . . .“

„Mit Ihnen, gnädige Frau, habe ich doch noch nie geraspelt“, fiel der Assessor mit affektiert gedehnter Sprache ein.

„Würde ich Ihnen auch gesteckt haben! Aber mit Kari um so mehr. Das gute dumme Tier! Ich will nichts sagen, um Sie nicht noch eingebildeter zu machen, als Sie schon sind.“

Kriebow war von Natur kein Spielverderber; aber

der Ton, den die Beiden hier anschlugen, verletzte ihn. Auch war es eine Rücksichtslosigkeit von ihr, sich gerade sein Haus zum Flirten auszusuchen.

„Wollen wir uns nicht nach dem vorderen Zimmer begeben?" fragte Kriebow sich erhebend.

„Wozu? Ich liege hier sehr bequem", gab Mira spöttisch lächelnd zurück. „Außerdem sind dort die verheirateten Frauen, deren Gesellschaft habe ich bereits vorhin zur Genüge genossen."

Darauf etwas zu sagen, war für den Wirt allerdings schwer. Kriebow verabschiedete sich mit einer steifen Verbeugung.

„Dieser Kriebow ist recht langweilig geworden!" sagte Mira ihm nachblickend und klopfte die Asche von ihrer Cigarette ab.

„Das macht die Ehe!" sagte Katzenberg.

„Ja, das macht die Ehe!" wiederholte Mira.

VIII.

Der Kreistag war auf einen Freitag angesetzt. Kriebow fuhr bereits am Tage zuvor nach der Stadt; denn Graf Wieten hatte ihm von Berlin aus geschrieben: er werde am Donnerstag in der Kreisstadt eintreffen,

und habe den Wunsch, Erich und einige andere Herren vertraulich zu sprechen. Der Grabenhäger betrachtete diesen Wink seines alten Gönners als Befehl.

Graf Wieten besaß nicht weniger als sechs große Güter im Kreise; trotzdem er nur selten auf seinen Besitzungen weilte, konnte er als der einflußreichste Mann der Gegend gelten.

Kriebow war gespannt, wie sich Graf Wieten zu der wichtigen Frage der Landratswahl, die jetzt alle Gemüter beschäftigte und die am Freitag entschieden werden sollte, stellen werde. In seinem Schreiben ließ er nichts davon durchblicken, Diplomat, wie er nun einmal war. Kriebow konnte sich eigentlich kaum denken, daß John Katzenberg sein Kandidat sein könne. Aber für wen würde er sein gewichtiges Wort in die Wagschale werfen? Für Merten oder für Klaven? die ja nächst Katzenberg am meisten genannt wurden. —

Er selbst war sich völlig unschlüssig, wem er seine Stimme geben solle. Er war in die Kreisversammlung aufgenommen worden durch Protektion des alten Wieten, aber von den Geschäften verstand er garnichts, wie er sich selbst offen eingestand. Er nahm sich also vor, sich in dieser Frage ganz nach dem zu richten, was Graf Wieten vorschlagen würde. Wenn ein Mann die Verhältnisse übersah, so war es der Graf; seinem Rate konnte man blindlings Folge leisten.

Der Grabenhäger fuhr im frühen Nachmittag zur Stadt. Die Wahl des Hotels war ihm leicht gemacht;

es gab dort ein einziges für ihn mögliches: „Der Elephant“. Die übrigen Gasthöfe waren Fuhrmannskneipen. Trotzdem er nicht um Quartier geschrieben hatte, war das „Kriebowsche Zimmer“ im Elephanten für ihn reserviert worden, das vor ihm schon sein Vater und sein Großvater innegehabt hatten, wenn sie zur Stadt kamen in Geschäfts- oder politischen Angelegenheiten.

So ein Kreistag war eine wichtige Sache für das Städtchen. Es entstand dann in den sonst öden Gassen und Gäßchen des Ortes ein Leben und Treiben, das an frühere bessere Zeiten erinnerte.

Obgleich im Hinterlande gelegen, weit von der Wasserkante, nur durch eine schmale Ader mit der See verbunden, hatte der Ort doch Anschluß gehabt an den Bund der seegewaltigen Hansen. Von Reichtum, Unternehmungslust und Geschmack jener Zeit sprach noch die altertümliche Kirche, mit ihrem weithin sichtbaren, mächtigen Dache, legten noch Zeugnis ab die alten Gildehäuser, redete noch hie und da ein verzierter Giebel oder eine gewölbte Einfahrt. Sonst waren alle Zeichen ehemaligen Bürgerstolzes ausgewischt, verschüttet in Jahrhunderten schwerer Drangsaal, durch Kriegsbrand, Teuerung und Fremdherrschaft.

Dann waren noch einmal bessere Tage für den Ort gekommen, als sich Handel und Wandel in gesegneten Friedenszeiten, im zweiten Dritteil des Jahrhunderts zu heben begannen. Da strömte vom platten Lande reiche Zufuhr herein. Der Landwirt, der hier

sein Vieh und sein Getreide mit Vorteil losschlug, ließ manchen harten Thaler sitzen bei Kaufmann und Handwerker. Neubefruchtet richteten sich Handel und Gewerbe auf. Aber es war nur eine kurze Blüte, kaum eine Generation durfte sich ihres Segens erfreuen. Draußen in der großen Welt waren inzwischen mächtige Umwälzungen vor sich gegangen: neue Märkte emporgekommen, neue Länder aufgeschlossen, neue Verbindungswege entstanden. An dem abgelegenen Winkel vorbei sauste der Weltverkehr nach entfernten Centren. Und nach kurzer Periode einer flüchtigen Wichtigkeit sank das Nestchen wieder in öde Unbedeutendheit zurück. Jetzt führte der Ort eigentlich nur noch ein Scheinleben; ohne die Garnison und das Gymnasium wäre er vollends tot gewesen. —

Erich von Kriebow hatte als Sekundaner und Primaner hier einige Jahre zugebracht. Beim Herrn Stadtpfarrer war er in Pension gegeben worden. Glückliche Zeiten waren das gewesen; die Heimat war Feiertags und an freien Nachmittagen leicht zu Fuß oder auf dem Pony zu erreichen. Als Sohn seines Vaters hatte er eine gewisse Rolle gespielt in Stadt und Schule. Dazu das Dragonerregiment, wo er schon damals gute Bekannte gehabt hatte; kurz, der Junker war auch hier ziemlich verwöhnt worden.

Der Grabenhäger kannte eigentlich jeden Pflasterstein in dem Neste. Er konnte feststellen, daß sich nichts hier geändert habe, während der letzten zehn

Jahre. Dieselben Firmenschilder, ja es schien fast, als sei von den Waren, die schon damals hinter den bescheidenen Fensterscheiben gelegen, nichts weggekommen. Auch in dem Pflaster, das mit seinen heimtückischen Kanten, Spitzen und unvermuteten Löchern, Pferde- und Menschenfüßen noch ebenso gefährlich war wie damals, äußerte sich der konservative Sinn des Städtchens. Hie und da fehlte eines der alten Gesichter, aber da waren andere da, die den verschwundenen so ähnlich sahen, daß man auch hier eine Lücke kaum wahrnahm. —

Auf dem Marktplatze hatte das Gras etwas zugenommen, so wollte es Kriebow bedünken, als er jetzt vom Elephanten hinüberschritt nach dem Pastorat, um seinem alten Lehrer und Pensionsvater, Stadtpfarrer Mälhorn, einen Besuch abzustatten. An der Ecke dort, dem Rathause gegenüber, hatte sich was verändert: der Bäckerladen war weg, den er nur zu gut in Erinnerung behalten, seiner Näschereien wegen, die der Herr Gymnasiast gelegentlich auch nicht verschmäht hatte. Jetzt war dort ein Komptoir entstanden. Hinter der breiten Glasscheibe, auch eine neue Errungenschaft -- früher hatte hier nur das kleine Fensterchen des Zuckerbäckers mit seinen verstaubten Auslagen bestanden — war jetzt in Perlmutter auf schwarzem Untergrunde zu lesen: „Wechselstube und Agentur“. Der neueste Berliner Kurszettel hing da aus. In einer japanischen Lackschale lagen verschiedene Münzsorten durch-

einander, Banknoten waren reichlich daneben ausgestreut.

Den Grabenhäger machte der ungewohnte Anblick unwillkürlich stutzen, er blieb stehen, las die Firma: „Isidor Feige."

Er konnte sich noch recht gut des alten Handelsmannes Abraham Feige entsinnen, der in einer Nebengasse sein Lager von Wolle und Fellen gehabt hatte. Mit seinem schmutzstarrenden Kaftan, den langen graugelben Locken, den tiefliegenden Eulenaugen und der Habichtsnase, hatte er dem Knaben einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Abraham war also wohl gestorben, und dies hier war Feige junior. Seiner entsann sich Kriebow erst recht vom Gymnasium her; das war dieser schmächtige Jüngling gewesen, mit dem ewig lächelnden gilblichen Gesichte, den die Mitschüler seiner abstehenden Ohren und krummen Beine wegen unausgesetzt gehänselt und malträtiert hatten.

Was aus den Leuten werden konnte! Also, der kleine Isidor war jetzt Besitzer all dieser Goldstücke und Banknoten, die hier wie nichts Gutes herumlagen! —

Die meisten Ladeninhaber waren, da sie den Grabenhäger Herren über den Marktplatz schreiten sahen, in ihre Thüren getreten; es war doch zu interessant zu wissen, wo er hingehen würde. Als er jetzt bei Isidor Feiges „Wechselstube und Agentur" Halt machte, trat hier ein Mann mit spitzem schwarzem Bart aus

der halbgeöffneten Komptoirthür. Isidor Feige war trotz seines kurzgehaltenen Haares und seiner modernen Kleidung die verjüngte Ausgabe des alten Abraham. Kriebow erkannte sofort das Lächeln wieder, und die Ohren — wie oft hatte er die in seinen Fäusten gehabt! — Feige begrüßte ihn mit einem tiefen Diener. „Habe die Ehre, Herr Baron von Kriebow!" Der Grabenhäger schnitt jedoch die Unterhaltung mit dem ehemaligen Schulkameraden von vorn herein ab, indem er nachläßig grüßend weiterschritt.

Auch bei Pastors hatte sich wenig verändert. Derselbe bimmelnde Klang der rührenden alten Klingel, als Kriebow an dem abgegriffenen Glockenzuge riß. Derselbe fade Küchengeruch im Korridor. Pastor Mälhorn war ein wenig weißer geworden, aber die Frau Pastorin schien sich verjüngt zu haben; Kriebow kannte sie nur zahnlos, und jetzt hatte sie eine ganz stattliche Reihe von Beißerchen im Munde. —

Der Gast wurde von dem alten Paare mit hoher Freude aufgenommen. Er mußte Kaffee trinken. Mit Rührung sah Erich, der sich um die alten Leute garnicht mehr gekümmert hatte, seit er ihrer Obhut entwachsen war, daß sie seinen Lebenslauf auf's genauste verfolgt hatten. Er mußte erzählen; dann wurde von früheren Zeiten gesprochen, was aus dem und aus jenem Mitschüler geworden sei.

Nach einem Stündchen verabschiedete sich Kriebow, um sich nach dem Elephanten zurückzubegeben.

Er vermutete, daß Graf Wieten inzwischen dort eingetroffen sei, und den wollte er auf keinen Fall warten lassen.

Als er wieder vor Isidor Feiges Wechselstube angelangt war, trat dort der Langendammer heraus, geleitet vom Inhaber. Feige verabschiedete sich mit Bücklingen und Handschlag von Herrn von Pantin, dabei nach dem herankommenden Grabenhäger schielend, ob der auch sähe, daß ihm der Herr Major die Hand gab.

„Was haben Sie mit dem Juden zu thun, Herr Major?" fragte Kriebow, als sie außer Hörweite waren, den Langendammer.

„Geschäfte! — Kann Ihnen der Mann empfehlen, ist außerordentlich kulant," erwiederte Malte. „Isidor ist der einzige, bei dem man jederzeit baar Geld findet. Drehen Sie hier sämtlichen anderen Leuten die Taschen um, nicht dreitausend Thaler fallen heraus. Aber Feige wirtschaftet aus dem Vollen; der Alte hat höllisches Geld zusammengeschachert. Der Sohn arbeitet nun in größerem Style. Der Kerl macht alles! Güterkäufe, Hypothekengeschäfte, oder wenn Sie mal Auskunft brauchen in einer heiklen Sache, besorgt Ihnen Feige auch. Kann Ihnen den Mann wirklich empfehlen."

Der Grabenhäger meinte: er sei einmal als junger Lieutnant von einem Juden hereingelegt worden, seitdem hüte er sich vor solchen Geschäftsverbindungen.

„Ich bin ja natürlich auch Antisemit!" rief Malte,

„als anständiger Mensch kann man garnicht anders! — Aber das muß man sagen: geschickt ist die Rasse nun doch einmal; es geht einfach nicht ohne sie! Alle Welt macht Geschäfte mit Isidor Feige, er hat mit den meisten Gütern zu thun, hier ringsum.“

Man trat in den Gasthof. Es gab im Elephanten ein sogenanntes „Ritterzimmer.“ Hier pflegte sich bei besonderen Gelegenheiten der Adel der Nachbarschaft zu versammeln. Keinem bürgerlichen Grundbesitzer wäre es eingefallen, sich da hinein zu begeben. Für nichtadelige Honoratioren vom Lande gab es wieder ein anderes Zimmer, das ohne ausdrücklich reserviert zu sein, durch Herkommen für sie bestimmt war. So wurde es seit Menschengedenken geübt.

Der Wirt berichtete den Herren, als sie in das Ritterzimmer traten, Graf Wieten sei angekommen, aber gleich nach seiner Ankunft wieder ausgefahren, der Graf lasse sagen: er werde in anderthalb Stunde wieder da sein.

„Das sieht Wieten ähnlich!“ rief Malte mit hochrotem Kopfe. „Bestellt uns großartigst herein, und ist dann nicht da. So machen's diese Grandseigneurs. Ich werd 's ihm aber diesmal stecken! Denkt wahrscheinlich, weil er Graf ist und im Herrenhause sitzt! — Infames Offiziellthun! Aber das gewöhnen sich die Leute in Berlin an. So im Ministerstyle! Wenn der Herr Graf zu kommen geruhen, dann soll womöglich gleich am Bahnhofe eine Deputation stehen

in Fräcken zum Empfang. Werden ihm was pußten! Ich fahre nach Langendamm zurück!"

Aber er blieb bei der Drohung. Herr von Pantin wartete mit den Anderen, die inzwischen gekommen waren, die Rückkehr des Grafen ab, allerdings nicht ohne die Gelegenheit wahrzunehmen, tüchtig zu schimpfen.

Der Langendammer hatte schon zu verschiedenen Malen versucht, eine politische Rolle im Kreise zu spielen; aber Wieten, der hier Wind und Wetter machte, hatte ihn nicht aufkommen lassen. Daher Maltes Ingrimm gegen den Grafen. Im übrigen waren sie gute Freunde von der Ritterakademie her und nannten einander „du."

Endlich erschien der Graf. Er schnitt Malte, der seinem Zorn ihm in's Gesicht Luft machen wollte, das Wort ab, indem er dem Altersgenossen auf die Schulter klopfte: „Beruhige dich nur, mein Alter! Ich weiß schon, du hast tüchtig auf mich räsoniert." Dann bat er die Herren um Entschuldigung, daß er habe warten lassen, aber er habe noch Wichtiges zu erledigen gehabt. Der Graf hielt eine Art von Cercle ab, hatte für jeden eine passende Bemerkung; seine Begrüßung mit Kriebow war besonders kordial.

Wieten war ein stattlicher Mann mit weißem Vollbart, hoher Stirn und klugen Augen. Er hätte schön genannt werden können, wäre nicht sein Enbonpoint gewesen und die allzu lebhafte Gesichtsfarbe, welche

verrieten, daß der alte Herr den Freuden der Tafel nicht abhold war.

„Wißt Ihr denn, wo ich eben gewesen bin?" rief der Graf mit schelmischem Lächeln. Niemand konnte es erraten. „Na, ich will's nur sagen: in Pröklitz!"

„Bei Merten?"

„Ja, bei Merten!"

„Da haben wir's!" rief Major von Pantin, schon wieder wie ein Puter aufgebracht, „Herr Merten wird natürlich vor allen Anderen um seine hohe Meinung befragt. So'n Kerl, so'n Parvenu! Und der spielt nun ne Rolle im Kreisausschuß. In der Landwirtschaftskammer ist er ja glücklich auch. Fehlt blos noch, daß wir ihn zum Landrat machen.

„Merten hat Chancen" erklärte der Ernsthöfer Tichow. „Städter und Bauern sind auf seiner Seite. Sein Einfluß ist nicht zu unterschätzen."

„Natürlich, weil der Mensch Pächter gewesen ist; und jetzt sitzt er auf einem der schönsten Güter."

„Na und Merten versteht auch seinen Kram — alles was recht ist! Pröklitz hat er in die Höhe gebracht."

„Unsinn! versteht en Dreck!" schrie Malte dazwischen — Nichts konnte ihn mehr erboßen, als wenn einem Andern nachgesagt wurde, er sei ein tüchtiger Landwirt. — „Aus 'ner ganz anderen Ecke pfeift der Wind. Das verfluchte Liebäugeln mit den volksfreundlichen Tendenzen ist das wiedermal! Weil Merten so ne Geschichten wie Arbeiterwohlfahrt betreibt, deshalb ist er

der große Mann. Und von oben her wird ja so einer womöglich noch unterstützt. „Innere Kolonisation" nennen sie das. So'n Blödsinn! — Der Unfug liegt geradezu in der Luft heutzutage. Wie ist 's denn drüben im Welziner Kreise? da haben Sie jetzt auch einen neuen Landrat — einen bürgerlichen natürlich — was macht der Mensch! Unterstützt die Kleinen gegen die Ritterschaft. Neulich haben sie dort ein Rittergut parcelliert in lauter Stellen. Ich traue nicht, daß wir mit der Zeit nicht auch noch sowas kriegen. Und Merten — der Mensch verteilt jetzt schon Land an seine Arbeiter als Prämie, und Kathen baut er ihnen wie Paläste. Ich sage soviel, wenn der Landrat wird, wandre ich aus!"

„Pantin hat Recht!" rief der Purgaster Merrwitz „Gegen Merten müssen wir uns zusammenthun, der ist gefährlich!"

„Merten um keinen Preis!" stimmten verschiedene Andere zu.

„Meine Herrn, Sie regen sich ganz unnütz auf!" sagte Graf Wieten, der ihnen lächelnd zugehört hatte. „Ich bin bei Merten gewesen; die Sache ist längst erledigt."

„Wieso erledigt?"

Der Graf rieb sich vergnügt die Hände. „Ich konnte mir 's schon nicht recht denken, daß es Merten ernst sein könne mit seiner Kandidatur. Der Mann hat ja gar keine Zeit, auch noch Landrat zu sein."

„Nun — und“ . . . .

„Ich fuhr also nach Pröklitz, traf den Löwen in seiner Höhle, war nicht länger als zehn Minuten da; und die Sache ist abgemacht. Merten verzichtet.“

„Donnerwetter, großartig! — Famos gemacht, Herr Graf!“ ging es durcheinander.

„Merten hofft, daß wir seinen Freund Herrn von Klaven zum Landrat machen würden,“ sagte der Graf. „Wie ist denn die Stimmung für den im Kreise? Ich kenne ihn fast garnicht. Studiert hat er ja, und ist sogar Beamter gewesen. Angesessen im Kreise ist er auch. Die Bedingungen wären bei ihm also eigentlich sämtlich vorhanden. Dazu hat der Name guten Klang. — Wie wird über Herrn von Klaven gedacht?“

Der Ernsthöfer Tichow ergriff das Wort: „Klaven, der Ragatziner Klaven, das ist 'ne sonderbare Sache Er gehört zu uns, und er gehört auch wieder nicht zu uns. Kein Mensch kennt ihn so recht. Man sieht ihn nicht — neulich bezweifelte mal jemand allen Ernstes, daß er überhaupt einen Frack besitze.“

Verschiedene lachten. „Ein Landrat, der keinen Frack hat — ne, das geht nich!“ —

„Macht mir den Ragatziner nicht schlecht!“ fiel Kammerherr von Witzing ein. „Das ist en hochachtbarer Kerl! Wenn einer sich so durchschinden muß wie der, und dabei anständig bleibt! Ein Gut verschuldet übernehmen aus dem Bankerott, und dann die

Geschwister auszahlen, das mache mal einer nach! Hut ab vor dem Manne!"

„Ich habe auch garnichts gegen Klaven" erwiderte der Purgaster Merrwitz. „Nur gerade zum Landrat paßt er mir nicht. Er hat so Mucken! Zum Beispiel raisoniert er auf den Johaniter, das wäre ne erkaufte Dekoration! Habe ich selbst von ihm gehört."

„Da mögen ihm die Trauben zu sauer sein, wegen der Einzahlung!" rief jemand.

„'s ist doch aber kein gutes Zeichen für die Gesinnung, wenn man so was aussprechen kann," fuhr Merrwitz fort. „Außerdem ist Klaven ein Herz und eine Seele mit dem Pröklitzer Merten, damit ist er für mich ein für allemal unmöglich. Meine Stimme bekommt er nicht!"

„Bravo!" rief Major von Pantin. „Nun bleibt uns nur noch eine Möglichkeit: der Regierungsassessor! Herr von Katzenberg das ist gerade der Mann, den wir brauchen in der jetzigen Lage, der hat Charakter und Schneid. Hättet ihn neulich mal sprechen hören sollen nach der letzten Hetzjagd — Tichow Sie waren ja auch dabei" . . . . .

„Entsinne mich dunkel" erwiderte der Ernsthöfer, „wir waren, glaube ich, meistens etwas entnüchtert."

„Keine Spur!" rief Malte ärgerlich. „Das war viel später. Wir unterhielten uns über Politik, ganz seriös. Da hat uns der Regierungsassessor mal sein Programm entwickelt. Tadellos, sage ich Euch! Der

wird nicht an unsere Rechte tippen lassen; da giebt's nichts mit Arbeiterverhätschelung, wie sie jetzt Mode wird, und mit Hebung des Kleingrundbesitzes, diesen Unsinn, den sich die liberalen Professoren auf den Universitäten ausgeheckt haben, da lacht er nur drüber. Und die ganze soziale Gesetzgebung! ‚Das kommt mir vor wie ein Wagen mit jungen Pferden', hat er zu uns gesagt ‚wo der Kutscher nicht fahren kann; lassen Sie die Karre mal erst ruhig im Sumpfe festefahren, nachher kriegen wir wieder die Zügel in die Hand.' Der ist nicht auf den Kopf gefallen, der versteht, was uns not thut, trotz seiner Jugend! ‚Zunächst muß dem Großgrundbesitz geholfen werden,' hat er gesagt ‚denn der leidet in unserer Zeit am meisten, und er ist die wichtigste Säule des Staates.' Was, Tichow, hat er das nicht gesagt? — Nein, Katzenberg ist ein hervorragend anständiger Mann, Korpsstudent gewesen, Reserveoffizier in einem guten Regimente, überall dabei: im Hetzklub, beim Wildschutzverein, bei allen anständigen Sachen, wird zu repräsentieren verstehen. Also was wollen wir mehr? Einen geeigneteren Landrat für unsern Kreis können wir einfach nicht auftreiben!"

Verschiedene stimmten dem Langendammer zu. Der eine lobte die Tüchtigkeit, die der Assessor im Amte an den Tag gelegt, ein anderer wußte seine Manieren zu rühmen und sein bescheidenes Auftreten.

Dem widersprach allerdings der Grabenhäger

„Bescheidenheit" das sei das Letzte, was er Herrn von Katzenberg nachsagen könne.

„Haben Sie etwas Gravierendes gegen ihn anzuführen, Kriebow?" fragte Malte.

Erich zuckte die Achseln.

„Hurrah! Katzenberg ist Favorit!" rief Malte siegesgewiß. „Da hat sich allerdings Herr Merten Pröklitz gründlich geschnitten mit seinem Verzicht. Das freut mich bei der ganzen Geschichte am meisten!"

„Na, sieh mal, Malte", meinte der Graf in jovialem Tone, „und erst warst du drauf und dran, mich zu fordern! — Die Situation scheint mir nunmehr klar: die maßgebenden Leute im Kreise wünschen den Regierungsassessor zum Nachfolger im Landratsamt. Und ich kann Ihnen mitteilen, daß man oben keinerlei Bedenken tragen wird, falls Katzenberg vorgeschlagen werden sollte, ihn zu bestätigen."

„Halt noch eins ist zu bedenken!" meinte der Ernsthöfer Tichow. „Wir müssen sicher gehen! Halbblut bleibt doch nun mal Halbblut! Jetzt natürlich, wo Katzenberg sich noch bewirbt, thut er wie ein Ohrwürmchen, spielt sich auf den Agrarier, verspricht das Blaue vom Himmel herunter. Aber wer steht uns denn dafür, daß er Wort halten wird, wenn er im Amte ist? Gerade in jetziger Zeit, wo der Wind einmal so weht und einmal so, da muß man seiner Leute sicher sein. Gewisse Garantieen müßte man sich doch von ihm geben lassen, meine ich."

„Beruhigen Sie sich, Tichow!“ erwiderte ihm Graf Wieten schmunzelnd, „ist längst besorgt!“

„Wieso — was?“ — riefen mehrere durcheinander.

„Werde doch die Katze nicht im Sacke kaufen!“ meinte der Graf selbstbewußt lächelnd. „Der kleine Katzenberg hat mich neulich in Berlin aufgesucht. Na, was er wollte, wußte ich ja! — Da habe ich ihn mir gekauft, ihm zunächstmal auf den Zahn gefühlt, dem Kerlchen. Ist en ganz geschickter anstelliger Mensch, brauchbar, sehr brauchbar! Ich habe natürlich ganz offen mit ihm gesprochen, und er hat mich verstanden, denn auf den Kopf gefallen ist er nicht. Er weiß ganz genau, was geschieht, wenn er sich 's etwa beikommen ließe nicht artig zu sein. Er hat gebundene Marschroute, meine Herrn!“

„Ja, unser Graf versteht's!“ rief Tichow. „Kommt von Berlin, ist kaum zwei Stunden da, und die ganze Chose ist im Gange.“

* * *

Am nächsten Morgen fuhr in der gewölbten Durchfahrt des Elephanten ein Wagen nach dem anderen vor: Bauern, Pächter, Inspektoren, Gemeindevorsteher. Das Land kam herein. Wer nicht in der Kreisversammlung saß, der war vielleicht an der Zuckerfabrik interessiert, oder an der Molkereigenossenschaft, die beide am Nachmittage ihre Generalversammlungen abhielten. Oder er

kam wohl schließlich auch aus bloßer Neugier zur Stadt, um zu erfahren, was heute entschieden werden würde.

Im Ritterzimmer war reges Leben. Vom Großgrundbesitz fehlte kaum einer. Wer an der gestrigen Vorberatung nicht teilgenommen hatte, wurde jetzt in das Beschlossene eingeweiht. Die Cigarren glimmten bereits, vereinzelt tauchte auch schon eine Flasche auf. Man stärkte sich für den Tag, der noch manches Aufregende bringen würde; denn für den Abend hatten die Dragoner die Mitglieder des Hetzklubs in's Kasino eingeladen, zum Schlußdiner für diese Saison.

Die bevorstehende Landratswahl bildete das Hauptthema. „Ist denn Klaven überhaupt gekommen?“ fragte jemand.

„Ich sah ihn eben draußen mit ein Paar Pächtern konferieren“, war die Antwort. „Er scheint die Hoffnung also doch noch nicht aufgegeben zu haben.“

Der Ragatziner Klaven war einer der wenigen Nachbarn, die Erich von Kriebow nicht kannte. Dabei war er entfernt verwandt mit der Familie, Erichs Großmutter väterlicherseits war eine Klaven gewesen. Früher hatte auch zwischen Ragatzin und Grabenhagen ein freundnachbarschaftlicher Verkehr stattgefunden, aber das änderte sich, als der alte Kammerherr von Klaven Bankerott machte. Damals war die zahlreiche Familie in alle Winde zerstreut worden. Der jetzige Ragatziner war in der Verwaltungskarrière gewesen und hatte, als die Katastrophe über seine Familie hereinbrach, den

Staatsdienst quittiert. Verlobt mit einem Mädchen aus vornehmer aber armer Familie, konnte er erst nach zehnjähriger Wartezeit heiraten. So lange hatte er gebraucht, um die zerrütteten Verhältnisse des Familiengutes wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Die Stimmung für den Ragatziner war bei seinen Standesgenossen keine günstige. Vorzuwerfen wußte man ihm zwar nichts; ja man mußte sogar anerkennen, daß er als Gutsherr und Landwirt Tüchtiges leiste, trotzdem war er nicht beliebt. Er schloß sich ab, ging seine eigenen Wege. Klaven hatte in den Augen der Meisten einen Fehler, der schwer verziehen wird: er konnte nicht klassifiziert werden, man wußte nicht was man aus ihm machen solle; kurzum, er war den Leuten unheimlich.

In diesem Augenblicke trat ein bärtiger Herr in's Zimmer, den Kriebow nicht kannte. An der frostigen Stimmung, die sich plötzlich über die Unterhaltung legte, merkte er, daß der breitschulterige robuste Mann, den man für einen Pächter oder Inspektor hätte halten können, kein anderer sei als Herr von Klaven. Mit dieser bärenhaften Erscheinung stimmte auch die Beschreibung überein, die Kriebow bereits von ihm gehört hatte.

Klaven begrüßte die Gesellschaft und ließ sich dann auf dem ersten besten Stuhle nieder. Der Grabenhäger, der in seiner Nähe aß, erhob sich und nannte seinen Namen, dabei erwähnend, daß sie als Vettern

zweiten Grades ja eigentlich verwandt seien. Klaven schüttelte ihm kräftig die Hand. Bald war ein Gespräch über Familie und Familienbeziehungen im Gange.

Der Grabenhäger fand, daß der Mann garnicht so übel sei. Man hatte ihm ein ganz falsches Bild gegeben von dem Ragatziner. Klavens Art zu sprechen war ruhig, bestimmt und selbstbewußt. Wenn er auch kein Elegant war in seiner Erscheinung, so hatte doch sein Wesen etwas Vornehmes. Wie stach dagegen Malte Pantin ab, der bereits einigen Flaschen den Hals gebrochen hatte, und sich jetzt mit dem Purgaster Merrwitz herumzankte. Kaum, daß man sein eigenes Wort noch verstehen konnte, über dem Schreien dieser beiden Krakeeler.

Inzwischen war auch Graf Wieten eingetreten. Kriebow erhob sich mit verschiedenen Anderen, ihn zu begrüßen.

Der alte Herr übersah die Versammlung. „Ach, da haben wir ja auch den Ragatziner!“ sagte er, Klaven erblickend. „Ein Wort zu Ihnen, mein lieber Klaven. Bleiben Sie nur, Kriebow! — Das können alle hören. Ich hasse die Heimlichkeiten unter Kavalieren.“

Der Grabenhäger war gespannt, was nun erfolgen werde. Klaven war aufgestanden und vor den Grafen hingetreten, den er fragend anblickte.

„Man sagt mir, Herr von Klaven, daß Sie den Wunsch hätten, von der Kreisversammlung für den

Landratsposten vorgeschlagen zu werden. Ist das an dem?"

„Allerdings Herr Graf! Und ich glaube, das ist mein gutes Recht!" erwiderte Klaven, den Kopf zurückwerfend, wie einer der sich auf einen Angriff vorbereitet.

„Gewiß, gewiß!" sagte der Graf, seine verbindliche Miene nicht aufgebend, und legte ihm die Hand auf den Arm. „Gewiß ist das Ihr gutes Recht! Aber ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen — in Ihrem eigenen Interesse thue ich das — Sie haben wenig Chancen. Ich sage es Ihnen ganz offen heraus: Sämtliche Herren, die Sie hier sehen, haben einen anderen Kandidaten."

„Das weiß ich, Herr Graf!"

„Und daß Sie bei den Vertretern der Stadt- und Landgemeinden einen nennenswerten Anhang finden werden, bezweifle ich."

„Ich sehe voraus, daß ich nur eine ganz schwache Minorität auf mich vereinigen werde."

„Dann würde ich Ihnen doch raten, Herr von Klaven, davon abzusehen, daß Ihr Name überhaupt genannt wird. Jetzt ist Ihnen noch ein ehrenvoller Rückzug möglich. Andernfalls ist es doch eine Art von Blamage für Sie, das gebe ich Ihnen zu bedenken. Es würde auch nach außen hin einen besseren Eindruck machen, wenn bei einer solchen Gelegenheit unter den Vertretern des Großgrundbesitzes volle Einigkeit herrschte.

Also seien Sie vernünftig, verzichten Sie! Wir meinen es gut mit Ihnen."

Klaven schüttelte den Kopf. „Der Eindruck, den eine etwaige Uneinigkeit innerhalb des Großgrundbesitzes machen kann, scheint mir viel weniger bedenklich, als der schlechte Eindruck, den die einmütige Aufstellung Ihres Kandidaten. und gerade dieses Kandidaten, machen muß."

„Nanu!" riefen mehrere.

„Malte, er schimpft auf Ihren Protege," flüsterte der Ernsthöfer Tichow dem Langendammer zu.

„Wie — was!" schrie Malte los. „Wer sagt etwas gegen Katzenberg? — Was will der Kerl überhaupt!"

„Ruhig, Malte!" beschwichtigte Graf Wieten. „Laßt mal erst den Klaven ausreden."

„Ich will kein Hehl daraus machen, daß ich mich habe aufstellen lassen, um des Prinzips willen," sagte Klaven und sah sich herausfordernd um nach seinen Standesgenossen, die ihn in geschlossenem Kreise umstanden. „Ich halte es für meine Pflicht, mich aufzulehnen gegen das, was ich für einen verhängnisvollen Fehler ansehe. Bisher haben wir stets darauf gehalten — und so haben es unsere Väter gethan — daß nur Leute aus unserer Mitte Landrat sein dürfen. Leute, die, wenn möglich, dem alten befestigten Grundbesitz entstammten, auf alle Fälle Männer, die mit unserem Kreise innig verwachsen, die mit unseren Bedürfnissen vertraut waren. Und auch auf den Charakter des

Kandidaten ist bisher immer, Gott sei dank, Gewicht gelegt worden. — Jetzt kommt da solch ein junger Mensch her, der mit dem Kreise absolut nichts zu thun hat . . . ."

„Bitte, der Vater hat sich angekauft im Kreise!" rief jemand.

„Nun, der Anlaß dazu ist allerdings ziemlich durchsichtig!" meinte Klaven höhnisch. „Eine Million konnte der Herr Kommerzienrat von Katzenberg leicht entbehren, als es darauf ankam, dem Söhnchen eine Position damit zu erkaufen. Soviel ist der Landrats-titel dem Herrn eben wert gewesen."

Eine starke Erregung entstand. „Der Neid spricht aus ihm, weiter nichts! weil er nicht Landrat wird," sagte der Purgaster Merrwitz zu Malte; der fluchte und wurde nur mit Mühe zurückgehalten, Klaven zu stellen.

Der Ragatziner blickte mit verächtlicher Miene um sich. „Ich weiß ja ganz gut, daß ich absolut nichts erreiche! Assessor von Katzenberg wird Landrat werden auf Ihren Vorschlag. Leider kann ich's nicht ändern! Es ist ja nur ein Zeichen der Zeit. Das mobile Kapital beherrscht alles; jetzt hält es nun auch seinen Einzug bei uns. Sie ahnen ja garnicht, was sie thun! Sie schlagen damit den Traditionen unseres Standes einfach in's Gesicht. Es ist eine Inkonsequenz, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Heute nehmen Sie einen Emporkömmling in unsere Mitte auf, geben ihm das wichtigste Amt, das

wir zu vergeben haben. Aber rächen wird sich das früher oder später ganz sicher."

Einige lachten, nannten Klaven verrückt. Andere waren ärgerlich und murrten. Auf Einzelne hatten seine Worte aber doch einen gewissen| Eindruck gemacht.

Den Grabenhäger hatte es warm und kalt überlaufen bei Klavens Worten; wie es einem geht, wenn man unerwartet Zeuge einer mutigen That wird. Das Herz schien der auf dem rechten Flecke zu haben, das mußte man sagen, wenn er auch sonst vielleicht ein Hinterwäldler war. —

Was würde Wieten thun?

Der Graf ließ erst den Sturm sich legen, dann meinte er ironisch lächelnd: „Mein lieber Herr von Klaven, Sie sind ein Heißsporn, und das sind immer schlechte Politiker. Was Sie da gesagt haben, enthält einiges Wahre; vor fünfzig Jahren wäre es sogar ganz richtig gewesen. Aber Sie vergessen, daß wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts leben. Seien wir etwas Realpolitiker. Daß Katzenbergs Vater viel Geld hat, läßt sich ja nicht leugnen, aber das ist vielleicht kein großes Malheur, wie Sie es dargestellt haben. Katzenberg ist mit einem Worte der Mann der Situation, und Sie thäten gut, sich damit abzufinden. — Übrigens ist es jetzt die höchste Zeit, daß wir auf's Landratsamt gehen."

„Ja, zum Teufel! Es ist schon nach elf Uhr!" rief jemand.

„Ehe wir nicht da sind, wird doch nicht angefangen," meinte der Ernsthöfer.

„Ja, aber vorher sollten doch noch die Gemeindeochsen bearbeitet werden."

„Beruhigt Euch! Das hat der kleine Katzenberg selber längst auf's Beste besorgt."

Man lachte, griff zu Hut und Mantel und eilte auf's Landratsamt. —

Im Sitzungszimmer war bereits die größere Zahl der Kreistagsabgeordneten versammelt. Man stand in Gruppen beisammen, eine Viertelstunde wurde noch in scheinbar ungezwungener Unterhaltung verbracht. Kenner wußten, daß diese Frist benutzt wurde zu unauffälliger Arbeit; Die Parteien suchten für ihren Mann in aller Eile noch Stimmung zu machen.

Kriebow, der zum ersten Male in diesem Kreise war, bat den Ernsthöfer Tichow, ihn mit den Leuten bekannt zu machen.

Da waren die Vertreter der ländlichen Gemeinden: kräftige Gestalten, mit einfachen Gesichtern und derben Arbeitsfäusten. Der Sonntagsstaat, den sie zu dieser Gelegenheit angelegt hatten, vermehrte noch die Steifheit ihres Behabens. Bei aller Biederkeit der Mienen lag eine gewisse zurückhaltende Vorsicht in ihrem Wesen ausgeprägt. Sie sahen sich ihre Leute an; allen Respekt vor den Junker, aber wenn der Edelmann höflich war, dann wollte er etwas von dem kleinen Manne, und da hieß es auf der Hut sein.

Vor einem Alten mit bedächtiger Bauernmiene stand der Langendammer und redete eifrig in ihn hinein. Der hörte mit vorgestrecktem Kopfe aufmerksam zu und sagte als Malte schließlich in ihn drang, seinem Schützling die Stimme zu versprechen: „Dat 's fon Sak! Ick will noch en Beten täuwen, ick warr mi de Sak man irst anseihn, Herr Majur!“ — Malte fuhr ihn ärgerlich an, zum Überlegen sei jetzt keine Zeit; er müsse nunmehr wissen, was er wolle. Aber der Alte blieb dabei: „Ick warr mi de Sak man irst anseihn, Herr Majur!“

Dort stand einer wie eine Festung, umfangreich und unbeweglich: der alte Amtsrat Staberow von Domäne Kalsin, mit rotem Kopf und weißgelber Haarmähne. Die Hände auf dem Rücken, schimpfte er mit dröhnendem Organe über die niedrigen Getreidepreise, die auch in diesem Jahre wieder den Landwirt um sein sauer Erworbenes brächten. Neben ihm sah man einen jüngeren Mann mit scharfgeschnittener Physiognomie, dessen unruhig theatralische Gestikulationen stark gegen die eherne Ruhe des alten Staberow abstachen. Als der Grabenhäger herantrat, um sich durch Herrn von Tichow mit dem Amtsrat bekannt machen zu lassen, fuhr Isidor Feige dazwischen: „Ah, Herr Baron! Freue mich Sie hier zu sehen! darf ich die Herren bekannt machen: Herr von Kriebow auf Grabenhagen, Herr Amtsrat Staberow von Domäne Kalsin, der hervorragendste Landwirt des Kreises.“

„Muß der auch hier sein?“ sagte der Grabenhäger im Weitergehen.

„Ich bitte Sie, wo wäre die Rasse heutzutage **nicht**! Mann bei der Stadt unser Feige! Der hat hier manchen in der Tasche, von dem man ’s nicht **denkt**.“

„Zeigen Sie mir doch mal den Pröklitzer Merten!“ sagte Kriebow zu seinem Führer. „Der Mann interessiert mich; man hört so viel von ihm.“

„Sehen Sie den großen Dicken dort, mit dem grauen Bart; Wieten redet ihn eben an.“

„Das ist der Pröklitzer?“ —

Der Assessor rührte die Glocke und bat die Anwesenden, sich auf ihre Plätze zu verfügen. „Kommen Sie Kriebow! Wir setzen uns möglichst zusammen.“ sagte der Ernsthöfer.

Auf der Tagesordnung standen einige Punkte von geringer Bedeutung, die bald erledigt waren. Man war ungeduldig, möglichst schnell zu dem eigentlichen Zwecke der Tagung zu gelangen.

Als es soweit war, bat Assessor von Katzenberg die Versammlung, ihn vom Vorsitz zu entbinden, er sei bei dem nächsten Punkte persönlich interessiert, und halte es daher nicht für schicklich, weiter als Vorsitzender zu fungieren; er ersuche den ältesten Kreisdeputierten, Herrn Kammerherrn von Witzing, statt seiner die Leitung zu übernehmen.

„Sehen Sie mal an!“ flüsterte der Ernsthöfer seinem Nachbar zu. „Wie bescheiden der Kleine thut!

Jetzt bin ich nur gespannt, wer ihn eigentlich vorschlagen wird."

Ein kleiner, kahlköpfiger Mann erhob sich und bat um's Wort. „Der Gemeindevorsteher von Groß-Podar!" erläuterte Tichow.

Der Redner sprach wie einer, der eine Lektion auswendig gelernt hat, gelegentlich aus dem Zusammenhange fallend und Sinnfehler machend. Er schlug vor: es möge auf Wahl verzichtet werden, da die Anwesenden den bisherigen Landratamtsverweser, den Herrn Regierungsassessor von Katzenberg, ja alle kennten. Der Herr Assessor sei ein ausgezeichneter Mann und meine es gut mit dem Kreise, und vor allem mit den Bauern und dem kleinen Manne. Er sei leutselig und herablassend, ebenso wie sein Vater der Herr Kommerzienrat, den sie jetzt in seinem Dorfe die Ehre hätten als Gutsherrn zu haben. Einen besseren Mann könne sich der Kreis nicht wünschen; in der kurzen Zeit seiner Amtsverwesung habe er sich die Herzen aller Kreiseingesessenen in Stadt und Land gewonnen. Er beantrage daher: einmütig den Herrn Regierungsassessor zur Ernennung vorzuschlagen. —

„Von Katzenberg selbst eingefuchst!" tuschelte der Ernsthöfer dem Grabenhäger in's Ohr.

„Ich fange wirklich an, Klaven Recht zu geben," erwiderte der Grabenhäger.

„Sie werden doch nicht etwa abtrünnig werden Kriebow?"

Inzwischen hatte der Bürgermeister das Wort ergriffen, auch er sprach für den Regierungsassessor. Er schlug Akklamation vor, da ja, wie 's scheine, erfreuliche Einmütigkeit der Wünsche herrsche.

„Akklamation ist beantragt!" — rief der Vorsitzende. „Hat jemand dagegen etwas einzuwenden?"

„Ich bin dagegen!" ertönte eine sonore Stimme und der Pröklitzer Merten erhob sich. „Ich beantrage Herrn von Klaven auf Ragatzin vorzuschlagen." Dann fuhr er fort: es widerstrebe ihm, Herrn von Klaven ähnliche Lobsprüche anzuhängen, wie es die Vorredner bei ihrem Kandidaten gethan hätten. Er wolle nur eines sagen: der Ragatziner sei ein Kind des Kreises. Die Klavens seien eine der ältesten Familien der Gegend. Er wisse kein besseres Lob für seinen Freund, Herrn von Klaven, als daß er ein Edelmann sei vom Scheitel bis zur Sohle. Er halte es einfach für einen Akt der Gerechtigkeit, dem Ragatziner das Landratsamt zu übertragen.

Dem Grabenhäger schlug das Herz höher bei Mertens kurzer Rede. Er sah sich nach seinen Standesgenossen um, empfanden sie denn nicht auch, daß die Auffassung dieses Mannes hier die vornehmere sei? War es denn nicht eine Schmach, daß ein Bürgerlicher aufstehen mußte, ihnen das zu sagen! —

Aber die saßen da mit feindlichen Mienen; eisiges Schweigen hatte Mertens Worte begleitet. „Nun erst recht wird's Klaven nicht!" sagte der Purgaster Merr-

witz so laut, daß es die Nachbarn verstehen konnten, „einen Landrat von Herrn Mertens Gnaden mögen wir nicht."

Nie in seinem Leben hatte der Grabenhäger lebhafter bedauert, daß ihm die Gabe versagt war, öffentlich zu sprechen. Er hätte in diesem Augenblicke aufspringen mögen und seinen Leuten eine donnernde Rede halten. Aber er kannte sich darin nur zu gut: je stärker man so etwas fühlte, desto fester schnürte es einem die Kehle zu; das in wohlgesetzte Worte zu fassen, war unmöglich! Aus seiner Rede wäre doch weiter nichts geworden als unklares, hilfloses Gestammel.

Der Vorsitzende fragte, ob noch weiter das Wort erbeten werde. Da sich niemand meldete, ließ er abstimmen. Für Klaven erhob sich Merten und einige wenige Abgeordnete der ländlichen Gemeinden. Ihnen gesellte sich der Grabenhäger zu.

„Setzen Kriebow!" riefen ihm die Nachbarn zu. „Mißverständnis! Wer für Klaven ist, soll aufstehen."

Der Grabenhäger blieb stehen. „Ich bin für Klaven!" sagte er.

„Kriebow verrückt geworden!" — hörte man Maltes knatterndes Organ durch alles durch.

„Also abgelehnt gegen eins, zwei, drei, vier — fünf Stimmen" zählte der Vorsitzende aus.

Man wartete kaum den Schluß der Sitzung ab, noch während das Protokoll beendet wurde, lief alles zu Katzenberg, um ihn zu beglückwünschen.

Der Grabenhäger hatte einen schweren Stand gegen seine Freunde. Sie warfen ihm „Fahnenflucht“ vor.

„Kriebow, Sie möchten mal zum Grafen kommen!“ richtete ihm der Ernsthöfer aus. „Passen Sie auf, jetzt kriegen Sie Ihren Schuß!“

„Was machen Sie denn für Geschichten?“ rief ihm Graf Wieten entgegen, den Kriebow zum ersten Male in seinem Leben ungnädig sah. „Order parieren mein Lieber! — Abgemachte Sachen gelten!“

„Ja, ich weiß nicht, Herr Graf, es ging mir einfach gegen den Strich . . . .“

„Ach was! — Wenn jeder seinem Kopfe folgen will, dann kommen wir zur Anarchie. Glücklich hatten wir hier die kleinen Leute soweit, daß sie nicht muckften, und da kommen Sie und geben solch ein Beispiel. Schämen Sie sich was, Kriebow! Das hätte ich vom Sohne Ihres Vaters nicht erwartet.“

In noch gröberer Tonart gab ihm Malte seine Unzufriedenheit zu erkennen: ob ihn der Teufel reite? Mit Merten Pröklitz zu stimmen! — Dazu hätten sie ihn nicht in die Kreisversammlung gewählt, daß er solche Eseleien losschieße. —

Kriebow vermochte solche Vorwürfe nicht allzu tragisch zu nehmen. Das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, half ihm über alle Unlust hinweg. Gern hätte er noch Klaven die Hand gedrückt, und ihm sein Beileid ausgesprochen über das, was ihm heute widerfahren war. Aber als er im Elephanten nach dem

Ragatziner fragte, erfuhr er, daß der soeben mit dem Pröklitzer von dannen gefahren sei.

IX.

Der Grabenhäger war eingeladen, im Regimentskasino zu speisen. Er war eben dabei, sich dafür anzukleiden, als an die Thür geklopft wurde. Er glaubte, es sei der Kellner, oder sonst ein Bediensteter; anstatt dessen trat Isidor Feige ins Zimmer.

Kriebow sagte, so gut er sich unter der Bartbinde überhaupt verständlich machen konnte: er sei jetzt nicht in der Lage, zu empfangen, und wies auf seine mangelhafte Toilette hin. Feige lächelte mit jenem zudringlichen Grinsen, dessen sich Kriebow noch von der Schule her erinnerte und meinte: ihn geniere das keineswegs, er befürchte nicht, blind zu werden. —

Der Grabenhäger fühlte ein Zucken in den Fingern nach jenen Ohren hin, die ihm so wohlbekannt vorkamen; aber so, wie vor fünfzehn Jahren, ging das leider doch nicht mehr. Was er von ihm wolle? fragte er den Bankier; zu kaufen wünsche er nichts, und zu verkaufen habe er nichts.

Feige that, als merke er die beabsichtigte Malice

garnicht, erklärte vielmehr im harmlosesten Tone: er sei nicht in Geschäften gekommen, er habe ganz privatim dem Herrn Baron eine Mitteilung zu machen, von der er glaube, daß sie interessieren werde. Dann fragte er, ob er sich setzen dürfe.

Kriebow brummte unter seiner Bartbinde etwas, das ebensogut ein „Hol dich der Teufel!“ wie ein „Jawohl!“ bedeuten konnte. Feige sah es aber für eine Aufforderung an, Platz zu nehmen. Während nun der Grabenhäger in Hemdsärmeln vor dem Spiegel stehend sein Haar mit ärgerlichen Bürstenstrichen behandelte, saß der Bankier da und redete in jenem burschikos plapperndem Tone, dessen sich die Handlungsreisenden zu bedienen pflegen. Er paradierte zunächst mit Geschäftsverbindungen, ließ seine vornehme Kundschaft Revue passieren; dabei nannte er die ersten Namen der Gegend.

Dann begann er von seinen eigenen Angelegenheiten zu plaudern. Von seinem Vater erzählte er, auf den sich der Herr Baron gewiß auch noch besinne. Feige ließ durchblicken, daß sein Vater als der reichste Mann der Stadt gestorben sei. Nun sei er alleiniger Inhaber des väterlichen Geschäfts geworden. Da er nun das Bedürfnis nach einem Kreditinstitut als ein schreiendes erkannt für die Gegend, habe er ein Bankgeschäft etabliert, ohne dabei die Branche des Vaters, den Wollhandel, ganz aufzugeben. Seine Bank sei hauptsächlich für die Landbevölkerung gegründet, weil erfahrungsgemäß diese Leute nicht viel Routine in Geldsachen hätten und nur

allzuleicht gewissenlosen Händlern in die Hände fielen. Für ihn aber gebe es kein höheres Ideal als das Interesse seiner Kundschaft, insbesondere das des Landmannes.

Er fuhr fort: „Es wird Ihnen bekannt sein, Herr Baron, daß mein verstorbener Vater für Ihren verewigten Herrn Papa, den Herrn Landesdirektor, gearbeitet hat. Gott habe sie Beide seelig! Leider ist es meinem guten Vater damals nicht geglückt, dem Wunsche des Herrn Landesdirektors gerecht zu werden. Der alte Jochen Tuleveit war nicht zu haben, trotzdem mein Vater damals keine Mühe gespart hat und keine Kosten, dem Herrn Landesdirektor den Schulzenhof zu verschaffen."

Kriebow fing an, aufmerksamer hinzuhören, seit der Name „Tuleveit" gefallen war.

„Aber es fällt ja kein Baum auf den ersten Hieb, Herr Baron! Wenn jetzt mal wieder ein Versuch gemacht würde; ich glaube, die Chancen sind augenblicklich günstiger."

Kriebow machte eine abwehrende Bewegung. Alles, was mit dem Schulzengut und der Familie Tuleveit zusammenhing, war ihm peinlich.

Feige fuhr unbeirrt fort: „Herr Tuleveit ist inzwischen auch älter geworden, vielleicht läßt sich jetzt eher mit ihm reden. Wie ich erfahre, ist die Frau dafür eingenommen, und der Herr Baron wissen doch, wer die erste Großmacht ist in der Welt. Die Verhältnisse des Herrn Tuleveit sollen auch nicht mehr so

glänzende sein. Ich stehe nämlich in Geschäftsverbindung mit dem ältesten Sohne, daher weiß ich einiges darüber. Die Kinder haben ihm viel Geld gekostet. Am Ende ist der Alte nunmehr mürbe geworden. Unglück hat er genug gehabt in der Familie! Der Herr Baron wissen ja wohl davon?"

Der Grabenhäger machte sich noch eifriger als zuvor mit dem Glätten seines Haares zu schaffen. Es war gut, daß er dem Händler den Rücken zukehrte. Wußte Feige etwas? —

„Die Vorteile, die es für Sie haben würde, Herr Baron, das Tuleveit'sche Gut zu erwerben, sind ja klar. Wie wundervoll arrondiert wäre Ihr Besitz, wenn Sie den einen Hof noch hätten! Es ist doch ein Unding, mitten drinn in der Rittergutsflur so ein vereinzeltes Stück Bauernland. Und was ist das wirtschaftlich für ein Nachteil! Sie können nicht Ihr Drainagesystem ausbauen, ein paar schöne Schläge sind Ihnen völlig abgeschnitten vom Wirtschaftscentrum, Ihre Geschirre müssen einen Umweg von einer Viertelstunde machen, um dorthin zu gelangen. Das sind jährlich ein paar Hunderte, die Ihnen auf diese Weise verloren gehen. Berechnen Sie das, Herr Baron — und der Landwirt muß alles berechnen — kapitalisiert giebt das schon einen ganz hübschen Teil der Summe, die Sie etwa beim Kaufe anlegen wollen." —

Kriebow war inzwischen mit dem Ankleiden fertig geworden. Er ging mit großen Schritten im Zimmer

auf und ab. Die Worte des Händlers hatten eine schwache Seite bei ihm getroffen.

Wenn der junge Gutsherr von seinem Fenster aus das Tuleveitsche Gehöft durch eine Lücke in den Baumkronen erblickte, dann war's, als berühre ihn eine kalte Hand. Dort sollten darum im nächsten Frühjahr Bäume angepflanzt werden. Aber wenn sich mit einer solchen Maßregel nur hätte die Erinnerung vernichten lassen! — Wenn er an der Tuleveitschen Flurgrenze entlang ritt, wo inmitten seiner Felder der stattliche Bauernhof lag, breit sich in's Auge drängend, man mochte hinsehen wollen oder nicht, dann setzte sich etwas Unsichtbares ihm in den Nacken, ein drückender Alp, ein brennendes Unbehagen überfiel ihn wie von ungefähr, und verfolgte ihn hinein, bis in sein eigenes rein erhaltenes Heim.

Und hier bot sich eine Gelegenheit, das, was er im geheimen ersehnte, nun endlich zu erreichen: Befreiung von dieser Nachbarschaft. War das Schulzengut erst in seinen Händen und die Familie ausgezogen, dann brauchte er nicht mehr Klärchens Frage zu fürchten: warum man sich mit diesen Leuten niemals grüße. Waren sie erst fort, dann würde er seine Ruhe haben, und bei denen, die etwa Mitwisser waren dieser heiklen Angelegenheit, würde die Erinnerung verblassen und allmählich ganz verschwinden.

Isidor Feige, dem es nicht entgangen war, daß seine Worte bei Kriebow gefangen hatten, nahm jetzt

ein Stück Papier vor und begann Zahlen nieder-niederzuschreiben, laut dabei rechnend. Die Größe des Gutes, wie viel man dafür geben könne, die Verzinsung, die man erwarten könne ꝛc.

Kriebow ließ ihn rechnen. Die Höhe des Kaufgeldes erschien ihm unerheblich im Vergleich mit dem Anderen, was hier für ihn zu gewinnen war.

„Unter welchen Bedingungen würden Sie die Vermittelung des Kaufes übernehmen, Herr Feige?“ fragte er.

„Herr Baron!“ sagte der Händler, „wenn Sie die Sache vertrauensvoll in meine Hände legen, dann würde ich die ganze Angelegenheit als eine Gefälligkeit ansehen.“

Der Grabenhäger erklärte: davon könne gar keine Rede sein. Feige solle nur seinen Preis nennen.

Isidor nahm eine beleidigte Miene an; das gehöre nicht zu seinen Usancen. Er habe dem Herrn Baron nur einen persönlichen Gefallen erweisen wollen, weil er doch den Vorzug gehabt habe, mit Herrn von Kriebow auf ein und demselben Gymnasium seine Jugendbildung zu genießen. Er werde sich eine Freude daraus machen, Herrn von Kriebow zu bedienen, aber in einer solchen Sache Bezahlung annehmen, das dulde seine Kaufmannsehre nicht. Wenn aber der Herr Baron ihm in Zukunft seine Kundschaft zuwenden wolle, dann werde er sich freuen. Für Wolle zahle er die höchsten Preise. Und wenn Herr von Kriebow diskreten Rat

brauche in Geldangelegenheiten, so könne er bei ihm reellster Bedienung gewiß sein.

Kriebow überlegte: sollte er darauf eingehen? Eine Stimme in seinem Inneren warnte ihn. Mit Isidor Feige sich einlassen, der sich ihm eben noch in seiner ganzen schmierigen Aufdringlichkeit offenbart hatte? —

Aber auf der anderen Seite lockte unwiderstehlich der Wunsch, das Schulzengut zu erwerben. Und Feige war der einzige Mensch weit und breit, der den Handel zu Stande bringen konnte, Malte Pantin hatte ihn ja gestern auch gerühmt als geschickten Agenten, dessen er sich gelegentlich bediene. War es nicht lächerliche Bedenklichkeit, wenn er sich scheute zu thun, was er Andere unbedenklich thun sah! —

Bezahlen würde er den Juden natürlich! daß der jetzt jeden Profit mit Entrüstung zurückwies, war ja nur Gethue. Wenn es erst soweit wäre, würde Isidor Feige seine Tantieme schon mit Vergnügen einstreichen.

Und Kriebow willigte ein, daß Feige den Versuch mache, ihm das Schulzengut zu verschaffen.

X.

Der erste Schnee war gefallen.

Inspektor Heilmann schaute noch sauertöpfischer drein als gewöhnlich, als er heute zum Morgenrapport beim Gutsherrn eintrat. Nun winterte es sich ein, und die Herbstbestellung war noch nicht fertig. Die Rüben, die noch nicht gerodet, mußten erfrieren. Erfrorene Rüben! sowas war ihm noch niemals passiert. Es war ein Elend! — Der Beamte that, als müsse darüber gleich die ganze Wirtschaft zu Grunde gehen.

Der Gutsherr meinte: es würde wohl nicht so schlimm werden; vielleicht bekam man noch einmal Tauwetter und der Frost verzog sich wieder. Die Herbstbestellung lasse sich wohl zum Teil noch im Frühjahr nachholen; er sei sowieso für den Anbau von Sommergetreide, schließlich könne auch etwas mehr zu Brache liegen bleiben, als bisher. Man müsse eben aus der Not eine Tugend zu machen suchen.

Kriebow hatte gehofft, mit solchen Ratschlägen, seinen Inspektor zu trösten, aber Heilmann geriet erst recht in Verzweiflung. Der Wirtschaftsplan sei durch die Witterung sowieso verpfuscht, nun wolle der gnädige Herr noch die Fruchtfolge umstoßen; dann könne er lieber gleich seiner Wege gehen.

Der Gutsherr mußte dem alten Manne schließlich noch gute Worte geben, um ihn nur zu beschwichtigen.

Der Schwarzmalerei Heilmanns lag ein wenig Schadenfreude zu Grunde. Er hatte ja vorausgesagt, daß es so kommen werde. Wenn die Sonntagsarbeit verboten würde, wenn die Leute einen ganzen Nachmittag in der Woche frei bekamen, und was noch mehr solcher unvernünftiger Neuerungen waren, da mußte natürlich alles schief gehen! Für das zeitige Einwintern konnte der Herr ja eigentlich nicht verantwortlich gemacht werden — aber früher, als Heilmann noch Alleinherrscher gewesen in Grabenhagen, war das auch nicht vorgekommen, daß man Mitte November schon Frost und Schnee bekam.

So philosophierte Heilmann in galliger Inspektorenlaune, während der Grabenhäger die Sache auf die leichte Schulter nahm. Malte Pantin, der doch etwas von der Sache verstand, hatte ihm neulich gesagt: „Ihr Heilmann wirtschaftet viel zu intensiv, das kostet Geld. Extensive Kultur, mein Lieber, ist das einzig praktische und rationelle. Flach ackern, viel brachen, kleinen Stall, möglichst wenig Arbeiter! Habe ich keinen Stalldünger, dann fange ich mir welchen aus der Luft mit Lupine. Wenn der Weizen nicht mehr wachsen will, dann baue ich eben Hafer. Und will's mit dem Körnerbau überhaupt nicht mehr gehen, dann mache ich lauter Koppeln und treibe nur noch Pferdezucht. Meinetwegen Prärie wie in Amerika! Da erspare ich mir wenigstens die Arbeitskräfte. Nennen Sie das Raubbau — das ist mir ganz egal! Für wen arbeite ich denn, wenn

ich intensiv wirtschafte? doch nur für die Getreidebörse. Den Menschen, der zwanzig Mark zum Wechseln hingiebt und läßt sich nur fünfzehn zurückgeben, den nennen wir doch für gewöhnlich dumm. Macht's denn der Landwirt heutzutage anders, wenn er eine Menge Leute hält, Maschinen anschafft, künstlichen Dünger kauft, und auf diese Weise Tausende und Tausende in den Boden pfeffert. Die Herren Professoren auf den Universitäten lehren: das bleibt im Boden, das kommt später mal wieder raus. Jawohl, später! Und wovon lebe ich inzwischen? Ich brauche Geld! Was kriege ich denn, wenn ich mein Produkt zu Markte bringe? Nicht das, was es mich gekostet hat. — Nur keinen Luxus in der Landwirtschaft! Wer die Sache freilich als Sport betreiben will, der kann ein Vermögen zusetzen." —

Bei Kriebow war einiges von Maltes Lehren sitzen geblieben; er hatte sich vorgenommen, sich in Zukunft auch mehr nach der Decke strecken zu wollen.

Bald trat noch stärkerer Frost ein. Mit der Feldarbeit war Schluß für dieses Jahr. Die fremden Schnitter wurden in ihre Heimat entlassen. Der Winter war dem Landmanne über den Hals gekommen, er wußte nicht wie.

Der Grabenhäger erfreute sich an der Jagd bei frischem Spurschnee und wartete mit Ungeduld auf Schlittenbahn. Seit der Knabenzeit hatte er keinen Winter mehr auf dem Lande zugebracht.

Das alte, große Grabenhäger Haus zog sein Winterkleid an. Doppelfenster wurden eingesetzt und Doppel-

thüren. Die Fugen und Spalten verstopfte man mit Moos und Stroh. Jede Öffnung vom Kellerloch bis zur Dachluke wurde sorgsam verwahrt gegen Sturm und Nässe. Im Garten war schon vorher alles, was nicht gegen die Winterkälte gefeit war, sorgfältig umhüllt worden mit Decken, Laub und Strohseilen; die Rosenstöcke niedergelegt, das Spalier-Obst mit Nadelreisern verhangen. Jetzt hatten Menschen und Tiere Zeit, Holz und Torf hereinzuholen. So konnte man einigermaßen zuversichtlich den kalten Monaten entgegensehen.

Die kleinen Vögel flüchteten sich in Schaaren vor dem Wüten des harten Petrus in die Nähe der Wohnungen. Klara hatte erwirkt, daß Schwarten und Knochen ausgehängt wurden, damit die Sänger etwas zum Picken hätten. Sie war eine Freundin dieser Kleinen; auch daheim in Burgwerda hatte sie für die Tierchen gesorgt. Vor ihrem Fenster in der Schlafstube ließ sie ein Brettchen anbringen, wo sie täglich Brosamen ausbreitete. Bald hatte sie einige von ihnen soweit gekirrt, daß sie zur bestimmten Stunde kamen und nicht einmal wegzufliegen für nötig hielten, wenn man ihnen Futter hinstreute.

Die winterliche Langeweile, welche Mira dem jungen Paare prophezeit hatte, kam nicht. Beide hatten vollauf Beschäftigung. Des Morgens ging der Gutsherr durch die Ställe. Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, jeden Tag mindestens einmal das Vieh zu inspizieren. Und er hielt daran fest, obgleich ihm der Inspektor durch

die Blume zu verstehen gab, daß die Mühe, die sich der gnädige Herr damit mache, völlig verschwendet sei. Wenn er vielleicht auch nicht allzuviel sah auf seinen Rundgängen, man lernte doch dabei, und vor allem: man gab ein aufmunterndes Beispiel; die Leute sahen, daß der Herr Interesse hege für das Detail. Auch beim Dreschen trat Kriebow hin und wieder unerwartet auf, und kontrollierte das Messen und Abwiegen des Getreides. Die Dreschmaschine feierte; man hatte wieder zum Handflegel zurückgegriffen, damit die Dienstleute doch eine Beschäftigung hatten, in dieser Zeit, wo im Freien alles ruhte.

Die wichtigste Arbeit ging jetzt hinter den Mauern vor sich. Im Inspektorat saß Heilmann bis tief in die Nächte bei den Büchern; er zog das Facit des verflossenen Wirtschaftsjahres.

Kriebow war froh, wenn er den Alten nicht zu sehen bekam, denn der machte ihm mit seinem ewigen Lamentieren nur den Kopf warm, und der junge Gutsherr war garnicht gewillt, sich die Laune verderben zu lassen.

Reizend waren die Abende. Nachmittags um vier Uhr schon meldete sich die Dämmerung. Da ließ auch Klara die Hände vom häuslichen Werke ruhen. Das Bestellen der Lampe wurde hinausgeschoben. In solcher Dämmerstunde wurden die jungen Eheleute wieder zum Liebespaare. Und hörte man dann Krukes knarrenden Schritt auf der Treppe, dann strich sich Klärchen das

Haar glatt. Der alte Diener dessen verwittertes Gesicht in Gegenwart der Herrschaft gleichgültig dreinblickte wie ein Feldstein, stellte, nicht rechts nicht links blickend, die Lampe auf den Tisch und ging schweigsam wie er gekommen. Dann griff Klärchen zur Handarbeit und Erich zur Zeitung.

Es war eine neue Errungenschaft, daß der Grabenhäger sich mit Politik abgab. Verschuldet hatte das Graf Wieten. Er hatte Kriebow klar gemacht, daß man nicht neutral bleiben könne in öffentlichen Angelegenheiten. Für einen Großgrundbesitzer war es geradezu Pflicht, mitwirkend und beeinflussend einzugreifen in den Gang der Dinge.

Auch Klärchen sollte das neue Interesse ihres Gatten teilen, so wünschte er es wenigstens. Nicht selten las er ihr einen ganzen Leitartikel vor. Sie ließ ihn gewähren, aber im Grunde langweilte es sie. Für das öffentliche Leben ging ihr jeder Sinn ab. Das verdroß ihn. Zum Teufel, man lebte in einer außerordentlichen Zeit! man hatte doch die heilige Pflicht, zu wissen, was in der Welt vorging. Man mußte doch ein Wort mitreden können über diese Dinge! Er konnte sich ordentlich ereifern über Klärchens Interesselosigkeit, ganz vergessend, daß ihm selbst Alles das vor einem Jahre noch völlig gleichgültig gewesen war.

Seine Zeitung! Die gehörte jetzt zum täglichen Brod des jungen Mannes. Er sah ihrem Kommen mit Sehnsucht entgegen. Der Montag war ihm un-

gemütlich, weil sie fehlte. Er stand in einem persönlich freundschaftlichen Verhältnis zu ihr und schwor auf die Wahrheit ihres Inhalts. Er entrüstete sich über das, was sie als verabscheuenswert brandmarkte, er bewunderte das, was sie als lobenswert hinstellte.

Auch sprach er neuerdings gern über Politik. Da er wenig unter Menschen kam in dieser Zeit, mußte ihm Klärchen herhalten, seine Weisheit, die ziemlich wörtlich mit dem übereinstimmte, was er eben in seinem Leiborgane gelesen, mit anzuhören. Sie gab sich geduldig dazu her; zu seinem Leidwesen widersprach sie ihm niemals. Mit der Zeit, als er einsehen mußte, daß ihr das Interesse für Politik nunmal nicht anzuerziehen war, gab er diese Versuche auf, mit dem Bemerken: den Frauen gingen die Organe für alles Höhere ab. — Klärchen wußte sich gutgelaunt mit diesem Vorwurf abzufinden.

Und wenn er mit der Zeitung fertig war, griff er wohl auch zu einem Buche.

Die Hausbibliothek war keineswegs eine Mustersammlung zu nennen. Zu den Bücherwürmern hatten die Kriebows niemals gehört, die schöngeistige Ader fehlte ihnen, ihr Sinn war mehr auf das Reale und Praktische gerichtet gewesen: Kriegsdienst, Waidwerk und Landbau. Gelahrtheit und Belletristik hatten sie gern anders gearteten Naturen überlassen.

Die fromme Litteratur war gut vertreten, dafür hatten die Hausfrauen gesorgt. Manch ein gesticktes

Buchzeichen, gepreßtes Blatt oder Blümchen, lag zwischen den vergilbten Blättern dieser Erbauungsbücher. Auch der Rationalismus war eingedrungen in dieses Haus, die pietistische Richtung ablösend; aber wie es schien nur auf kurze Zeit. Bald waren seine nüchternen Predigtsammlungen auch hier verdrängt worden durch die Gebets- und Andachtsbücher der zu neuem Leben erstandenen orthodox-positiven Richtung.

Vor allem reich aber war die Bibliothek an Werken praktischer Natur. Über Landwirtschaft, Forstwesen, Gärtnerei, Pferdezucht und Viehstand hatten sich offenbar alle diese Landjunker zu unterrichten gesucht, seit über diese Fächer überhaupt geschrieben ward.

Sodann gab es ein buntes durcheinander von Heften, Büchern und Broschüren über Fahr- und Reitkunst, Militärisches, Modejournale, Memoiren, galante Geschichten, Reisebeschreibungen, Schulbücher, Adelslexika, Hofkalender, ein veraltetes Konversationslexikon, Modejournale, illustrierte Zeitungen, die man eingebunden hatte, Atlanten und Schulbücher. Verstaubt und zerlesen, mehr den Einbänden als dem Sinne nach geordnet; ein buntes durcheinander, wie es Bedürfnis oder Laune in's Haus geweht hatten.

Aus der Zeit von Erichs Großvater stammte eine einigermaßen methodisch geordnete Sammlung von landwirtschaftlichen Büchern. Hier hatte der Enkel, bei dem dieses Interesse des Großvaters neu erwacht war, noch

manches moderne Werk hinzugefügt. Den wertvollsten Teil aber bildeten jene Bücher, die Erichs Vater gesammelt hatte. Sein Steckenpferd war Politik gewesen. In Nationalökonomie und Geschichte war alles, was in den fünfziger bis achtziger Jahren des Jahrhunderts Aufsehen erregt hatte, hier vertreten.

Erich von Kriebow konnte sich noch sehr gut entsinnen, seinen Vater Abend für Abend in Broschüren und Zeitschriften vertieft gesehen zu haben. Auch die endlosen Gespräche über Politik, die der alte Herr zu führen pflegte, wenn ihm irgend ein Opfer für seine Leidenschaft in die Hände fiel, waren ihm noch sehr gut erinnerlich.

Und jetzt fing der Sohn an, selbst den Spuren des Verstorbenen nachzugehen. Zuerst las er ziellos, nur nach den Titeln sich richtend, soweit sie ihm Interessantes versprachen; allmählich aber brachte er einiges System in sein Lesen.

Sein Vater hatte die Eigentümlichkeit gehabt, viel in die Bücher, die er las, hineinzuschreiben. Da fand man Ausrufungs- und Fragezeichen am Rande der Seiten, oder auch kritisierende Bemerkungen, gelegentlich hatte er sogar Briefbogen mit Kommentaren beigelegt. Diese Glossen waren häufig sehr scharf und freimütig.

Erich konnte sich nicht genug über dem Ton wundern, den sein Vater hier anschlug, der in seinem unbefangenen Freisinn stark von dem zugeknöpften, streng konservativen

Wesen abstach, das der alte Herr im übrigen an den Tag gelegt hatte.

* * *

Es war Erich von Kriebow von älteren Leuten gesagt worden, er sei seinem Großvater ähnlicher als seinem Vater. Vom Rittmeister von Kriebow war ein altes Pastellbildchen erhalten, kein großes Kunstwerk, aber liebenswürdig in der Intimität seiner Auffassung. Er war da als Jüngling in der Uniform der Freiheitskriege dargestellt. Aus der altväterischen Tracht mit langer Taille und endlos hohem Kragen blickte ein Milchgesichtchen, mit einigen kurzen Haaren unter der Nase, die in ihrer Spärlichkeit so getreu wiedergegeben waren, daß man sie zählen zu können vermeinte. Der Familientypus war unverkennbar: hellblond, blaue Augen, gerade Nase.

Von Erichs Vater hing über diesem schlichten Pastell eine große Photographie, nach seinem Tode nach einer älteren Aufnahme vergrößert. Trotz seines breiten Metallrahmens war es ein nüchtern langweiliges Bild mit der steifen Befangenheit des Photographiergesichts. Der Landesdirektor hatte sich aufnehmen lassen im Gesellschaftsanzug mit sämtlichen Orden.

Eine ganz andere Art von Mann war das als jener junge Krieger aus dem Anfange des Jahrhunderts. Spärliches Haar vom Wirbel über das Ohr weg gekämmt, stei-

in der Haltung, würdevoller, aber auch abgeschliffener und zahmer, nichts von kecker Frische, mehr Büreaukrat als Junker.

An Erichs Großvater waren durch das Aussterben von Seitenlinien mehrere Güter gefallen. Blutjung mit hinausgenommen in den Krieg, an dessen Ungebundenheit er Gefallen gefunden, hatte er in den darauf folgenden Zeiten des Friedens nicht recht gewußt, was in der kleinen Garnison mit seinen überschüssigen Kräften anfangen. Seine Leidenschaft für's Spiel, seine Liebesabenteuer und Ehrenhändel hatten ihm den Beinamen der „wüste Kriebow" eingetragen. Die Finanzen gewannen nicht bei dieser Art Leben; er brachte allmählich die ererbten Güter durch, bis auf das eine Grabenhagen, und auch dieses würde wahrscheinlich verschlungen worden sein, wäre es nicht als Fideikommiß an den Besitzer gekettet gewesen. Ein Dreißiger, zog sich Rittmeister von Kriebow auf den Stammsitz seiner Familie zurück. Das Gut war furchtbar herunter durch Kriegsstürme und die nachfolgenden Zeiten schwerer Teuerung und allgemeiner Geldnot.

Hätte Rittmeister von Kriebow einen gutgepflegten, wohlgeordneten Besitz vorgefunden, er wäre wahrscheinlich in seiner Verlotterung stecken geblieben; aber so wurde er vor eine Aufgabe gestellt, die seine Unternehmungslust reizte und seine noch ungebrochene Kraft zur Bethätigung aufrüttelte. Das Glück war ihm günstig; die Zeiten, vor kurzem noch elend, nahmen

einen ungeahnten Aufschwung. Für den Landwirt, der sich regte, lag das Gold im Acker, nicht so tief verborgen, daß sich das Graben nicht gelohnt hätte. Die berüchtigte Liederlichkeit des „wüsten" Kriebow hatte sich im Laufe der Jahre in ihr gerades Gegenteil umgewandelt; er war praktisch geworden und sparsam. Mit der Freude an dem Gedeihen seines Besitzes hatte sich auch das Verlangen entwickelt, ihn zu vergrößern.

Rittmeister von Kriebow, der in jungen Jahren den ererbten Grund und Boden nichtachtend verschleudert hatte, wurde jetzt vom Landhunger gepackt. Das meiste bäuerliche Land ringsum war bereits von seinen Vorfahren zum Rittergute eingezogen worden. Aber es gab da immer noch eine Anzahl kleiner Besitzer, die in ihrem Winkel, übersehen von den großen Herren, übrig geblieben waren: ärmliche Kossäthen, welche ihr Dasein kümmerlich fristeten. Dem Grundherrn aber war nun einmal jedes fremde Element in seinem Bereich ein Dorn im Auge. Es war ja so leicht das abzuschaffen, die Gesetze erlaubten es; auf diese Kleinen hatte sich die große Befreiung nicht erstreckt. Wer konnte es Herrn von Kriebow verdenken, daß er von dem Rechte Gebrauch machte, Land und Leute beinahe umsonst zu gewinnen; denn Beides wurde für den Großgrundbesitzer immer wertvoller. —

Diese kleinen Anwesen also verschwanden eines nach dem anderen. Die Gebäude wurden niedergerissen und die Hofstätten in Feld umgewandelt, einige günstig

gelegene zu einem Vorwerk vereinigt. Die Familien, der Herrschaft bis dahin zu Handdiensten verpflichtet, rückten von ihren alten Feuerstätten weg in die Kathen, die der Gutsherr ihnen nahe seinem Wirtschaftshofe errichten ließ.

Nicht so leicht ging die Sache mit den Bauernhöfen, die noch da waren. Der spannfähige Bauer war durch die Regulierung sein eigener Herr geworden, man konnte ihn nicht wie ehemals des Hofes entsetzen und das Land einfach einziehen. Hier also mußte sich der Herr wohl oder übel zum Handeln bequemen. Es gelang dem Rittmeister auch allmählich, einen nach dem anderen dieser bäuerlichen Grundbesitzer auszukaufen; denn so zähe diese Art auch an der Scholle klebte, zäher noch war der Erwerbssinn des Gutsherrn, und zielbewußter sein Vorgehen.

Ein einziger Hof blieb bestehen. Hier saß die Familie Tuleveit. Früher hatten sie das Erbschulzenamt innegehabt. Mit dem Schwinden des Dorfes und der Gemeinde war auch dieses Amt erledigt. Aber im Bewußtsein des Volkes, das sich nicht so leicht mit der Neuordnung der Dinge zurecht findet, war der Tuleveitsche Hof noch immer das „Schulzengut“. Die Besitzer waren als Erbschulzen ehemals befreit gewesen von den Fronden. Sie hatten sich stets als etwas Besonderes betrachtet, und auch die Junker hatten ihre verbrieften Freiheiten respektieren müssen. Nun, wo im Wandel der Zeiten die gesamte bäuerliche Hufe auf-

gegangen war im Herrschaftlichen, lag das alte Schulzengut wie ein Eiland im Meere der umschlingenden Rittergutsflur. An den Grenzen dieses Besitztums mußte auch jetzt die Kauflust Halt machen. Mit Geld war bei diesen Leuten nichts auszurichten. Selbst wohlhabend, wußten sie ganz genau, was sie an ihrem Besitztum hatten. Das Bewußtsein, die einzigen in ihrer Art zu sein, weit und breit, hatte in ihnen ein starkes Selbstgefühl erzeugt, die angeborene Bauern-Schlauheit lehrte ihnen, wohl auf der Hut sein gegen alle Anträge die ihnen von Seiten der Herrschaft kamen. An dem starren Sinn dieses Nachbarn also scheiterten Herrn von Kriebows Landgelüste.

Im übrigen hatte er eine glückliche Hand; was er anfaßte, gedieh. Er hatte seine Finanzen geordnet und Grabenhagen auf eine hohe Stufe wirtschaftlicher Kultur gebracht. Das Gut wäre nach seinem Tode an einen Vetter gefallen; unwillkürlich aber erwuchs in seinem Besitzer, der Wunsch: den schönen Besitz, für den er soviel gethan, einem Leibeserben hinterlassen zu können. Er sah sich also, obgleich nicht mehr im Freiersalter, nach einer Gattin um, heiratete eine Klaven aus der Ragatziner Linie, und erreichte das, was er sich gewünscht hatte: einen männlichen Nachkommen.

Bald nachdem er dies Glück genossen hatte, starb der alte Herr. Sein Tod war eines eingefleischten Waidmanns, der er zeitlebens gewesen, würdig: eines Abends kam er nicht vom Anstand zurück, man machte

sich auf, ihn zu suchen, und fand ihn unter einem Baume sitzend, bereits kalt, die Büchse im Arm, vor sich den erlegten Rehbock.

Die Witwe zog in die Stadt, um die Erziehung ihres Jungen leichter zu haben. Grabenhagen wurde verpachtet. Die Jünglingsjahre von Erichs Vater fielen in die schwüle, von allerhand unausgegorenen Fragen erfüllte Zeit vor Ausbruch der achtundvierziger Bewegung. Damals hatte der junge Mann aus Versammlungen, Zeitung und Kathederreden etwas vom doktrinären Liberalismus, wie er in den besseren Ständen Mode ward, in sich aufgenommen. Er war kein Mann von Initiative. Der frische Wagemut, der mehr als einen seiner Vorfahren ausgezeichnet hatte, war bei ihm verblaßt und verkümmert; vielleicht war seine Erziehung daran schuld, die ihn von der ländlichen Heimat weggerissen, in die engen Mauern einer Provinzialstadt versetzt hatte. Während der Reaktionsperiode der Fünfziger Jahre lernte er, seine liberalen Anschauungen der gouvernementalen Auffassung anpassen. Dann heiratete er. Zu seinem Berufe als Staatsdiener nahm er noch Ehrenämter an in der landschaftlichen Selbstverwaltung, die seinen Ehrgeiz befriedigten. Auch der parlamentarischen Thätigkeit widmete er sich. Bei seiner schwachen rednerischen Begabung aber brachte er es hier nicht zu öffentlichen Erfolgen; hinter den Coulissen jedoch der Fraktion wurde seine Mitarbeit geschätzt. —

Seine Frau beschenkte ihn mit zwei Töchtern, die

jung starben, das dritte Kind endlich, ein Knabe, blieb am Leben. Herr von Kriebow hatte sich niemals für Landwirtschaft interessiert, Reiten und Jagen, und anderer Sport waren ihm fremd; wenn er auf seiner Besitzung weilte, lebte er da wie ein Städter in der Villeggiatur.

Inzwischen vollzogen sich auf dem Lande mit großer Schnelle außerordentliche Veränderungen. Der alte Rittmeister von Kriebow hatte mit billigen Löhnen gewirtschaftet und bei hohen Getreidepreisen sein Schäfchen in's Trockene gebracht. Wo waren die Zeiten hin? Wo die Gemächlichkeit und Stätigkeit hin, mit der sich das landwirtschaftliche Gewerbe früher abgewickelt hatte! Der glückliche Zustand war einem bangen und zerfahrenen Hasten und Treiben gewichen. Bei den Grundbesitzern: das Verlangen nach überschnellem Gewinn, bei den Arbeitern: Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit. Ein Fieber, das durch alle Schichten drang, bis in die Adern des kleinsten Kathenmannes, ihn mit Unrast erfüllend, daß er leichtfertig seinen Dienst verließ, forteilte mit Weib und Kind, in die Stadt, über's Meer, einer unsichern Zukunft entgegen. Wo war der große unsichtbare Magnetberg, der die Nägel lockerte in dem Fahrzeug, daß es in allen Fugen zu krachen begann? — Was jagte die Leute auf aus ihrer jahrhunderte alten Stumpfheit und Ergebung? Ein ferner Lichtschimmer, den in der Dunkelheit der umgebenden Nacht Vieler Augen gleichzeitig zu sehen geglaubt; aber es war ein Irrlicht gewesen. Der Wirbelwind der

neuen Zeit hatte sie erfaßt, wie Triebsand wurden sie dahin geweht, bald hier bald dorthin getragen, um schließlich wie ein Haufen alter Blätter in irgend eine tote Ecke geworfen, elend zu verkommen. —

Auch das stille Grabenhagen sollte etwas von den wirtschaftlichen Krisen zu spüren bekommen, die in den siebziger Jahren über das Land hereinbrachen. Der bewährte alte Pächter, der durch Jahrzehnte das Gut bewirtschaftet hatte, machte urplötzlich bankerott. Er hatte seine ganze Wirtschaft auf das Fortbestehen guter Zeiten zugeschnitten, und sich in weitschauende Unternehmungen eingelassen, als auch ihm der allgemeine Zusammenbruch über den Hals kam und ihn mit sich hinabriß.

Landesdirektor von Kriebow verlor dabei selbst eine nicht unbedeutende Summe. Ein Pächter, der auch nur annähernd das gezahlt hätte, was der alte gegeben, war nicht zu finden bei der allgemeinen Entmutigung. So mußte er sich denn, um keine allzu große Einbuße an Rente zu erleiden, zum Selbstübernehmen des Gutes entschließen. Er quittierte den Staatsdienst und zog nach Grabenhagen. In dem neuen Inspektor Heilmann hatte er einen glücklichen Griff gethan. Bald trat allerdings ein, was vorauszusehen gewesen: der Beamte eignete sich bei einem Herrn, der weder Neigung noch Verständnis für den Landbau hatte, das Regiment in der Wirtschaft an. Der Landesdirektor fühlte nicht das Bedürfnis zu kommandieren, er war nur zu froh,

daß ihm jemand die Last abnahm; im übrigen ging er seinen Interessen nach, die ihn vom Lande weg zogen.

Seine Frau starb früh und ließ dem Witwer nur das eine Kind: Erich. Der Knabe verlebte die denkbar freieste Jugend. Auf der Besitzung des Vaters wuchs er auf, früh mit allerhand ländlichem Sport: Reiten, Schießen, Angeln vertraut. In der nahen Kreisstadt, deren Gymnasium er besuchte, wurde ihm von den Lehrern das Leben nicht allzu schwer gemacht. Als Sohn seines Vaters und zukünftiger Grabenhäger Herr wurde er überall ein wenig verwöhnt.

Zwischen Vater und Sohn war das Verhältnis nicht gerade schlecht, aber auch nicht herzlich. Dem alten Herrn von Kriebow fehlte jene Elastizität gänzlich, die es manchem Greise giebt, in seinem Sohne noch einmal die Jugend zu erleben. Alles was ihn interessierte, war dem Jungen fremd, und die Passionen des Knaben wieder vermochte er nicht zu verstehen.

So lebte man nebeneinander her in äußerlich korrekter Form und gutem Einvernehmen; aber der Vater war dem Sohne nicht Führer und der Sohn bedeutete dem Vater keine Stütze. Hier hätte nur eine Frau vermitteln können; die Liebe der Gattin und Mutter fehlte.

Als schließlich der alte Herr plötzlich starb, betrauerte ihn Erich wohl, aber es war kein Schmerz, der den ganzen Menschen in der Tiefe erschüttert hätte.

Mit jungen Jahren war er ein unabhängiger Mann geworden. In einem Alter, wo manch anderer mühselig Stein um Stein heranschleppt, sich eine Hütte zum unterkriechen zu errichten, saß er auf ererbtem Grund und Boden, unter Dach und Fach, in geachteter Stellung, niemandem verantwortlich, in der Lage, sein Leben selbst zu bestimmen. Was Sorgen seien, hatte er noch nicht kennen gelernt.

Und auch darin war er auserlesen unter Vielen: er hatte jung und aus Neigung freien dürfen.

Die Bilder von Vater und Großvater hingen über seinem Schreibtische und blickten auf den Sohn und Enkel hinab, in dessen Jugend noch alle Möglichkeiten der Entwickelung eingeschlossen lagen.

* * *

Des Abends nach dem Abendbrod pflegte Klara mit der Haushälterin den Küchenzettel für den nächsten Tag durchzusprechen. Frau Kruke kam dazu herauf in das Zimmer der Hausfrau. Auf Klaras niedlichem Nußbaum-Schreibtisch lag ein Häuflein dünnleibiger Hefte: ihre Haushaltungsbücher, in denen sie mit sauberer Schrift ihre Einträge zu machen pflegte.

Während diese häuslichen Beratungen vor sich gingen, saß Kriebow im Nebenzimmer am Kamin, rauchend und von Zeit zu Zeit einen Kloben in die Flamme werfend. Von Klaras Zimmer, zu dem die

Thür nur angelehnt war, erklang dann Rede und Gegenrede zu ihm herüber. Frau Krukes unschön schrilles Organ und zwischendurch die Musik von Klärchens Stimme.

Nichts Schöneres konnte er sich denken, als Klärchen so zu belauschen; bei ihr zu sein, ohne daß sie es wußte. Der Tonfall der Stimme zauberte ihm dann das Gesicht und die ganze geliebte Person vor die Seele. Da wurde er sich, aus der Ferne ganz des Glückes bewußt, das er besaß.

Klara pflegte im Rechnungswesen sehr genau zu sein; Frau Kruke hatte keinen leichten Stand. Über den Verbleib eines jeden Restes mußte sie Rede und Antwort stehen, die Preise wurden auf's genaueste erwogen, und die Bestellungen sorgsam festgestellt.

Was Frauen über solchen Dingen für Zeit verbringen konnten, was für peinliche Sorgfalt sie in diese Kleinigkeiten zu legen imstande waren. Erich belustigte sich manchmal im Stillen darüber. Er hatte Klara schon oft damit geneckt, daß sie eine geizige Ader habe; oder er fragte sie, was sie sich für Papiere kaufen wolle aus den Ersparnissen der Wirtschaft. —

Die lodernde Flamme, die ein Stück nach dem anderen des buchenen Holzes aufzehrte, wie ihre bläulichen Spitzen in dem rauchgeschwärzten Schlote verschwanden, trug seine Gedanken weit hinaus. Und wenn er in die Glut der langsam verfallenden Kohle

blickte, dann war es, als erstünden daraus allerhand Gestalten und Gebilde der Vergangenheit.

Ein Bild tauchte vor ihm auf, ein Erlebnis aus der Zeit, wo er mit Klärchen verlobt gewesen war. In ihrer Heimat, in Burgwerda hatte sich's abgespielt. Er war eben angekommen; sie erwartete ihn erst am Tage darauf. Es war ihm gelungen, unter dem Schutze der Dämmerstunde sich unbemerkt einzuschleichen. Das Glück war günstig: Kläre war allein und saß an ihrer Ausstattung nähend, ihm den Rücken zuwendend. Auf Zehen über den weichen Teppich schleichend, kam er unbemerkt an sie heran, stand hinter ihr, bis sie sich umwandte und seiner gewahr wurde. Er hörte noch jetzt den Ruf des Entzückens, sah noch jetzt das Mädchen sich aufrichten, wie sie ihm um den Hals fiel. Ganz deutlich stand ihm der unvergleichliche Augenblick vor den Sinnen; der Druck ihrer Lippen, der Duft ihres Haares, das Leuchten des trunkenen Auges.

Und dann plötzlich, in einer jener jähen Gedankenverbindungen, wie sie die ungezügelt schweifende Träumerei liebt, sah er sich im Geiste versetzt in eine ganz andere Welt: eine stille Seitenstraße von Berlin NW. Dort hatte er während seiner Lieutnantszeit ein Quartier gemietet zum Absteigen, während er selbst in der Kaserne wohnte. Die eigentliche Bewohnerin dieser Räume war eine stattliche Blondine, die man auf zwanzig Schritt Entfernung leicht für eine wirkliche Dame halten konnte. Ebenso hätte man diese Miets-

räume mit ihrer behaglichen Ausstattung bei oberflächlicher Betrachtung vielleicht für die Wohnung eines jungen Ehepaares angesprochen. Es fehlte da nichts, vom Teppich im Wohnzimmer angefangen bis zum Büffet der Eßstube und dem Spiegelschrank im Schlafzimmer. Es war ja auch alles mit dem Scheine einer gewissen Anständigkeit zugegangen. Nie war es zu einem Skandale gekommen, nie hatte sie den Versuch gemacht, ihn zu kompromittieren, und als es schließlich zum Auseinandergehen kam, hatte sie ihn geradezu beschämt durch ihre Bereitwilligkeit, Briefe und alles was er sich zurückerbat, herauszugeben.

Und dennoch dachte er jetzt mit brennendem Unbehagen daran zurück. Es erschien ihm wie eine Entweihung, wie eine Parodie seines jetzigen Glückes. Erst jetzt verstand er, was jenem Verhältnis, das ihm damals als etwas ganz Natürliches und Gutes erschienen war, im Grunde gefehlt hatte. Er hatte eben Besseres nicht kennen gelernt.

Der Gedanke, daß es zwischen ihm und Klärchen einen Schatten gebe, daß sie von einem ganzen Teile seines Lebens nichts wisse, hatte ihn schon als Bräutigam gequält, und je vertrauter er mit der Geliebten wurde, je schwerer bedrückte ihn dieses Bewußtsein. Aber er beschloß bei sich, warten zu wollen, bis sie verheiratet seien, ihr dann aber auch Alles zu beichten. Ein Mädchen, so sagte er sich, kann in diesen Dingen eine vernünftige Ansicht kaum haben, nein, sie darf nicht;

denn sie muß so erzogen sein, daß sie dergleichen überhaupt nicht versteht.

Eines Abends auf der Hochzeitsreise — man schritt am Meeresstrande hin in wunderbarer Abendbeleuchtung — kam ihm der Gedanke, die Gunst der Stimmung zu benutzen und zu beichten.

Aber sobald Klara merkte, worauf er hinaus wollte, erbebte ihre ganze Natur, sie sträubte sich entsetzt.

Er vermochte nicht zu verstehen, was in ihr vorging. Was er that, war doch nur korrekt! Ja, eigentlich war es eine Art von Großmut von ihm, sie über sein Vorleben aufklären zu wollen; wie mancher Andere hätte das verschwiegen! — Und sie war gekränkt? Er sah es als eine Marotte an, einen Rest von Zimperlichkeit. Seitdem hatte er nie wieder versucht, über dergleichen mit Klärchen zu sprechen.

Frauen mußten doch wohl ganz anders fühlen als Männer, waren zarter besaitet, man mußte ihre Schwäche schonen. Und das war gut so von der Natur eingerichtet.

So lange es irgend ging, wollte er ihr jede häßliche Erfahrung ersparen. Gott sei Dank, ihr Bewußtsein war ja so rein wie frischgefallener Schnee. Bei aller ihrer Klugheit hatte sie sich die Arglosigkeit eines Kindes gewahrt. Mit offenen Augen schien sie nicht zu sehen, was um sie her vorging.

Er hatte dafür ein lebendes Beispiel: da war diese Dürten Kaubeuke, die Klara aus der Kathe geholt und zum Stubenmädchen herangebildet hatte. Klärchen

war zufrieden mit ihr, ja sie hatte eine Vorliebe für die flinke und anstellige Person. Sie machte auch mit ihrem bescheidenen Wesen, der sauberen Erscheinung und den züchtig niedergeschlagenen Blicken, den Eindruck eines braven Mädchens, das etwas auf sich hielt. Und neulich als Kriebow durch den dunklen Hausflur schritt, in der Dämmerstunde, sah er zweie auseinanderfahren. Dürten hatte er an der weißen Haube, die Klara sie tragen ließ, erkannt; die Mannsperson war schleunigst verschwunden, ohne daß er den Burschen festgestellt hätte.

Kriebow hütete sich wohl, Klärchen davon etwas zu sagen. Die würde ja ganz außer sich geraten sein! Und dabei war das doch etwas ganz Alltägliches; ohne Liebschaften thaten es die Dienstboten nun einmal nicht.

XI.

Der Pastor hatte zur Kirchenratssitzung eingeladen. Es handelte sich um Reparatur der Orgel. Sie war alt und ausgedient und begann den Dienst zu versagen.

Der frühere Geistliche hatte sich mit Reformen nicht das Leben schwer gemacht. Änderungsvorschläge wären bei seinen Leuten ja doch auf steinigen Boden gefallen,

und der Zustand der Kirchkasse, in der chronische Ebbe herrschte, verbot jede Ausgabe. Bei einer Gemeinde, die zum größten Teile aus Gutstagelöhnern bestand, Opferwilligkeit und Interesse für kirchliche Zwecke vorauszusetzen, hatte der mit den Verhältnissen der Gegend vertraute alte Mann sich abgewöhnt. Und bei der Herrschaft war erst recht keine Lust vorhanden, sich für dergleichen in Unkosten zu stürzen. Der seelige Landesdirektor würde zwar den, der seine kirchliche Gesinnung angezweifelt hätte, wegen Beleidigung belangt haben, aber doch war unter seinem Patronat in der Grabenhäger Kirche alles beim Alten geblieben.

Auch Pastor Grützinger wußte, daß es schwer halten werde, die Gemeinde für irgend eine Mehrausgabe zu gewinnen. Alles kam da auf den Patron an, denn die Mehrzahl der Kirchväter waren Leute, die in Abhängigkeit vom Gutsherrn standen. Der Geistliche war daher gespannt, wie sich Herr von Kriebow in der Orgelfrage verhalten werde? ob er ähnlich wie seine Vorfahren der Kirchfahrt mit dem Beispiele der Filzigkeit vorangehen werde? —

Grützinger stammte aus der Familie eines Subalternbeamten. Schon in der Kindheit hatte er bittere Not kennen gelernt, als Student mußte er sich durchhungern, der Vater konnte ihm nichts abgeben, mit Privatstundenerteilen verdiente er sich die Kolleggelder. Dann war er als Kandidat in dem Hause eines Großindustriellen gewesen. Dort hatt· man ihn auf eine

Stufe gestellt mit den Dienstboten, und eines Tages, als er sich's unterstanden, dem Zögling eine wohlverdiente Züchtigung angedeihen zu lassen, war er von dem entrüsteten Vater weggeschickt worden, wie man einen Hausknecht entläßt. Als er seine erste Pfarrstelle erhielt, verdarb er es sehr bald mit den Reichen und Mächtigen der Parochie, denn er wetterte von der Kanzel herab gegen Materialismus, Hochmut und Mammonismus. Ihm war von Jugend auf der Armeleutegeruch vertraut, er liebte die Geringen und Gedrückten als Seinesgleichen, er glaubte das Christentum richtig auszulegen, wenn er es als das Evangelium der Armut auffaßte. Das Kämpfen lag seiner Natur näher als das Ausgleichen und Begütigen. Er hielt es für seine Aufgabe, auch in andere als rein geistige Kämpfe einzugreifen und stellte sich dorthin, wohin ihn seine Neigung und seine ganze Weltanschauung zog, auf die Seite des kleinen Mannes.

Natürlich liefen sehr bald Beschwerden über ihn ein, er wurde beschuldigt, den Klassenhaß zu schüren, Aufruhr zu predigen, ja man warf ihm vor, er stehe im Dienste einer politischen Partei. Weitläufige Untersuchungen wurden darüber angestellt, aus denen er frei ausging. Aber unter der Hand bekam er Vermahnungen von seinen Oberen und den Rat, um des lieben Friedens willen ruhig zu sein.

Ein Temperament wie das Grützingers forderte solches Ansinnen nur noch schärfer heraus. Schließlich setzte

er sich durch unbedachtes Kritisieren von Regierungsmaßnahmen in offenbares Unrecht; man benutzte die Gelegenheit, den unbequemen Mann seines Postens zu entheben.

Längere Zeit war er ohne Amt, da er eine Konsistorialstelle, die man ihm octroyieren wollte, nicht annahm. Abermals begann das Hungern und Darben, diesmal mit Weib und Kindern. Unterrichterteilen und Schriftstellerei mußten ihm über die böse Zeit hinweghelfen.

Auch jetzt, wo er wieder ein Amt hatte, war Grützinger nicht auf Rosen gebettet. Die Grabenhäger Stelle war nur gering honoriert, dazu mußte er alte Schulden abzahlen. Die Haupteinnahmen kamen aus dem Pfarracker, mit dem die Stelle dotiert war.

Und auch über vieles Andere, was er in der neuen Stelle vorfand, wollte ihm Anfangs das Herz vor die Füße fallen. Er war von der Gegend, aus der er stammte, große Ortschaften gewöhnt, ein buntes Durcheinanderleben und Zusammenwirken von verschiedenen Ständen, Klassen und Berufen, damit verbunden ein reges, politisches und geistiges Leben. Und nun dieser Abstand! Monoton die Landschaft, monoton die Bevölkerung, monoton der Charakter der Leute — so schien es ihm. Das Land weit und breit in der Hand des Junkers. Bauern gab es hie und da einige, aber sie wurden einem wie eine Seltenheit gezeigt. Im übrigen Tagelöhner, nichts als Tagelöhner und das Gesinde auf den Gutshöfen.

Umsonst sah er sich um nach Leuten, mit denen er hätte einen geistigen Verkehr aufrecht erhalten können. Die Amtsbrüder hielten sich ihm gegenüber vorsichtig zurück, er war anrüchig als disciplinierter Geistlicher. Von den Vorgesetzten fühlte er sich bewacht. Dann noch die paar Lehrer in den Dörfern ringsum. Die waren meist bedrückt von häuslicher Not und Sorgen um das tägliche Brod; auch von ihnen war nichts zu erwarten für eine edlere Art von Geselligkeit.

Und trotzdem pries er Gott, daß er ihm die Stelle gegeben, daß er ihm eine Herde an's Herz gelegt hatte, die der Hilfe so bedürftig war wie diese. Hier war ein reiches Feld der Thätigkeit, denn hier mußte so ziemlich zu allem erst der Grund gelegt werden.

Daß Sonntags die Kirche gähnend leer war, erschien ihm nicht als das Schlimmste. Er wußte, daß das Kirchgehen eine Angewohnheit ist; und Angewohnheiten lassen sich anerziehen. Was ihn aber wahrhaft erschreckte, das war die Stumpfheit der Gemüter, das Schlafen der Gewissen, die Laxheit in sittlichen Begriffen, die er bei Groß und Klein vorfand.

Grützinger war nicht der Mann dazu, solchen Erscheinungen gegenüber die Hände in den Schoß zu legen, sie kühlen Blutes als eine Thatsache zu konstatieren. Es mußte Abhilfe dafür geben! Mancherlei Mittel boten sich ihm an: Die Predigt, der Konfirmationsunterricht, Verbreitung guten Lesestoffes, im schlimmsten Falle: kirchliche Zuchtmittel.

Aber das waren ja allzu linde Salben einem alten eingefressenen Schaden gegenüber! Mit den Strafen konnte er ja doch nur den offenkundig Gefallenen beikommen, Tadel und Ermahnung von der Kanzel gingen zu einem Ohre hinein und zum andern wieder hinaus. Außerdem, was nutzte alles Predigen, wenn die Leute nicht in's Gotteshaus kamen? was fruchtete das Anbieten der Gnadenmittel, da die Seelen kein Verlangen danach trugen?

Nein! hier konnte nur eines helfen: die volle persönliche Hingabe an die ihm Anvertrauten. Wenn er den Leuten etwas sein wollte, dann mußte er ihre Leiden zu den seinen machen, und zusehen, ob er ihnen Arzt und Helfer sein könne. Dann erst, wenn er sie ganz verstand, hatte er das Recht, sie zu belehren und zu führen.

Je länger er im neuen Amte war, desto tiefer lernte er die Eigenart und die Bedürfnisse der Leute kennen. Es gab in der ganzen weitläufigen Parochie bald kein Haus, in dem er nicht heimisch gewesen wäre. Manches Geheimnis wurde seinem forschenden Auge kund, bis er schließlich in dem Charakter der Einzelnen und in den Geschicken ganzer Familien zu lesen im stande war, wie in einem Buche, das vor ihm aufgeschlagen lag. Während er zu Anfang noch oft im Finstern getappt mit seinem Urteil, dort zu scharf dort zu milde gerichtet hatte, begann sich jetzt vor seinem Auge Schatten und Licht richtiger zu verteilen. Er

erkannte neben Laster und manchem offenem und verborgenem Unrecht, doch auch viel Tüchtigkeit. Und wo er früher Stumpfheit und geistigen Tod erblickt hatte, fand er beim schärferem Hinsehen manch einen hoffnungsvollen Trieb, der nur der Pflege bedurfte, um sich zu entfalten.

Was aber seine höchste Freude war: von dem Samen, den er selbst ausgestreut, begann hie und da ein Korn aufzugehen. Noch hatte er zwar keine volle Kirche, und nur wenig Gäste sah er zum Tisch des Herrn kommen, aber das würde sich bessern, wie es schon angefangen hatte, unmerklich besser zu werden. Die Hauptsache war ihm, daß er fühlte, wie er langsam aber sicher in das Vertrauen der Leute hineinwuchs.

Die Art hier zu Lande war verschlossen und unzugänglich; man mußte lange klopfen, ehe man Einlaß erhielt. Aber war erst einmal das Mißtrauen überwunden, dann konnte man sich auf ihre Treue verlassen. Daß er sie nicht zur Kirche trieb, daß er so als Vertrauter zu ihnen sprach, das rechneten sie ihm besonders hoch an. Besser als noch so viele schulmeisternde Ermahnungen, oder salbungsvolle Redensarten, schlug eine menschlich teilnehmende Frage oder ein schlichter Rat an. Sie sahen es: der Herr Pastor hatte nicht den Hochmut des Studierten, er begriff ihre Wünsche, teilte ihre Leiden und Freuden, als sei er einer von Ihnen.

Und schon war er soweit, daß er die bessernde

Hand anlegen durfte, daß er tadeln und rügen konnte, und daß sein Tadel nicht spurlos verhallte. Es war den Leuten nicht mehr gleichgiltig, was ihr Pastor von ihnen dachte. Damit glaubte er viel gewonnen zu haben. Denn wenn erst das Bewußtsein des Übels sich regte, wenn die Scham zu erwachen begann, dann würde ja auch bald der Wunsch kommen nach Besserung, das Verlangen nach Höherem, und damit war vielleicht der Bann gebrochen, die Decke doch etwas gelüftet, die jetzt noch auf den Gemütern lag.

So gewann er allmälich Boden, vorsichtig seine Deiche vorschiebend, jeden Schritt breit der feindlichen See abtrotzend. Niemand half ihm dabei, er war auf sich allein angewiesen. Der alte Grabenhäger Küster und Dorfschullehrer war ein prächtiger Mann, Grützinger lernte ihn seines biederen Charakters wegen schätzen, aber zum Gehilfen in solcher Arbeit eignete er sich nicht.

Klinguth war das Kind einer anderen Zeit, deren Motto Gehorsam ohne Nachdenken gewesen war. Auf den Einfall, eine eigene Meinung zu haben, wäre Klinguth nie gekommen. Selbst wenn es jemandem gelungen wäre, ihn zu überzeugen, daß die Verhältnisse um ihn her reformbedürftig seien, er würde erklärt haben, sie sollten bleiben, wie sie seien. Das war keine niedrige Knechtsseligkeit bei dem Alten; er war ein strammer Bursche, mit steifem Rückgrad, der seinen Mann in Feldzügen gestanden, er hatte seinen Stolz; aber die Freude am Gehorchen war ihm in Fleisch-

und Blut übergegangen. Wie die Welt gehe, war ihm sehr gleichgiltig, auf Recht und Ordnung zu sehen, dazu hatte der König den Herrn Landrat ernannt, und andere hohe weltliche und geistliche Beamte waren da, die für das Wohl des Volkes sorgten, und schließlich hatten sie ja auch ihren gnädigen Herrn von Kriebow. Was diese Herrn bestimmten, war recht und gut, und daran war nicht zu rütteln.

Einen Verbündeten fand also Pastor Grützinger nicht in Grabenhagen, anstattdessen aber erstand ihm sehr bald ein heftiger Gegner.

Es war nicht Bosheit, was Inspektor Heilmann antrieb, gegen den Geistlichen aufzutreten; er sah in Grützinger einen gefährlichen Neuerer, er fürchtete von ihm Unterminierung seiner ganzen mühsam aufgerichteten Gutsordnung. Heilmann befand sich geradezu im Zustande sittlicher Entrüstung über diesen jungen Menschen. In seinen Augen war so ein Pastor dazu da, die Ordnung aufrecht erhalten zu helfen, die Leute zu Gehorsam, Bescheidenheit und Zufriedenheit zu ermahnen und vor allem, sie vor den Verführungen der Demagogen zu warnen — so eine Art von Gensdarm für die Seelen sollte der Pfarrer sein, wenn es nach Herrn Heilmanns Kopfe gegangen wäre. — Und nun kam da so einer her, der, statt die Leute zu ihrer verdammten Pflicht und Schuldigkeit anzuhalten, statt sie gefügig zu machen, ihnen den Rücken steifte und allerhand Ungünstiges für die Herrschaft aufstöberte.

Der Gedanke, daß der Geistliche damit nur seinen Beruf zu erfüllen glaubte, daß ihn eine Überzeugung trieb bei solchem Thun, konnte einem subalternen Geiste wie Heilmann, nicht beikommen. Das war Chikane von dem Pastor, weiter nichts! — Aber Gott sei Dank, es gab ja noch Mittel, so einem das Handwerk zu legen. Wenn man ihm zum Beispiel den Pfarracker nicht mehr abpachtete, dann würde er's bald verspüren, was es hieß, sich das Rittergut zum Feinde gemacht zu haben.

Der Pfarracker war seit Menschengedenken vom Gutshofe aus bewirtschaftet worden, er wurde eigentlich als ein Schlag des Rittergutes angesehen; daß ein Fremder dazwischen kommen und das Feld bewirtschaften könne, hielt der Inspektor einfach für unmöglich. Daran das Stück nicht wieder zu pachten, dachte Heilmann garnicht im Ernste, das würde ihm ja seine ganze Rotation umgeworfen haben, aber um den Pastor kirre zu machen, schien es wirksam, damit zu drohen. Selbst wirtschaften würde der Geistliche doch kaum, und ohne die Einnahmen aus dem Pfarracker konnte er nicht bestehen.

Aber mit diesem Plane sollte sich Inspektor Heilmann verrechnet haben. Noch ehe es zu einer Neuausbietung des Pfarrackers kam, kündigte Pastor Grützinger die Pachtung mit der Erklärung: der alte Tuleveit vom Schulzenhofe werde in Zukunft die Bewirtschaftung übernehmen.

Jochen Tuleveit, mit dem das Rittergut verfeindet war, Pächter des Pastorackers! — Das war nun wieder die reine Niedertracht! die Beiden: der Pastor und der Alte Jochen hatten das verabredet, um die Herrschaft zu schädigen.

Grützinger war sich des erbitterten Hasses, den er in der Seele des Gutsbeamten entzündet hatte, wohl bewußt. Konnte er es ändern? — Vor den Interessen des Rittergutes ehrfurchtsvoll Halt machen, war nicht seine Sache. Scheu vor der Tradition kannte er nicht, wenn er sah, daß das Althergebrachte nur den Deckmantel abgeben sollte für eingerosteten Mißbrauch und Eigennutz.

Auch hier wieder fand Grützinger den Feind, gegen den er schon in seiner vorigen Stelle zu Felde gezogen war, den eingefleischten Egoismus der Mächtigen und Besitzenden. Freilich trat er in ganz anderer Form auf, hier war er durch eine Jahrhunderte alte Entwickelung gefestigt; nicht parvenuhaftes Protzentum war sein Gewand, sondern die altmodischen Überbleibsel einer ritterlich-patriarchalischen Rüstung. Aber im Grunde war es doch dasselbe, trotz des verschiedenen Kleides. Überfluß an allem: an Machtmitteln und Vermögen auf der einen Seite, und damit verbundene Hoffahrt, Selbstsucht und Dünkel gegen die Geringeren, Hartherzigkeit und Engigkeit, sowie es sich darum handelte, etwas aufzugeben von seinem Überflusse zu Gunsten der minder vom Glück Begünstigten. Und auch hier die furchtbare

Erscheinung: Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.

Das waren keine gottgewollten Zustände; darunter litten nicht allein die Leiber, auch der göttliche Teil des Menschen kam zu kurz. Die Gemüter verwahrlosten, in dem aufreibenden Kampf um das tägliche Brod, im trostlosen Einerlei des Werkeltages stumpften die Seelen ab, wurden gleichgiltig gegen das Laster.

Dem entgegenzutreten hielt er für seine Seelsorgerpflicht, wenn es ging auf gütlichem Wege, durch Erweckung des Gewissens bei denen, welche die Macht in Händen hatten; wenn diese jedoch ihre Herzen verstockten, dann in ehrlicher Gegnerschaft. Dem offenbaren Unrecht gegenüber die Segel zu streichen, sich um des lieben Friedens willen darein zu schicken, hielt er nicht für vereinbar mit seinem Amte.

Seinen Patron, den Lieutnant von Kriebow, lernte er erst kennen, als er schon ein Jahr in der Grabenhäger Stelle war. Der Augenblick war nicht glücklich für das Bekanntwerden der Beiden. Erich von Kriebow hatte allerhand Ungünstiges über den neuen Pastor zu hören bekommen, und gab sich keine Mühe, seine Unzufriedenheit zu verbergen. Grützinger zeigte sich geflissentlich trotzig und unliebenswürdig, um sich nur ja nichts dem Edelmanne gegenüber zu vergeben. — Und so gingen sie auseinander, jeder bestärkt in seiner schlechten Meinung von dem Anderen. Kriebow

fand bestätigt, daß dieser Pastor ein Plebejer sei, und Grützinger hatte in seinem Patron nur einen hochfahrenden Junker mehr gesehen.

* * *

Kriebow sah der Kirchenratssitzung mit wenig Freude entgegen. Heilmann hatte ihm schon vorher den Kopf heiß zu machen versucht: der Pastor werde mit dem Vorschlage einer Orgelreparatur kommen. Der gnädige Herr möchte darauf auf keinen Fall eingehen; denn einmal sei es eine unnütze Ausgabe, und außerdem müsse der Begehrlichkeit des Pastors von vornherein ein Damm entgegengesetzt werden. Mit der Orgel fange es an, dann wären die Glocken nicht mehr gut genug, nachher müsse das Dach neu gedeckt werden, und so werde allmählich die ganze Kirche renoviert — man kenne das schon!

Der Gutsherr gab in diesem Falle nicht allzuviel auf die Reden seines Inspektors; denn hiervon verstand Heilmann nichts. Die Orgel war alt und schwach, soviel stand nun mal fest, und er hatte sich schon vor Klärchen geschämt, die jeden Sonntag dieses Quietschen und Pusten mit anhören mußte, das Musik vorstellen sollte.

Nein, der Gedanke, hier etwas zu bessern, war garnicht so unberechtigt; Kriebow meinte nur, der Pastor hätte darüber füglich mit ihm, dem Patron,

Rücksprache nehmen, sich seine Zustimmung einholen können, ehe er damit vor die Kirchenväter trat. Aber solche Eigenmächtigkeit war ja nur charakteristisch für die Gesinnung des Mannes. Es war nicht unwahrscheinlich, daß sie bei dieser Gelegenheit aneinander geraten würden. Irgend etwas einzustecken, eine Taktlosigkeit etwa von Seiten des Geistlichen ruhig hinzunehmen, war Kriebow auf keinen Fall gesonnen.

Unbehagen bereitete ihm die Aussicht auf diese Sitzung noch aus einem ganz anderen Grunde: Jochen Tuleveit gehörte zu den Kirchenvätern. Sie grüßten einander nicht, der Gutsherr und der Bauer, wenn sie — was nicht immer zu vermeiden war — sich einmal im Dorfe oder auf dem Felde begegneten. Und nun mit dem Alten zusammen in einem Zimmer! Dazu der Pastor als Vorsitzender, und um das Maß des Peinlichen voll zu machen, eine Anzahl seiner eigenen Leute dabei, Leute die zehn Jahr und länger zurückdenken konnten und genau wußten, was sich damals zwischen dem Rittergute und dem Schulzenhofe abgespielt hatte. —

Es war doch vielleicht besser, er ging nicht in's Pfarrhaus; er konnte ja Heilmann schicken als seinen Bevollmächtigten, dann kam er um alle diese Unannehmlichkeiten herum. Zu späteren Sitzungen würde er wieder gehen; vielleicht war da inzwischen der Handel um den Schulzenhof zum Abschluß gekommen, wenn Isidor Feige Wort hielt.

Aber schließlich sagte er sich, daß es doch geradezu eine Schlappheit sei, so vor der Begegnung mit einem Menschen zu zittern. Unter Kameraden würde man das „Kneifen" genannt haben. Ja es wäre schlapp und es wäre außerdem auch unklug gewesen! Sein Fernbleiben würde auffallen, und die Leute würden erst recht auf die Vermutung kommen, er habe kein reines Gewissen. Nein, hier mußte in den sauren Apfel gebissen werden. Und so ging er denn in die Sitzung. —

Man war bereits vollzählig versammelt, als der Gutsherr eintrat. Ein Blick überzeugte ihn, daß Tuleveit da sei. Kriebow begrüßte die Versammlung durch eine allgemeine Verbeugung, bot niemandem, auch dem Pastor nicht, die Hand.

Der Pfarrer eröffnete die Sitzung mit dem üblichen Gebet, dann erwähnte er in einer einleitenden Ansprache des Umstandes, daß man heute zum ersten Male die Ehre habe, den Herrn Patron in seiner Mitte zu sehen.

Kriebow war zerstreut, hörte kaum hin; er stand ganz unter dem Bewußtsein, dem alten Jochen Tuleveit gegenüberzusitzen. Er war recht alt geworden der Bauer! — Gekreuzt hatten sich ihre Blicke noch nicht, der Alte blickte starr auf die Lippen des Pastors; was in seiner Seele vor sich gehe, konnte man diesem Gesichte nicht ansehen.

Nun kam der Pastor zum eigentlichen Thema der Sitzung: die Ausbesserung der Orgel.

Grützinger stellte seinen Hörern vor, wieviel beim Gottesdienst gute Musik zur Erhöhung der Weihe beitrage. Dann bat er den Küster, der als Schriftführer zugegen war, darzuthun, wie die jetzige Verfassung der Orgel, die er ja sonntäglich zu spielen habe, sei.

Der alte Klinguth kam dieser Aufforderung nach, das heißt, er richtete seine Worte an den Gutsherrn; der war in seinen Augen die einzig maßgebende Persönlichkeit hier. Er bat Herrn von Kriebow gewissermaßen um Entschuldigung, daß er sich unterstehe, etwas an den Grabenhäger Einrichtungen schlecht zu finden, ohne vorher die Erlaubnis des gnädigen Herrn dazu eingeholt zu haben; aber das Instrument sei wirklich nicht mehr ganz vollkommen zu nennen, die Blasebälge und Windkanäle schienen undicht geworden, die Lade quietsche, das Metallwerk sei von Rost angefressen und zudem versagten einige Tasten. — Mehr konnte man eigentlich nicht verlangen, und Kriebows Frage, was denn eigentlich an dem Instrumente noch gut sei, war berechtigt.

Der Pastor legte einen von einem Sachverständigen ausgearbeiteten Plan für die Reparatur und einen Kostenanschlag vor, dann bat er, sich zu seinem Vorschlage zu äußern.

Niemand schien zunächst das Wort ergreifen zu wollen. Kriebow sah, daß man eine Äußerung von ihm erwarte, er erklärte sich mit dem, was der Herr Pastor vorgetragen habe, einverstanden.

Nach ihm ergriff Jochen Tuleveit das Wort; er sprach mit matter Greisenstimme, von Zeit zu Zeit durch Atemnot unterbrochen. Jochen hielt die Ausbesserung der Orgel nicht für nötig. Man höre ja das Spiel in der ganzen Kirche, und das sei doch die Hauptsache. In verschiedenen Kirchen der Nachbarschaft habe man gar keine Orgel und es gehe deshalb auch. Er könne sich aus seiner Jugendzeit entsinnen, daß Orgeln etwas ganz Seltenes gewesen seien, und daß man sie in Grabenhagen um ihr schönes Instrument beneidet habe. Er müsse gegen den Vorschlag des Herrn Pastors stimmen.

Nun war auch für die kleineren Leute das Eis gebrochen; einer nach dem anderen meinte: Jochen habe ganz Recht, und bei den schlechten Zeiten wollten sie sich nicht in eine solche Ausgabe stürzen.

Pastor Grützinger war schmerzlich betroffen; das hätte er nicht für möglich gehalten. Vor allem war er befremdet, seinen Freund, Jochen Tuleveit, auf der gegnerischen Seite zu finden. Der Mann war doch solch ein guter Kirchenchrist, und nun ließ er ihn so im Stich. Viel eher als auf Tuleveits hatte er sich auf des Gutsherrn Opposition gefaßt gemacht. Nun unterstützte ihn Herr von Kriebow und der Bauer versagte.

Jetzt warf sich der alte Klinguth in's Zeug. Sie sollten doch dem Herrn Pastor bewilligen, was er haben wolle. Er ging den Einzelnen direkt auf den Leib:

„Krischan! Nehmt doch Vernunft an!" damit wandte er sich an den alten Schmied Wurten. „Ihr

habt gehört, was Herr von Kriebow gesagt hat. Glaubt Ihr, daß Ihr's besser versteht als der gnädige Herr? — Nun also!"

Und zu dem Schäfermeister: „Gust! Ihr seid doch musikalisch! — Das Menschenskind hat bei den Soldaten die Trommel gerührt. Habt Ihr denn alles Gehör verlernt? Soviel müßt Ihr doch einsehen, so wie unsere Orgel jetzt ist, das is nicht Musik mehr. Und Gesang ohne Begleitung das is doch mal wie Brot ohne Schmalz und Salz."

Aber die Männer schüttelten den Kopf; der Küster war ja ein braver Mann, das wußten sie alle, und der Herr Pastor meinte es auch gut, gewiß! — Aber die hatten gut reden, sie brauchten nichts dazu zu zahlen. Jochen Tuleveit hatte Recht, die Sache kam zu teuer. Mochten doch die, denen soviel an guter Musik in der Kirche gelegen schien, sich's was kosten lassen! —

Bei Kriebow war inzwischen ein Entschluß gereift. Noch vor wenigen Stunden hatte er sich zwar beim Durchsehen seines Ausgabebuches gelobt, sparen zu wollen, weil es nötig war. Aber hier mit sparen anfangen, das wäre Knauserei gewesen! — Und dann dachte er auch an Klärchen. Wie würde die sich freuen, wenn er ihr heute abend berichtete, daß er der Kirche eine erneuerte Orgel gestiftet habe! Allein der Gedanke, wie sie ihn dafür anblicken würde, war genug, alle Sparsamkeitspläne wegzufegen.

Und so machte er der Debatte dadurch ein Ende,

daß er erklärte, die Kosten, welche die Erneuerung der Orgel verursachen werde, auf seine Rechnung nehmen zu wollen.

Pastor Grützinger dankte dem Patron im Namen der Gemeinde. Die freudige Erregung, die in seinen Worten zitterte, war nicht gemacht; zum ersten Male dämmerte in seinem Kopfe der Gedanke, daß vielleicht auch ein Junker der Hochherzigkeit fähig sein könne. Er hätte Herrn von Kriebow das niemals zugetraut. —

Der Gutsherr schnitt den Dank kurz ab. Er wollte nicht, daß der Mann sich etwa gar einbilden solle, er habe sich mit seiner Stiftung bei ihm lieb Kind machen wollen.

Wohl that ihm die Anerkennung des Pastors aber trotzdem.

* * *

Durch die Erklärung des Gutsherrn hatte die Sitzung schneller, als erwartet, ihren Abschluß gefunden.

Kriebow befand sich in gehobener Stimmung, es drängte ihn, nach Haus zu eilen, um Klärchen brühwarm das zu berichten, was ihn selbst mit solcher Genugtuung erfüllte.

Während er im Hausflur des Pfarrhauses stand, und mit des alten Klinguths Hülfe seine Cigarre in Brand setzte, schritt Jochen Tuleveit an ihnen vorüber.

Der Küster hatte noch mit dem Pastor zu thun, er verabschiedete sich unterthänigst von dem gnädigen Herrn.

Als der Grabenhäger aus dem Hause trat, in die stürmische Novembernacht hinaus, stand da eine dunkle Gestalt, der alte Tuleveit, in seinen Pelz gehüllt.

Kriebow machte unwillkürlich Halt. Was für Absichten hatte der Mann? — Wartete er hier auf ihn? — Wünschte er eine Aussprache? —

Erich von Kriebow überlegte; blitzartig schoß ein Gedanke auf in ihm, ein Plan. War hier nicht die Gelegenheit, die er so oft im geheimen herbeigesehnt hatte: sich auszusprechen mit dem Manne? endlich einmal die Rechnung zu begleichen, die nun schon so lange zwischen ihm und Jochen Tuleveit anstand?

Wer weiß, ob das je wieder so günstig kam, wie hier, wo sie ohne Zeugen waren, wo die Dunkelheit die Züge unkenntlich machte und auch für seine Befangenheit den erwünschten Mantel abgeben würde.

Er versuchte seiner Stimme möglichste Ruhe zu geben, um die innere Unsicherheit zu verbergen, als er jetzt dem alten Manne guten Abend bot. Er fragte nach dem ersten Besten, was ihm gerade eingefallen war: wo jetzt Otto sei, sein alter Spielkamerad, er habe so lange nichts mehr von Otto gehört.

Jochen Tuleveit räusperte sich, kämpfte seine Atemnot nieder und berichtete dann in kurzen Worten: Otto sei beim Kammerherrn von Witzing auf Margentin als Wirtschafter angestellt.

Das gab denn nun glücklich einen Unterhaltungsstoff. Der Grabenhäger kannte ja Herrn von Witzing, war auch einmal in Margentin gewesen; so konnte er davon sprechen und das half über das Herzklopfen hinweg, das er noch immer nicht los werden konnte. Es war doch furchtbar schwer, den Harmlosen zu spielen einem Menschen gegenüber, vor dem man kein reines Gewissen hatte.

Jochen Tuleveit verharrte der Beredsamkeit des Gutsherrn gegenüber in seiner gewohnten Wortkargheit. Er zog seinen Pelz fester über der Brust zusammen und setzte sich langsam in Bewegung. Man hatte noch knapp hundert Schritt zusammen, dann trennten sich die Wege vor dem Eingang zum herrschaftlichen Parke.

Kriebow fragte den Alten, ob er in einer solchen Nacht allein nach Haus gehen wolle, und bot ihm an, jemanden vom Gute herauszurufen, der ihm leuchten solle. Jochen Tuleveit lehnte das Anerbieten ab, er erwarte seinen Enkelsohn mit der Laterne, sagte er.

So! Also habe er jetzt wohl die Kinder von seinem Ältesten bei sich auf dem Schulzenhofe? fragte Kriebow, nur um etwas zu sagen.

Der Alte antwortete nicht darauf. Er war wieder stehen geblieben, und blickte vor sich hin den Weg entlang. In der Ferne zeigte sich jetzt ein Lichtchen, das schnell auf sie zukam. Der Träger lief offenbar, das Licht schwankte stark hin und her, mit einemmale verschwand es gänzlich.

„Großvadding!“ hörte man von einer kindlichen Stimme.

„Hirhentau, Jung, wo bliwwst?“

„Großvadding ik bün fallen!“

„Hest di weih dahn?“

„Ne, ik nich, öwer de Lücht is utgahn!“

„Dat seh' ik all, mien Jung! Kumm man ranner!“

Nach einiger Zeit war der Knabe denn auch herangekommen, ganz außer Atem vom Laufen. Es war ein schlankes Bürschchen; sein Gesicht konnte man bei der Dunkelheit nicht erkennen.

„Jung, ritt he Di, so tau lopen!“ meinte der Alte, als der Enkel vor ihm stand.

„Grössing sed man, ik süll taumaken, dat ik taurecht keem, dar bün ik fallen un de Lücht is utgahn.

„Nun wir werden sehen, daß wir das wieder in Ordnung bringen,“ sagte Kriebow, froh dem Alten einen Dienst erweisen zu können.

Er ließ sich die Laterne geben, die er untersuchte; sie war heil geblieben. Dann zog er sein Feuerzeug aus der Tasche, ließ den Knaben die Laterne halten, stellte sich davor als Schutz gegen den Wind, und schlug Feuer. Endlich gelang es ihm auch, die Kerze zum Brennen zu bringen.

„So mein Junge!“ sagte Kriebow „nun wäre die Geschichte wieder im Schuß! — Wie heißt Du denn?“

„Hanning“, erwiderte der Knabe.

„Und wie alt bist Du?"

„Zehn Jahr."

Hier mischte sich der Alte ein: „Hanning, min Jung, gah vörut, ik kam glik nah!"

Dann als der Knabe außer Hörweite war, trat Jochen Tuleveit nahe an Kriebow heran. „Hanning is nich mienen Sähn sien Kind, Herr von Kriebow!" sagte er mit Nachdruck. „Mienen Korl sien sünd nu bald all groot. — Ne, Hanning is mien Greten ehr, Herr von Kriebow."

Damit wandte sich der alte Mann und ging dem Enkelkinde nach.

Kriebow stand wie vom Donner gerührt; dieser — dieser Knabe — war Gretchens Kind! — —

Er hätte dem Alten nachstürzen mögen, ihn anhalten, ihn ausfragen, aber er wagte es nicht, wagte es nicht des Knaben wegen. Er hatte Furcht vor dem Kinde. Ein jäher Schreck, das Gefühl einer furchtbaren Verantwortung, war über ihn gekommen, hielt ihn fest, wollte ihn schier zu Boden drücken. Er stand da wie angewurzelt, rührte kein Glied, starrte nur den Beiden nach, sah das Licht kleiner und immer kleiner werden, bis es ihm schließlich verschwand.

Das war Gretchens Sohn! — Und er hatte mit dem Kinde gesprochen hatte ihm ahnungslos die Hand gegeben. —

Jetzt hörte man Stimmen vom Parrhause her; es war der alte Klinguth, der sich vom Pastor verabschiedete.

Kriebow eilte fort. Wenn man ihn hier getroffen hätte! — Er kam sich wie ein Sünder vor; nur fort, nach Haus! —

Aber nach Haus konnte er auch nicht. Jetzt vor Klärchen treten? — Nein, er mußte sich erst beruhigen, wollte seine Gedanken ordnen, sich klar machen, was dieses Erlebnis für ihn bedeute, sich überlegen, was er nun zu thun habe.

Und allem Unwetter zum Trotze bog er in den Park ein, ging dort in der Hauptallee lange auf und ab.

XII.

Erich von Kriebow hatte in der Knabenzeit manche Freistunde auf dem Schulzengute zugebracht. Bei Tuleveits — so schien es — war alles viel schöner als auf dem väterlichen Gutshofe. Das machte die Ungebundenheit, in der sich der Knabe da ergehen durfte, unbeaufsichtigt von Gouvernanten und Kandidaten, deren Regiment nicht bis hierher reichte. Gar zu gern nur entwischte der Junge der Aufsicht seiner Präceptoren, und wenn man nicht wußte, wo Erich sei, war das letzte Auskunftsmittel, auf den Schulzenhof zu schicken; dort wurde er dann gewöhnlich aufgefunden, in Gesellschaft seines

Freundes Otto Tuleveit, auf dem Heuboden, in Stall, Scheune; oder welchen Schauplatz sich die Knaben nun gerade zu ihren Spielen ausgesucht hatten.

Er wurde dafür gescholten, hie und da auch bestraft. Dem Landesdirektor war Erichs Verkehr auf dem Schulzenhofe ein Dorn im Auge, er befürchtete, daß sein Sohn sich schlechte Manieren und gewöhnliche Redensarten angewöhnen könne von den Bauersleuten. Diese Sorge war unbegründet; Sitte und Ton, die hier herrschten, hätte sich jedes herrschaftliche Haus getrost zum Muster nehmen können. Frau Tuleveit war die Tochter eines Ackerbürgers aus der Kreisstadt. Als Stadtfräulein hatte sie eine bessere Erziehung genossen. Davon war ihrem Wesen etwas Verfeinertes anhaften geblieben. Der ganze Hausstand hatte von der höheren Kultur der Frau etwas angenommen.

Jochen Tuleveit, damals noch ein rüstiger Mann in der Blüte der Kraft, hatte nichts dagegen, daß der Junker bei ihm aus und ein ging. Jochen war nicht nachtragend; er rechnete es dem Knaben nicht an, daß er ein Kriebow war, mit denen seine Familie seit Generationen auf gespanntem Fuße lebte.

Innige Freundschaft bestand zwischen Erich und Mutter Tuleveit. Dieses zarte Verhältnis beruhte allerdings auf ziemlich materieller Grundlage. Der Knabe wußte nur zu gut die vielen guten Dinge zu schätzen, welche diese ausgezeichnete Hausfrau jederzeit in ihren Vorratsräumen aufbewahrte. Wo anders hätte es auch

solchen Lebkuchen gegeben, wie er hier gebacken wurde! Die Äpfel, Birnen, Nüsse und Pflaumen aus dem Obstgarten des Schulzengutes waren die besten der Welt. Und nun gar das selbstgebraute Bier, der Stachelbeerwein und die Honigwaben! Selbst das Brot mundete besser als das heimische, denn hier bekam man Leckerbissen dazu, die im Herrenhause verpönt waren: Käse, Quark, Speck, Schnittlauch und dergleichen.

Erich nahm, wie es Kinderart ist, die Gutthaten, die ihm geboten wurden, an, ohne tiefere Dankbarkeit zu empfinden. Er nannte Frau Tuleveit „Mudding" und ließ sich mit guter Manier von ihr verwöhnen.

Auch auf Mutter Tuleveits Seite war dieses Verhältnis nicht frei von Egoismus. Ein ganz klein wenig warf die brave Frau auch die Wurst nach der Speckseite. Es war ihr schmeichelhaft, daß ihr Otto einen Edelmannssohn zum Spielgefährten hatte. Der Frau, welcher der Sinn für das Feine und Auserwählte im Blute lag, hatte es das Auftreten des Junkers, sein freies, liebenswürdiges Wesen, die Atmosphäre von Vornehmheit, die er mit sich brachte, angethan. Vielleicht auch hegte sie im Grund ihres Herzens die geheime Hoffnung, daß die Freundschaft mit dem zukünftigen Gutsherrn ihr und den Ihren einstmals noch nützlich werden könne. Aber von solchen Wünschen ihres leichtbeweglichen Frauengemüts durfte Jochen nichts ahnen. Sie kannte ihren Mann: wenn der etwas derartiges auch nur von weitem

geahnt hätte, dann wäre er imstande gewesen, dem Edelmannssohne das Haus zu verbieten.

Es waren drei Kinder im Hause. Karl, der älteste, und ein Paar Zwillinge: Otto und Grete. Zwischen Karl und den Zwillingen bestand ein großer Abstand in den Jahren; ein Paar dazwischen Geborene waren in frühester Jugend gestorben. Die Zwillinge waren ungefähr in einem Alter mit Erich, während Karl bereits, als halberwachsener Mensch, eine Art Hofmeisterstellung in der väterlichen Wirtschaft inne hatte.

Otto Tuleveit, Erichs Intimus, war ein großer, etwas ungelenker Junge mit gutherzigen Augen, pausebäckig; man sah ihm die gute Kost des Schulzengutes an.

Den beiden Freunden, Otto und Erich, gesellte sich gelegentlich noch ein dritter Knabe zu: Fritz Wurten, der Sohn des Schmieds. Das war ein frühreifes, verwegenes Bürschchen. Der Junge hatte zeitig in der Schmiede zugreifen lernen müssen, die Schelte und Schläge, mit denen Vater Wurten schnell bei der Hand war, hatten ihm ein hartes Fell verliehen. Fritz, obgleich der kleinste an Statur, war den beiden Anderen in Geschicklichkeit und Selbständigkeit weit überlegen. Er wußte sich dem Junker und dem Bauernsohn in vieler Beziehung wertvoll und unentbehrlich zu machen.

Wenn dieses Kleeblatt zum Spielen noch einen vierten Mann brauchte, dann mußte ihnen Ottos Zwillingsschwester herhalten. Gretchen war ein zierliches Püpp-

chen, mit sorgfältig geflochtenem, gelbem Zopf, der nie ohne buntes Band war; denn Mutter Tuleveit hielt auf die Erscheinung des Töchterchens. Jochen schalt gelegentlich, er meinte, das Kind würde zu einer Prinzeß erzogen; aber was half ihm das! seiner Frau war nun einmal von ihrer städtischen Abkunft her, der Hang zu feinerer Lebensart anhängen geblieben.

Otto und Fritz legten keine große Achtung vor dem Mädchen an den Tag, sie stießen sie hin und her und brachten sie wohl auch zum Weinen durch ihre Rauhheit. Anders verhielt sich Erich. In der Brust des jungen Edelmanns war früh die Galanterie erwacht, er ergriff Partei für das Mädchen, nahm sie ritterlich in Schutz. Gerade die Zimperlichkeit dieses kleinen Fräuleins sagte ihm zu, da konnte er sich um so stolzer in der Rolle eines Beschützers gefallen.

Dieser Kreis jugendlicher Spielgefährten flog dann mit einem Male schnell auseinander. Erich bezog das Gymnasium, und auch Gretchen kam aus dem Hause zu Verwandten, um in die Künste des Nähens, Strickens und Klavierspielens, die Mutter Tuleveit für durchaus notwendig hielt, eingeweiht zu werden.

Jahre vergingen und man bekam sich nicht wieder zu sehen. Wenn Erich als Gymnasiast in den Ferienzeiten nach Haus kam, hatte er andere Gedanken im Kopfe, als Tuleveits und das Schulzengut. Er vernachlässigte die Leute, von denen er so manche Freund-

lichkeit genossen hatte, denn er war nun schon in das Alter gekommmen, wo man Standesunterschiede sieht und beachtet. Die Leckerbissen der Mutter Tuleveit konnten ihn nicht mehr locken, auf ganz andere Genüsse stand der Sinn des heranwachsenden, jungen Mannes. Jetzt bildete das Pantinsche Haus einen Anziehungspunkt für ihn. Dort gab es junge Leute seines Standes. Da war Ulrich, mit dem er sich in den Künsten des Rauchens und Biertrinkens übte und Wanda, in die sterblich verliebt zu sein, er sich damals einbildete.

Erst als Erich schon Lieutnant war, betrat er wieder einmal das Schulzengut. Er war auf Urlaub von Berlin herübergekommen und leistete seinem alten Vater Gesellschaft, der es für seine Pflicht hielt, einige Wochen im Jahre auf seiner Besitzung zuzubringen.

Vater und Sohn genierten sich bei solchen Gelegenheiten gegenseitig, ohne es sich recht eingestehen zu wollen. Das Lebensalter war zu verschieden und auch die Interessen und der Geschmack. Die Fähnrichszeit lag noch nicht lange hinter dem jungen Manne, gerade hatte er angefangen, die Nase in die große Gesellschaft zu stecken. Berauscht von dem parfümierten Treiben des Salons und auch schon ein wenig blasiert war er in die Heimat zurückgekommen, die ihm in diesem Seelenzustande wenig zu bieten vermochte. Die endlosen Gespräche über Politik, mit denen ihn sein Vater regalierte, waren auch keine Belustigung für den Lieutnant. Davon verstand er nichts und von dem, was

jetzt sein ganzes Empfinden und Denken erfüllte: Courmacherei und Liaisons, konnte er wieder seinem Vater nicht gut erzählen. Was blieb ihm also übrig, als sich mit Anstand zu langweilen.

Doch sollte er bald etwas finden, das ihn mehr interessierte als das ganze übrige Grabenhagen zusammen. Zu den Dingen, die sein Vater für korrekt hielt, gehörte auch, daß man Sonntags zur Kirche ging. Da saß nun der frischgebackene Lieutnant neben dem alten Landesdirektor im Kriebowschen Kirchenstuhl, und beschäftigte seine Gedanken mit allem anderen mehr als mit Erbauung.

Eines Sonntags sah er da ein Gesicht, das sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: eine junge Person, die nicht weit von ihm neben dem Tuleveitschen Ehepaare saß. Auch sie hatte schon nach dem herrschaftlichen Stuhle herübergeschielt, und wie bei einer Sünde ertappt, als sich ihr Blick mit dem des Lieutnants kreuzte, die Augen gesenkt.

Es war schwer zu glauben, aber dieses Fräulein in städtischer Tracht, mit hoher Frisur unter modischem Hut, konnte keine andere sein, als Gretchen, sein kleiner Spielkamerad von ehemals, die er damals wohl in aller Harmlosigkeit geküßt und seine „Braut“ genannt hatte. — Ob sie daran wohl noch dachte? —

Als er nun des Nachmittags vom Schulzenhofe her Musik herüberklingen hörte, und auf sein Fragen erfuhr, daß dort Erntefest gefeiert werde, schien ihm das

eine günstige Gelegenheit, die alte Freundschaft, die seit heute morgen erneutes Interesse bekommen hatte, wieder aufzufrischen; mal aus der Nähe zu sehen, was eigentlich aus seiner Jugendfreundin inzwischen für ein Persönchen geworden sei. —

Zum Erntetanz waren eine Menge Menschen auf dem Schulzengut zusammengekommen. Jochen Tuleveit beschäftigte zur Sommerszeit eine stattliche Zahl Knechte und Tagelöhner. Auch städtische Verwandte und Freunde der Hausfrau waren erschienen zur „Austköst".

Der junge Offizier wurde mit Freuden aufgenommen. Man ließ es ihm nicht entgelten, daß er sich so lange nicht hatte blicken lassen. Mutter Tuleveit sah es als keine geringe Ehre an, daß er das Fest mit seiner Gegenwart verschönte.

Sein Auge suchte vor allem die Tochter des Hauses; sie war nicht unter den Tanzenden zu entdecken. Schließlich wandte er sich an die Mutter, fragte, wo das Mädchen sei. Die gute Frau war erstaunt: ja, wo war „Greten"? — Den ganzen Nachmittag sei sie dabei gewesen und nun auf einmal verschwunden!

Erich sprach sein Bedauern aus, er hoffe, daß sein Auftreten das Fräulein nicht etwa vertrieben habe. Mutter Tuleveit entschuldigte das Benehmen der Tochter so gut sie konnte: ihr „Greten" sei immer noch solch ein lächerlich ängstliches und empfindliches Ding, wie der Herr Lieutnant sie von früher her wohl in Erinnerung habe.

Der junge Herr mußte sich also wohl oder übel darein finden, daß sich diejenige, derentwegen er gekommen war, aus irgend einem ihm unverständlichen Grunde dem Feste fernhielt. Er war nun aber einmal hier, da hieß es: „mitgefangen mit gehangen“! Es würde Wirtin und Gäste beleidigt haben, wenn er sich nicht am Tanze beteiligt hätte.

Mädchen waren da die Auswahl: flinke und ungeschickte, leichte und gewichtige, zerbrechliche und handfeste. Der junge Offizier, dem das Treiben hier erst wenig anstand, kam schließlich doch noch auf seine Kosten. Es war zwar kein leichtes Ding, diese Tänzerinnen in Umdrehung zu erhalten, und auch die Unterhaltung floß ein wenig zähe, aber unwillkürlich wirkte der Gegensatz belustigend, in welchem der gravitätische Ernst dieser Leute zu dem stand, was doch ein Vergnügen sein sollte. Sie betrieben das Tanzen wie eine außerordentlich wichtige und ernste Angelegenheit, als sei es Arbeit, die ihnen auferlegt sei. Kein Wort wurde gewechselt; nach den Klängen einer verstimmten Fidel drehte sich das langsam schurrend, wie ein verrostetes Uhrwerk, auf der Lehmtenne der Scheune.

Nachdem Erich mit allen anwesenden Frauenzimmern einmal getanzt hatte, glaubte er seiner Pflicht genügt zu haben, und dachte schon an's Heimgehen. Da erschien eine zierliche Blondine auf der Bildfläche, in der er Gretchen erkannte. Nun natürlich blieb er.

Das Mädchen that, als gehe sie die ganze Tanzerei

nichts an, sie trat zu ein paar älteren Frauen, mit denen sie sich eifrig zu unterhalten begann. Nach dem Lieutnant zu blicken, vermied sie.

Erich begriff, daß dies weiter nichts sei als Komödie. Er sollte nicht denken, daß sie sich irgend etwas aus ihm mache, darum that sie, als kenne sie ihn nicht.

Aber das sollte ihr nicht durchgelassen werden. Nun erst recht! — Er eilte auf sie zu, verbeugte sich vor ihr und fragte sie, ob sie sich seiner denn nicht mehr entsinne. Über und über errötend mußte sie das zugeben. Er machte es ihr im übrigen leicht, sich von ihrer Befangenheit zu erholen, sprach in harmlos vertraulicher Weise von den alten Zeiten, als sei es erst gestern gewesen, daß sie mit einander gespielt, und sich seitdem nichts zwischen sie geschoben. Wie eine Dame von Stand behandelte er sie, voll Höflichkeit und Achtung.

Nachdem er so ihr Vertrauen gekirrt hatte, ließ er sich erzählen, wo sie inzwischen gewesen sei, und womit sie sich beschäftigt habe. Aus ihren Antworten ersah er, daß sie hochdeutsch sprechen konnte und, nachdem die erste Ängstlichkeit überwunden, sich leidlich sicher zu benehmen verstand. Er betrachtete sich das Mädel mit wachsendem Interesse; sie war wirklich beinahe eine Dame, wenigstens hier in dieser dörfischen Umgebung wirkte sie so.

Jetzt sei sie daheim bei den Eltern, berichtete sie, schon seit einem Jahre. Aus ihren Worten klang geheime Unzufriedenheit und Verachtung ihrer Umgebung

heraus. Schließlich gestand sie ganz offen, daß sie sich nicht wohl fühle daheim.

Das wollte Erich glauben, ein Fräulein wie sie, was sollte die unter dem Bauernvolke! — Er erklärte, ihre Sehnsucht nach etwas Besserem vollauf zu verstehen und durchaus berechtigt zu finden.

Sie nahm alles was er sagte als bare Münze. Seine Bewunderung, sein Mitgefühl, thaten ihrem Herzen unendlich wohl.

Konnte es anders sein? Sie, ein junges, unerfahrenes Ding, herausgerissen durch die Erziehung aus ihrer Sphäre, nicht Bauerndirne, nicht Bürgermädchen, nicht Dame, aber von allem ein wenig, nirgends fest gewurzelt, voll krankhafter Sehnsucht und heimlich zehrendem Verlangen nach dem traumhaften Glanz einer höheren Welt, von der sie, wie durch eine Thürritze, gerade nur den Schimmer gesehen hatte. — Und nun kam einer her, einer aus jenem hellerleuchteten Zimmer, ein wirklicher Herr, ein Kavalier, jung, elegant, vornehm, der machte kein Hehl daraus, daß er ihre Schönheit bewundere, ihr Benehmen reizend finde, kurz, daß er sie für ebenbürtig seinen Kreisen ansehe.

War es nicht natürlich, daß sie diesen süßen Trank einsog mit gierigen Zügen, bis er sie berauschte, daß die Wirklichkeit vor ihren träumenden Sinnen schwand, daß sie sich bald in einem Zustande befand, der der Willenlosigkeit ähnelte! —

Erich forderte sie zum Tanze auf. Sie verstand

sich darauf, das merkte er nach wenigen Schritten. Das war keine Arbeit, wie bei den Dorftrinen die er vorher hatte schwenken müssen. Es war Rythmus in den Bewegungen dieses Mädchens. Er veranlaßte die Musik schneller aufzuspielen; bei solch einer Tänzerin war nicht Takt zu halten mit der bisherigen schläfrigen Weise. Unausgesetzt tanzte er, und war neugierig, wann sie es wohl satt bekommen werde; aber da schien er umsonst zu warten. In dem Frauenzimmer war Art, das mußte man sagen!

Ihr schneller Atem, das starke Pulsen ihres Blutes verrieten ihm ihre Erregung. Mehr und mehr gab sie sich jeder seiner Bewegungen hin, machte ihn dadurch kühner. Schon herrschte eine Art stummen Einverständnisses zwischen ihnen. Alles bekam besondere Bedeutung: der Druck der Hand, der Blick, der Tonfall der Stimme. —

Wo hatte sich ihm je ein solches Glück angetragen? Ein Mädchen, jung, reizend, unberührt, voll von Temperament! — Gegen dieses Abenteuer waren seine bisherigen Erfahrungen in Liebesdingen, auf die er sich soviel eingebildet hatte, ein schaler Trank, und dies hier ein starker, duftender Wein, der seine Sinne im bloßen Vorschmack schwindeln machte.

Da gab es kein Bedenken mehr. Skrupel in Liebesdingen, hatte er sich sowieso abgewöhnt; dafür hatte Berlin gesorgt. Ein Schlappier wäre er sich vorgekommen, wenn er das, was sich ihm anbot, nicht hätte genießen wollen.

Der Abend war hereingebrochen, die Tanzlust aber nicht versiegt. Bei der spärlichen Beleuchtung einer Hängelampe ging es weiter, und selbst bei diesem ruhigen Volke wurden unter dem Schutze des Halbdunkels die Bewegungen freier, der Tanz lebhafter, Blicke und Umfassen kühner.

Erich wußte das Mädchen zum Hinaustreten in den Garten zu bewegen. Dort im schützenden Dunkel des Hausschattens ein erstes, heißes Umfangen. Ein paar gestammelte Worte: Bitte und gewährende Zusage.

Dann nahm er Abschied von seinem Wirten, dem redlichen Jochen, der ihm für sein Kommen dankte, und seiner Hausehre, Mutter Tuleveit, die den Gast noch ausdrücklich bat, bald einmal wieder ihnen die Ehre seines Besuchs zu schenken.

Zu Haus verlebte er eine peinvoll langweilige Stunde mit seinem Vater, der sich's in den Kopf gesetzt hatte, dem Herrn Sohne an diesem Abend aus einem Buche über Nationalökonomie vorzulesen. Dann als er mit einigem Anstand hatte Gutenacht wünschen können, war er in ein anderes unauffälligeres Gewand geschlüpft, und nun hinaus in die Mondscheinnacht.

Langes, diebsartiges Schleichen um das Schulzengut, in steter Angst vor dem Anschlagen der Hunde, und vor dem Aufmerksamwerden der viel zu langsam heimgehenden Festgäste. Endlich Ruhe weit und breit! —

Aufleuchten des Lichtes hinter den Scheiben des niederen Giebelfensters, gleich darauf Verlöschen; das

verabredete Zeichen, daß alles sicher sei. Über ihm, der sich dicht an die Wand gedrückt hielt, ein leise knarrender Ton beim Öffnen des Fensters, und er wie ein Kater vorsichtig und schmiegsam da hinauf. —

* * *

Die Tuleveits auf dem Schulzengute hatten durch Generationen hindurch zähe an den Gebräuchen und Sitten der Vorfahren festgehalten. Sie lebten auf bescheidenem Fuße, saßen zu den Mahlzeiten am nämlichen Tische nieder mit ihrem Gesinde, standen im Sommer um vier, im Winter um fünf Uhr auf, gaben ihren Leuten das Beispiel von Sparsamkeit, Nüchternheit und Fleiß, und brachten es auf diese Weise, wenn auch nicht zu Reichtum — das verhinderte der Kinderreichtum — aber doch zu behäbigem Wohlstande. Mit ihren Heiraten waren sie innerhalb ihres Standes geblieben. Die Kinder hatten die Dorfschule besucht. Jedesmal der älteste Sohn hatte das Gut übernommen, die anderen Söhne waren nach auswärts gegangen, um sich selbständig ihr Brod zu verdienen.

Auch Jochen war ein echter Tuleveit in seinen Anlagen, sparsam mit dem Geld und mit den Worten, jedem Scheinwesen abhold, ein schlichter, ernster, in sich gekehrter Charakter.

Seine Frau hatte Jochen bei Geschäftsfahrten kennen gelernt, die ihn nach der Stadt führten. Ihr Vater,

der Landwirt und Kaufmann in einer Person war, stand vor allem mit dem Landvolke im Geschäftsverkehr, das diejenigen Bedarfsartikel, für die es auf dem Dorfe keine Quellen gab, durch ihn bezog. Die Tochter half im Geschäft und machte auf Jochen durch adrettes Wesen, Klugheit und praktischen Sinn Eindruck. Dieses Mädchen würde eine treffliche Hausfrau für ihn abgeben, sagte sich der junge Mann, der sich bis dahin unter den Bauerntöchtern, die er kannte, umsonst nach solchen Vorzügen umgesehen hatte. So durchbrach er denn als erster die Tradition der Familie, holte sich seine Frau aus der Stadt.

Damit hielt mancherlei Neues in den Schulzenhof seinen Einzug: die junge Frau brachte eine städtische Aussteuer mit, Möbel, Wäsche, Geschirr; prunkhafter, als man sie je zuvor hier gesehen hatte. Und auch die Bedürfnisse der neuen Wirtin waren anders geartet, höher gestellt, als diejenigen der Familie, in die sie geheiratet hatte, bisher gewesen.

Jochen war zwar nicht der Mann dazu, die althergebrachte Sitte seines Hauses von einer Frau mit einem Male um und um kehren zu lassen, aber nach und nach, unmerklich, modelte sich der Charakter des Hausstandes und Familienlebens doch nach dem Wesen der Hausfrau und Mutter um.

Man aß nicht mehr mit dem Gesinde an einem Tische, das ging schon wegen des teuren Porzellans und der feinen Tischwäsche nicht an. Früher hatte

sich das ganze Leben der Hauptsache nach in zweierlei Räumen abgespielt, da, wo man schlief und da, wo man aß. Jetzt wurde eine Stube abgetrennt, die eigentlich nur dazu da zu sein schien, von den guten Möbeln der Hausfrau bewohnt zu werden. Dieser Raum durfte nur geöffnet werden, wenn man Besuch bekam, und zwar nur, wenn es vornehmer Besuch war. Passierte das nun auf dem Bauernhofe auch nur aller Jubeljahre einmal, so war doch der Zweck erreicht: das Bewußtsein, gleich den städtischen Freunden und Verwandten seine „gute Stube" zu besitzen.

Aber auch manche wirkliche Verbesserung führte die junge Frau ein: sie legte einen Hausgarten an, der bis dahin gefehlt hatte, mit niedlichen, buchsbaum-umfaßten Beeten, in denen sie ihre Rosen an weißgetünchten Stäben zog, in den Rabatten blühten mancherlei farbenprächtige und wohlriechende Blumen; auch Gemüse und Suppenkräuter züchtete sie in reicher Auswahl. In der Ecke erhob sich bald die Gaisblatt umrankte Laube, die Südwände der Gebäude bezogen sich mit Weinreben, und mancher Obstbaum wurde in der Wuhrd gepflanzt. In einem Schauer standen buntbemalte Bienenhäuschen. In der Vorratskammer gab es Obstwein und allerhand andere auserlesene Genüsse. Die Kinder gingen sauber und mit Geschmack gekleidet einher; das ganze Hauswesen, die Innenwirtschaft, alles, wo der weibliche Einfluß hinreichte, hatte etwas Schmuckvolles und Gewähltes angenommen.

Und selbst Jochen, der wie alle Tuleveits durch und durch konservativ war, konnte sich dem modernisierenden Einfluß, der mit der jungen Frau in das altväterische Wesen des Schulzenhofes Einkehr gehalten hatte, auf die Dauer nicht ganz entziehen.

Auch von anderen Seiten drang das neumodische Wesen ein. Es war, als läge die Veränderungssucht in der Luft. Draußen in der großen Welt vollzogen sich allerhand Neuerungen, um die sich Jochen zwar nicht groß kümmerte, aber er verspürte sie doch schließlich auch in seinem entlegenen Winkel.

Von jeher hatten sich seine Vorfahren zu den Bauern gerechnet, sie hatten nie etwas Besseres sein wollen, und Jochen wäre der letzte gewesen, sich seines Standes zu schämen; aber nun setzten es sich die Leute auf einmal in den Kopf, an ihn zu schreiben: „Herrn Gutsbesitzer Tuleveit“. — Er hatte doch niemals eine solche Titulatur verlangt, mit der er garnichts anzufangen wußte. Sollte er denn auf einmal ein anderer geworden sein? —

Und so ging es in vielen Dingen. Er sprach nicht über das, was er empfand, das war ihm nun einmal nicht gegeben, aber im Stillen schüttelte er den Kopf über die neue Zeit und ihre Erscheinungen und wunderte sich, wo das noch einmal hinführen werde.

Früher hatte kein Bauernsohn jemals daran gedacht, sein Gewerbe anderswo zu erlernen als daheim bei den Eltern, in täglicher Arbeit. Jetzt hatten sie

eine Wissenschaft gemacht aus der Landwirtschaft. Die Praxis genüge nicht mehr, hieß es auf einmal, man müsse die Sache auch „theoretisch" erfaßt haben. Wo der Unfug herkomme, ob aus den Zeitungen oder von Universitäten, wußte man nicht. Jochen war der Ansicht, daß die Kenntnisse, die er von seinem Vater übernommen zusammen mit dem, was er selbst sich an Erfahrungen in täglicher Übung seines Berufes erworben hatte, auch für seine Kinder ausreichen müsse. Aber sein ältester war anderer Ansicht.

Der Junge hatte jahrelang beim Vater gearbeitet, ohne Gehalt, gerade wie Jochen in seiner Jugend seinem Vater gedient hatte. Aber zwischen der Generation von damals und der von heute war ein großer Unterschied; Karl las viel in Büchern und hatte allerhand unerhörte Ideen. Die Mutter trat dem Jungen die Brücke, leistete seinen ungewöhnlichen Bedürfnissen Vorschub.

Eines Tages nun trat Karl vor seinen Vater hin und bat, daß er die landwirtschaftliche Schule besuchen dürfe. Der Alte sträubte sich lange, aber schließlich mußte er den vereinten Anstürmen von Mutter und Sohn nachgeben.

Karl bezog also die Landwirtschaftsschule der Provinz. Er verlobte sich dort mit der Tochter eines seiner Lehrer. Dem alten Jochen paßte die Braut garnicht; was wollte der Junge mit solch einem Dämchen anfangen? Um so freudiger wurde das Mädchen von Mutter Tuleveit aufgenommen; die Tochter eines

Oberlehrers war in ihren Augen eine Standesperson.

Als nun Karl von der Anstalt zurückgekehrt, auf dem väterlichen Hofe seine eben erworbenen Kenntnisse zur Anwendung bringen wollte, kam es zwischen Vater und Sohn zu Meinungsverschiedenheiten, aus diesen wurde Streit und aus dem Streit völliges Zerwürfnis. Jochen wollte fortan nichts mehr von dem Jungen wissen, der so aus der Art geschlagen war.

Karl kaufte sich mit erborgtem Gelde einen Bauernhof unweit der Heimat seiner Frau. Sein Schwiegervater, ein Theoretiker von reinstem Wasser, hatte sich zeitlebens danach gesehnt, der Welt seine epochemachenden Erfindungen darzuthun. Das Gut des Schwiegersohnes war ihm nun wie gefunden für seine Experimente mit allerhand Salzen, Mehlen, Lösungen und Mischungen, von denen er sich und anderen Wunderdinge versprach. Der Erfolg dieser Thätigkeit war, daß Karl Mißernte auf Mißernte machte, und in wenig Jahren das Gut an seinen Hauptgläubiger den alten Händler, Abraham Feige, los wurde.

Jochen Tuleveit war nicht gesonnen, den bankerotten Sohn aufzunehmen. Der hatte nicht hören wollen, mochte er nun sehen, wie er weiter durch die Welt komme! Umsonst bat diesmal die Mutter. Jochen hatte inzwischen mit einem anderen Kinde, mit Greten, schweres Herzeleid erlebt. Das hatte sein Gemüt ver-

härtet und argwöhnisch gemacht. Die Hoffahrt, die mit den Frauenzimmern ihren Einzug gehalten in sein Haus, war an den widrigen Geschicken schuld, die ihn jetzt Schlag auf Schlag heimsuchten. Seine Frau mußte er anklagen, daß sie die Tochter nicht besser gehütet hatte. Die überfeine Erziehung, die sie genossen, hatte die Kinder unzufrieden gemacht, daß sie sich heraussehnten aus ihrem Stande.

Beim Vater fand Karl also keine Hilfe; dafür nahm sich seiner ein anderer an: Isidor Feige. Der hatte mit Kennerblick herausgefunden, das Tuleveit junior gar kein unbrauchbarer Mann sei, wenn man ihn nur richtig verwendete. Feige war damals, nach dem Tode seines Vaters, der ihn zum reichen Mann gemacht hatte, gerade dabei, ein Bankgeschäft zu etablieren in größerem Stile. Den Woll- und Getreidehandel wollte er jedoch auch nicht eingehen lassen. Für diese Branche stellte er Karl Tuleveit an, der mußte für ihn reisen, die Einkäufe besorgen, Kunden herbeischaffen und das Lager verwalten. Die Einrichtung war, wie alles, was Feige in Angriff nahm, nicht unpraktisch; er sicherte sich den Schuldner und gewann gleichzeitig für seine Zwecke eine tüchtige Kraft auf billige Weise.

An seinem zweiten Sohne, Otto, erlebte der alte Tuleveit mehr Freude. Die Erfahrungen, die er mit seinem Ältesten gemacht, hatten ihm zur Lehre gedient. Otto sollte ihm nicht durch die Schulgelehrsamkeit verdorben werden. Er gab ihn zum alten Staberow auf

Domäne Kalsin, wo Otto von der Picke auf dienen mußte. Von da war er auf ein Rittergut gekommen, als Wirtschafter. In dieser Stellung befand er sich noch jetzt.

Die bitterste Erfahrung für Jochen Tuleveit blieb das, was er an seiner Tochter hatte erleben müssen. Grete hatte, sobald ihre Schande offenkundig wurde, das elterliche Haus verlassen, vor dem Zorne des furchtbar in seiner Ehre gekränkten alten Mannes. Während der Zeit ihrer Schwachheit fand sie Aufnahme bei Verwandten ihrer Mutter. Dann ging das Mädchen in Stellung, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Mutter hatte sie zwar heimlich unterstützt, aber davon konnte sie doch nicht leben.

Was nun mit dem Kinde anfangen? Im fremden Hause konnte sie es unmöglich bei sich haben! Wo war ein besserer Platz als bei den Großeltern? Mutter Tuleveit war natürlich für den Plan eingenommen, aber es gab diesmal einen langen Kampf, ehe sie Jochen soweit herum hatte, daß Hanning auf den Schulzenhof gebracht werden durfte.

Anfangs schien der Alte das Kind überhaupt nicht zu sehen; aber die Zeit machte ihren Einfluß geltend. Die feindliche Stimmung gegen den Enkelsohn, räumte allmählich freundlicheren Gefühlen den Platz. Der Knabe, ein frisches, aufgewecktes Kind schmeichelte sich in das Wohlgefallen des Großvaters ein. Jochen mochte sich dagegen sträuben, es half nichts, er mußte den Jungen lieben.

Es war die Sehnsucht nach dem frischen Grün des Nachwuchses, nach der Verjüngung in Kind und Kindeskind — das letzte starke Bedürfnis, was den alternden Menschen bewegt, wenn alle Leidenschaften längst ausgetobt haben, alle anderen Illusionen begraben sind — was sich hier mit Naturgewalt bei dem vereinsamten Greise regte. Und in dem Sonnenschein, den die goldene Jugend dieses Kindes verbreitete, verblaßte bald das schmerzliche Bewußtsein seiner Herkunft. Die Wunde, die Jochen geschlagen worden war, konnte ja niemals verharrschen; er war zu tief verletzt in seinem Stolze, um jemals zu vergessen und zu vergeben; sein Ingrimm und sein Haß lebten weiter, aber sie waren gegen andere gerichtet nicht mehr gegen das unschuldige Kind.

Inzwischen hatte Grete geheiratet, einen Witwer, der aus erster Ehe mehrere Kinder besaß. Mit ihm zog sie in die Nähe der russischen Grenze, wo ihr Mann ein Ansiedlungsgrundstück erworben hatte. Nun, wo sie Mutterstelle bei einer zahlreichen Familie zu vertreten hatte, ließ sie ihr eigenes Kind erst recht gern in der Obhut der Großeltern zurück.

Der kleine Hanning wußte selbst über seine Herkunft nichts; man vermied alles, was dem Knaben vorzeitig darüber hätte Aufschluß geben können, wer sein Vater sei. Darum schickte man den Jungen auch, als er in schulpflichtiges Alter gekommen war, nicht nach Grabenhagen in die Schule, sondern nach Groß-

Podar zum Küster. In der Grabenhäger Dorfschule lag die Möglichkeit doch zu nahe, daß eine Neckerei des Kindes Ohr treffen konnte.

Ob Jochen Tuleveit über seinen Besitz durch Testament verfügt, und was er da etwa bestimmt habe, wußte niemand. Er sagte darüber nichts, trug das, wie so vieles Andere, im Busen verschlossen.

Er litt an Atemnot. Zwar wenn er sich zusammenraffte, konnte Jochen noch stramm und aufrecht einherschreiten wie ein Jüngling, aber oftmals ließ er doch Haupt und Schultern herabsinken, als sei er müde. Das Alter machte seinen zermürbenden Einfluß auch an diesem kernigen Felsblock geltend. Trotzig kämpfte er gegen die Schwäche der Jahre an, stand nach wie vor früh mit dem Gesinde auf, war den lieben ganzen Tag hindurch auf den Beinen, wollte sich nicht von der Mattigkeit werfen lassen; aber es war ein Jammer, ihn zu sehen, wenn ihn sein Leiden übermannte. Von Ärzten und Medizin wollte er nichts wissen; das gehörte zu seinem Eigensinn. Oft rang er Nächte hindurch, daß seine Frau glaubte, es sei das Letzte, und am Morgen erhob er sich, schüttelte die Schwachheit von sich ab und ging seinem Tagewerke nach, als sei nichts gewesen.

Jochen Tuleveit glich einem jener alten wetterharten einzelstehenden Bäumen; den Winden ist es nicht gelungen den moosbedeckten knorrigen Stamm zu werfen, nur die Krone haben sie ihm zerzaust, und

die Äste im Laufe der Zeit nach einer Richtung hin gebogen.

* * *

An jenem stürmischen Abende nach der Kirchenratssitzung war Erich von Kriebow zu einem Entschlusse gekommen: er wollte auf das Schulzengut gehen, die alten Tuleveits aufsuchen. Zwischen ihm und diesen Leuten mußte einmal Klarheit werden. Er war sich das selbst schuldig in seiner Stellung als Gutsherr und Patron. Es ging nicht an, daß er stetig vor einer Begegnung zitterte, wie ein Schuljunge, der eine Dummheit begangen hat und sich vor Entdeckung fürchtet; das entsprach auch nicht seiner Kavaliersehre. Vertuschen ließ sich ja doch nichts mehr, im Dorfe wußten wahrscheinlich die meisten von der unseligen Affäre; denn das was ungünstig war für die Herrschaft, wurde ja immer am eifrigsten kolportiert. Auch der Pastor mußte doch unterrichtet sein, wer der kleine Hanning Tuleveit sei. Aus der Welt ließ sich die Thatsache nun einmal nicht schaffen; man mußte so gut es ging Stellung dazu nehmen, dem Skandal die Spitze abbrechen, durch mutiges Zugreifen.

Einige Tage darauf also trat er den schweren Gang an. Auf den Feldern lag Schnee. Kriebow war den Weg, der vom Dorfe nach dem Schulzengute führte, lange Jahre hindurch nicht gegangen. Verändert hatte sich hier nichts.

Dort lag das Hünengrab, ein Haufen Schutt und Erde, überwachsen von Dornen und Gestrüpp. Das hatte er mit Otto Tuleveit einmal aufzugraben begonnen, es war ihnen auch wirklich nach schwerer Arbeit gelungen, die Steinumfassung der Grabstätte freizulegen und in der Höhlung einige Knochen und Aschereste und eine Urne aufzustöbern. Jochen Tuleveit, der für dergleichen keine Verwendung hatte, überließ den Fund gern dem Junker.

Jeder Schritt erweckte hier Erinnerungen: dort in der Koppel die alte Eiche mit dem breitverzweigten Geäst; wie oft hatten die Knaben da gelauert mit Erichs Tesching, auf Eichelhäher, die hier zahlreich einzufallen pflegten. Das Bild seines Altersgenossen Otto Tuleveit stieg dabei in Kriebows Erinnerung auf; mit dem braven Menschen war er auch auseinander gekommen durch das, was sich inzwischen abgespielt hatte.

Schon näherte er sich dem stattlichen Anwesen. Die Dächer, der Garten mit seinen Obstbäumen, waren verschneit; wer es nicht kannte, konnte nicht ahnen, wie lustig das hier im Sommer grünte und blühte.

Wie das Alles so ganz anders sich ausnahm heute im nüchternen Tageslichte. Einen scheuen Blick sandte Kriebow hinüber nach dem Fensterchen an der Giebelseite: Alles noch beim Alten! Aber es fehlte der Duft jener lauen mondscheindurchleuchteten Herbstnacht. Eines war nicht wiederzuerwecken: die Stimmung, die ihn damals verzaubert gehalten hatte. Das Wunderbare

war dahin, der Glanz, der Rausch, und noch ein anderes fehlte: der Leichtsinn jener Jahre. Jetzt sah er nur noch das Häßliche und Peinliche, was seine That im Gefolge gehabt hatte.

Zwei weitere Male noch war er mit dem Mädchen zusammengekommen, hastig in verstohlenem Stelldichein, durch die Furcht vor Entdeckung vergällt. Dann hatte er nach Berlin zurückgemußt, und dort war unter allerhand anderen Erlebnissen die Erinnerung an jenes kurze Abenteuer da draußen schnell verblaßt.

Die erste Nachricht über die Folgen des Liebeshandels brachte ihm sein eigener Vater. Erich bekam aus väterlichem Munde scharfe Vorwürfe zu hören: wie hatte er können so unvorsichtig und unbedacht sein! Es war nicht zu verantworten, auf dem väterlichen Besitz einen solchen Skandal zu provozieren! Er hatte seinen Ruf in Grabenhagen geschädigt. Für alle Zeiten war er nun kompromittiert. —

Über das Unrecht, das er dem Mädchen zugefügt, sagte der Vater nichts in seiner Strafpredigt. Es wurde dem jungen Mann verboten, sich in nächster Zeit in Grabenhagen blicken zu lassen, erst sollten sich die Gemüter dort etwas beruhigen, über alles das sollte Gras wachsen, darum müsse sich Erich vorläufig noch vom Orte der That fernhalten. Um Mutter und Kind sich irgendwie zu bekümmern, verbot der Vater dem jungen Offizier geradezu. Die Regelung dieser Angelegenheit müsse diskret und außerordentlich geschickt angefaßt

werden; Erich werde das nicht verstehen, dazu gehöre Erfahrung.

Später erfuhr dann Kriebow, es sei Alles geordnet. Bei diesem Bescheid, der für ihn ja außerordentlich bequem war, beruhigte er sich denn. —

Kriebow trat in das Haus; im Flur war niemand. Mit Herzklopfen pochte er an die Thür, die, wie er wußte, zur Wohnstube führte. Nach geraumer Zeit wurde geöffnet, auf der Schwelle erschien eine alte Frau, die den Fremden erstaunt anblickte. Dann, als sie ihn erkannt hatte, schlug sie die Hände zusammen, keines Wortes mächtig. Kriebow war gegen seinen Willen dunkelrot geworden: daß er gerade der Mutter zuerst begegnen mußte! —

Schließlich überlegte er, daß es wohl das Beste sei, um diesem peinlichen Gegenüberstehen ein Ende zu machen, wenn er ihr die Hand biete. Sie schlug ein und ließ die seine nicht sogleich fahren. Die alte Frau stand wortlos da, wie gelähmt vom Schrecken. Immer und immer wieder blickte sie ihm in's Gesicht, schüttelte den Kopf, lächelte, fuhr sich mit der Hand über die Augen. Irgend etwas Feindliches konnte er in ihren Zügen nicht entdecken, keine Spur von Kränkung. Eine große Rührung war über sie gekommen; an was alles mochte die Mutter denken in diesem Augenblicke! — Thränen standen ihr in den Augen, sie suchte nach Worten; mit stockender Stimme bat sie schließlich, Herr von Kriebow möge doch eintreten. Drinnen im Zimmer eilte sie, ihm einen Stuhl herbeizuholen.

Es waren schwüle Minuten für Kriebow. Einen ganz anderen Empfang hatte er erwartet. Mutter Tulevelt war noch die alte, wie er sie gekannt hatte: sauber gekleidet, mit sanften, feinen Zügen, nur eben gealtert, ein weißes, gebeugtes Mütterchen. Was mußte diese heitere, freundliche Seele um seinetwillen geduldet haben? — Wohin waren die Zeiten, wo er sie „Mudding“ genannt, wo sie ihm Honigbrot zugesteckt, oder ihn mit Zuckerbier regaliert hatte? —

Es würde minder demütigend für ihn gewesen sein, wenn ihm die Frau mit harten Vorwürfen begegnet wäre. Dieses stumme Dulden war ihm der furchtbarste Vorwurf. Wie sie so im Zimmer umherging, ohne ihn anzusehen, mit zitternden Händen hie und da etwas zurechtrückend, gedrückt, scheu, das war fast wie ein Bekenntnis, daß auch sie sich schuldig fühle, als wage sie nicht, vor dem Mitschuldigen an das Vergangene zu rühren.

Jetzt ertönte aus dem Nebenzimmer ein Husten, jemand rief mit schwacher Stimme. Die alte Frau eilte hinüber zum Gatten. Kriebow hörte, wie sie sich in gedämpftem Tone unterhielten. Dann erschien die Frau wieder, der Vater werde bald kommen, er sei nicht wohl seit einigen Tagen und habe das Bett hüten müssen, aber nun werde er aufstehen. Er lasse Herrn von Kriebow bitten, zu warten. Damit ging sie in's Nebenzimmer zurück, um, wie sie sagte, ihrem „Alten“ behülflich zu sein.

Es dauerte lange, ehe Vater Tuleveit kam. Kriebow sah sich derweilen im Zimmer um. Zu den Kaiserbildern waren zwei Paar neue hinzugekommen, sonst war auch hier alles beim alten geblieben. Mutter Tuleveits polierte Möbel erglänzten so blank, als sei die Ausstattung von gestern und nicht vierzig Jahre und darüber alt.

Endlich that sich die Thür auf und Jochen trat ein. Er war bleich und verfallen vom Bettliegen, man konnte ihm die Anstrengung anmerken, die es ihm kostete, sich aufrecht zu erhalten. Seine Miene war ernst und voll bewußter Würde; es war auch für ihn offenbar ein bedeutungsvoller Augenblick, daß Herr von Kriebow ihn aufsuchte. Er hatte dazu seine Kirchenkleider angelegt. Er verbeugte sich, so gut das seinem steifen Rückgrat gelingen wollte, und wies den Gutsherrn, der sich erhoben hatte, mit einer Handbewegung an, wieder Platz zu nehmen, dann ließ auch er sich nieder. Nun blickte er den Besuch fragend an.

Kriebow sagte das, was er sich zu sagen vorgenommen. Er hatte sich überlegt, daß es das beste sei, der Sache ein möglichst harmloses Gewand zu geben. Wozu die Vergangenheit aufrühren! das wäre doch für beide Teile allzu peinlich gewesen. Wenn der alte Mann nicht selbst davon anfing, wollte er gewiß gern schweigen. Was sein Besuch zu bedeuten habe, daß er Versöhnung bezwecke, müßten ja die Leute auch ohne ausdrückliche Erklärung verstehen. Er begann also vom Nächst-

liegenden zu sprechen, von der Landwirtschaft, über den Ausfall der letzten Ernte, den Stand der Wintersaaten, die Preise und dergleichen. Das Reden ging ausgezeichnet, leichter und glatter, als er es sich zugetraut hatte.

Jochen hörte ihm zu, fast gleichgültig; in seinem verwitterten Gesichte rührte sich nichts, nicht einmal mit einem Kopfnicken unterbrach er den jungen Herrn. War der alte Tuleveit so stumpf geworden in den letzten Jahren? — Kriebow hatte ihn ganz anders in Erinnerung von früher her, als einen energischen Mann, der gelegentlich auch einmal aufzubrausen imstande war.

Kein Wort war aus dem Alten herauszubekommen, welches Thema der Grabenhäger auch anschlug. Mit festgeschlossenen Lippen saß er da, kühl dreinblickend. Dann räusperte er sich. Kriebow vermutete, daß er etwas sagen wolle und schwieg.

Jochen richtete sich ein wenig aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf, und dem jungen Manne steif in's Gesicht blickend, fragte er: ob Herr von Kriebow nur zu ihm gekommen sei, um sich mit ihm zu unterhalten.

Kriebow war für einen Augenblick verdutzt über den merkwürdig kalten, ja geradezu spöttischen Ton, in dem die Frage gestellt wurde. Er sah mit einem Male: so billigen Kaufs, wie er gedacht, würde er hier nicht davon kommen. Erwartete der Alte also doch von ihm die Bitte um Verzeihung? Sollte er's wirklich be

kennen, mit dürren Worten eingestehen, daß er sich vergangen habe gegen ihn? — So tief sollte er sich erniedrigen, er, der Gutsherr, dem Bauern gegenüber! —

Er erwiderte: absichtlich habe er es vermieden, das Vergangene zu berühren, weil er geglaubt habe, es müsse für Herrn Tuleveit allzu schmerzlich sein. Doch er sei bereit, um .. ... Er stockte, das Wort „Verzeihung" war so furchtbar schwer über die Lippen zu bringen. Schließlich brachte er es doch heraus; er sei hier, Verzeihung zu erbitten.

Nun mußte ihm der Alte doch entgegenkommen: mehr konnte er doch wirklich nicht verlangen!

Jochens Züge blieben hart, er zuckte mit den Achseln; sein Unrecht von damals möge Herr von Kriebow mit dem da oben abmachen, sagte er nur.

Kriebow meinte dagegen: er sei Edelmann, und als solcher fühle er die Verpflichtung, nichts auf sich sitzen zu lassen. Das Bewußtsein, Herrn Tuleveit und den Seinen gegenüber in Schuld zu sein, drücke ihn. Ob er davon nicht abtragen könne? Er sei hierher gekommen, in der Absicht, das Verfehlte gut zu machen. Herr Tuleveit möge ihm doch sagen, was er thun könne .....

Hier schnellte der alte Mann plötzlich in jugendlicher Kraft in die Höhe, dunkelrot im Gesicht.

Was! Man wage es von neuem, ihm damit zu kommen! — Der Herr glaube wohl, daß Alles mit Geld gut zu machen sei? Damals, als Inspektor Heil-

mann hier eingetreten, im Auftrage des verstorbenen Landesdirektors, da habe er von seinem Hausrechte Gebrauch gemacht. Ob die Antwort noch nicht deutlich genug gewesen, daß man ihm abermals mit solchem Ansinnen komme? —

Kriebow war zunächst erschrocken über den plötzlichen, ihm völlig unverständlichen Zorn des Alten. Dann fing er an zu begreifen, was jener argwöhne.

Er versuchte zu erklären: Herr Tuleveit habe ihn gänzlich falsch verstanden. Daran, Geld anzubieten, habe er nicht im Entferntesten gedacht. Und was damals geschehen, sei gegen sein Wissen und Willen geschehen. Er könne versichern, daß er nichts von dem Besuche Heilmanns, den Herr Tuleveit eben erwähnt, und von seinem Zwecke, bisher geahnt habe.

Der alte Mann achtete kaum auf Kriebows Entschuldigungen. Für ihn handelte es sich um mehr. Er hatte noch ganz Anderes auf dem Herzen: Ingrimm und Mißtrauen, in Jahren angesammelt und immer wieder durch neue Kränkung mit Nahrung versorgt, wollten sich Luft machen.

„Herr von Kriebow!“ sagte er. „Ich halte mich an das, was geschehen ist. Sie haben vorhin so gesprochen, als ob es Sie reute, was Sie mir gethan haben, Sie haben von „Verzeihung“ gesprochen. Ich will Ihnen sagen, was ich davon denke: Ich glaube Ihnen kein Wort! Sie wollen etwas ganz anderes hier.“

Kriebow fuhr auf: ob man ihn für einen Lügner halte! —

„Ich sehe auf das, was die Leute mir thun, nicht auf das, was Sie mir sagen. Sie nennen sich einen Edelmann, gut! Ich habe nichts gegen die Edelleute, sie müssen sich nur wie Edelleute aufführen. Die zehn Gebote Gottes sind auch für Sie und Ihresgleichen geschrieben. Wie heißt es da: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus u. s. w.!“ Was hat Ihr Großvater gethan und was hat Ihr Vater gethan? Sie haben uns treiben wollen von unserem Hofe, auf jede Weise, mit Gewalt und mit List. Und das wollen Christen und Edelleute sein!“

Kriebow war aufgesprungen; das ging ihm zu weit! Er war nicht gewillt, Schmähungen gegen seine Vorfahren mit anzuhören. Er solle zu seinen Worten sehen! rief er dem Alten zu.

„Gut, Herr von Kriebow, wenn Sie das nicht hören wollen! Dann will ich nur von dem sprechen, was Sie mir gethan haben. Wenn Isidor Feige, der Händler, zu mir kommt und frägt an; ob ich Wolle oder Getreide zu verkaufen habe und dann bietet er mir allerhand an, was ich nicht gebrauchen kann, dann weiß ich ja, er ist eben ein Jude, und wundre mich nicht weiter. Aber wenn er sich so von hinten herum erkundigt, ob ich mein Gut nicht verkaufen wollte, er habe einen Käufer, den er noch nicht nennen darf, und ich wäre doch nun alt, und mit hinauf nehmen könnte

ich's doch auch nicht! da denke ich mir etwas dabei. Denn gerade so hat's Ihr Vater auch schon gemacht! bloß daß der Mann, den er schickte, nicht Isidor Feige hieß, sondern Abraham Feige."

Kriebow war errötet und schwieg. Was hätte er auch sagen sollen? —

Der alte Mann las in der bestürzten Miene des Anderen die Bestätigung seines Argwohnes. Er hatte sich erholt von seiner Erregung, sprach ruhiger, aber hart und voll Verachtung.

„Wenn Sie mir damals in die Hände gefallen wären, Herr von Kriebow, wären Sie lebend nicht davon gekommen; heute bin ich ein alter Mann. Edelleute schießen sich wohl, wenn ihnen so etwas widerfährt; aber ich bin ein Bauer. Ich thue nichts gegen Sie, ich will auch nichts von Ihnen, aber eines bitte ich: lassen Sie mich in Frieden!" —

Erich von Kriebow griff nach seinem Hute. Nun blieb ihm weiter nichts, als zu gehen. Nie in seinem Leben noch hatte er eine solche Demütigung erfahren. Es war ihm zu Mut, als müsse er sich verkriechen vor Scham.

XIII.

Weihnachten stand vor der Thür. Manches Jahr war es her, seit Erich von Kriebow das Fest zum letzten Male im Grabenhäger Hause gefeiert hatte. Fast hatte er es verlernt, sich auf den Lichterbaum zu freuen.

Für Klara war es das erste Weihnachten fern von der Heimat. Zahlreiche Briefe und Packete waren in den letzten Wochen zwischen Grabenhagen und Burgwerda hin und her gegangen.

Es war ausgemacht worden zwischen den Beiden, daß Erich sich um nichts zu bekümmern habe, er hatte sich überraschen zu lassen. Er mußte sich in sein Schicksal finden, Abends oft allein zu sitzen, während Klärchen im Zimmer nebenan eine geheimnisvolle Thätigkeit entfaltete.

Klara wollte den sämtlichen Dienstboten, dem Gesinde und den Tagelöhnern bescheeren. Erich war dagegen. Heilmann hatte ihm nachgewiesen, daß in Grabenhagen nie etwas dergleichen stattgefunden habe. Der selige Landesdirektor war solchen Dingen abhold gewesen; das verwöhne die Leute nur und steigere ihre Ansprüche, hätte er gemeint. Aber Klärchen erklärte, als Erich ihr das vorhielt, gerade weil die Leute so lange die Weihnachtsfeier entbehrt hätten, habe man die Pflicht, sie ihnen nun zu schaffen. Und als der junge Gutsherr darauf hinwies, daß die Sache, wenn

sie nur einigermaßen anständig ausfallen solle, höllisch in's Geld laufen werde, erklärte die Hausfrau mit einem bedeutungsvollen Lächeln, daß er weder Arbeit noch Ausgaben davon haben solle. Erich drang in sie, ihm zu sagen, wie sie das machen wolle; aber es war nichts weiter aus ihr herauszubekommen.

In den letzten Tagen vor dem Feste steckte Klara viel mit der Pastorin zusammen. Tannenbäume wurden herangeschleift, der Backofen rauchte, in der Küche war rege Thätigkeit. Äpfel und Nüsse wurden in Körben herbeigeholt. Schüsseln mit Pfeffernüssen und Zuckersachen standen umher, Lichttüllen, Kerzen, Silber- und Goldflitter. Kleine und große Tiere und alle Gestirne des Himmels waren da in Teig zu sehen.

Erich spöttelte über so viel „Kram“, und prophezeite, daß Klara noch ein Haar in der Sache finden werde; nichts als Undank und Ärgernis werde sie ernten. Aber sie ließ sich die Laune nicht im geringsten verderben; er bekam zu hören: daß er davon nichts verstehe, und daß es ihn überhaupt nichts angehe.

Wenn Klara und die Pfarrersfrau zusammen waren, dann ging es immer lustig zu. Man sah es dieser kleinen rundlichen Pastorin mit ihrem verlegenen Erröten garnicht an, welch ein Schalk in ihr steckte. Im ausgelassenen Lachen wetteiferten die beiden jungen Frauen miteinander. Wenn sie im Nebenzimmer waren und sich unbeobachtet glaubten bei ihren Geschäften, hörte Kriebow die Mäulchen in einemfort gehen; und

es waren stets die harmlosesten Dinge der Welt, die sie sich erzählten.

Man mußte dieser Pastorin gut sein. Sie war von jener heiteren Laune, die auch Andere ansteckt. Es wurde ihr geradezu schwer, gleich anderen Leuten zu sprechen; viel lieber hätte sie offenbar gesungen, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben. Die Füße wollten nur ungern Schritt für Schritt gehen; für ihren Gang war es charakteristisch, daß sie von Zeit zu Zeit einen Hopser einschob — nur einen kleinen. — Dann fiel es ihr wohl ein, daß sie die Frau Pastorin sei, und das Bewußtsein dieser Würde bändigte ihr Temperament wieder für eine kurze Weile.

Sie ging einher wie auf Rosen, und dabei war ihr Weg gelegentlich recht dicht mit Dornen besät gewesen. Sie hatte tapfer mit gehungert, als ihr Pastor seiner Stelle entsetzt war und von dem Ertrage seiner Feder kümmerlich leben mußte. Auch jetzt waren ihre Verhältnisse keine glänzenden. Im Pfarrhause war Schmalhans Küchenmeister. Dabei gediehen die Kinder; es war ein Wunder, wovon!

Ohne den Sonnenschein der guten Laune, der von dieser Frau ausging, wäre Grützinger wohl nicht der geworden, der er war. In jener schrecklichen Zeit der Arbeitslosigkeit, wo ihm die Möglichkeit verschlossen, seine Gaben und Kräfte für den einmal erkannten Lebenszweck einzusetzen, war er drauf und dran, sich dem Teufel der Unzufriedenheit zu verschreiben. Da

war es seine kleine beherzte Frau gewesen, die ihn bewahrt hatte vor Verbitterung. Es war kein Scherz, sondern der Ausdruck tiefempfundener Dankbarkeit, wenn er sie seinen „Christengel“ nannte. Ihre Heiterkeit war das Licht gewesen, das die Nacht seiner düstersten Lebensperiode aufgehellt hatte.

Klara hatte sich innerlich längst mit Grützinger ausgesöhnt. Es lag nicht in ihrer Natur, nachzutragen. Wenn seine Schroffheit sie auch tief verletzt hatte, so mußte sie sich doch sagen, daß er es nur ehrlich gemeint habe. Roh war er nicht, wie sie ihm erst wohl vorgeworfen hatte, es war nur Eifer, der ihn über das Ziel hinausschießen machte. Man mußte ihm seine Rauhheit zu gute halten, da er sich selbst ebenso wenig schonte wie Andere. Stets war er im Berufe. Traf man ihn, dann hatte er nur ein kurzes Wort, kaum einen Gruß, als sei seine Zeit zu kostbar, um sie mit dem Austausche von Höflichkeiten zu vertrödeln.

Klara hatte den Geistlichen gebeten, ihre Feier durch eine Ansprache zu weihen. Grützinger hatte zugesagt.

Der Tag war nun da. In der geräumigen Hausflur war ein Tisch aufgeschlagen, auf welchem die Gaben ausgebreitet lagen. In den vier Ecken des Raumes standen Christbäume.

Erich hielt Wort; er kümmerte sich um nichts. Klärchen durfte schalten und walten, als habe er nicht das Geringste in Grabenhagen zu befehlen. Die wunder-

lichsten Dinge gingen vor sich, Alles sollte, wie's schien, auf den Kopf gestellt werden. Das Harmonium wurde aus dem Salon in den Küchengang geschafft. Die Thüren der an die Hausflur anstoßenden Räume wurden ausgehängt. Klärchen wollte wohl gar das Parkett des Eßzimmers dem unsauberen Schuhwerk der Dorfleute preisgeben? — In scheinbarem Chaos lagen auf den Tischen Eßwaren umher, Kleiderstoffe, Strümpfe, Bücher und Kalender, zwischen Haufen von Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen, neben Zucker, Reis und Kaffee. Klara und die Frau Pastorin gingen auf und ab, und steckten weiße Zettel an die einzelnen Gaben, damit jede Person ersehen konnte, was ihr als „Kind Jes" zugedacht war.

Die Dimensionen, welche die Sache angenommen, machten Erich bedenklich. Er rief Klara bei Seite, wollte wissen, auf wessen Kosten alles das gehe? ob sie die Ware etwa auf Kredit genommen habe? — Sie lachte ihn tüchtig aus wegen seiner Sorgen, und erklärte ihm dann das Geheimnis: soviel hatte sie gespart von dem, was er ihr als Wirtschaftsgeld gab.

Dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn an den Tisch. Ob er sich denn nicht auch freue? Es sei doch wunderschön! Viel komme ja nicht auf den Einzelnen bei der Menge von Menschen, die zu bedenken gewesen, aber ausgelassen sei niemand. Sie begann ihm die Plätze der Einzelnen zu zeigen und die Geschenke zu erklären.

An einem Ende des Tisches befand sich die Bescherung der Dienstboten. Hier hatten Klaras Mittel nicht gereicht, wie sie offen zugestand. Erich griff in die Tasche und glich, was fehlte, reichlich aus.

Frau Kruke hatte auf ihrem Platze ein Kleid liegen; Klara meinte, es solle ein „Pflaster" sein. Die Wirtschafterin konnte es ihr ja immer noch nicht verzeihen, daß sie sich herausnahm, als Hausfrau selbst die Wirtschaft zu leiten. Die Mädchen waren mit Schürzen bedacht; Dürten Kaubeuke, Klaras besonderer Schützling, fand darüber noch ein Buch mit einem von der Herrin selbst eingeschriebenen Spruch. Auch die Männer waren nicht vergessen. Der Kutscher wurde mit Vorhemden beschenkt und Stulpen. Franz aber war ja nun wieder Erichs Verzug. Es fiel dem Hausherrn ein, daß er noch ein Kistchen Cigarren übrig habe, die holte er herbei und stellte sie für Franz hin; auch ihn hatte die Lust am Freudemachen angesteckt.

Und während Hausherr und Hausfrau um den Tisch schritten, prüfend, ausgleichend und hie und da noch einem kärglich Bedachten etwas zuschiebend, füllten sich allmählich die Räume.

Zuerst kam der alte Klinguth. Klara hatte ihn gebeten, die Begleitung zum Gesang zu übernehmen. Er mußte, so gut es gehen wollte, seine langen Gliedmaßen an Klaras zierlichem Harmonium unterbringen. Einige taktfeste Sänger aus seiner Schülerzahl hatte er sich mitgebracht. Ein Lied als Einleitung und eines

nach der Rede des Pfarrers, so einigte man sich mit den Sängern.

Die Dorfleute kamen familienweise herein. Staunend, mit offenem Munde, starrten die Kinder in die ungewohnte Helle der Kerzen. Ernst, beinahe mürrisch, blickten die Männer drein. Steif und hölzern standen sie da, kaum zu bewegen, an ihre Plätze zu treten. Noch wußte man nicht recht, was mit sich anfangen, wie diese Neuerung aufnehmen! —

Die ersten, die sich hineinfanden, waren die Frauen. Man fing schüchtern an, sein „Kind Jes“ zu begucken, zu befühlen, es sich gegenseitig zu zeigen. Dann unterbrach hie und da ein heller Jubelruf aus Kindesmunde das halblaute Flüstern, den Bann lösend. Mehr und mehr heiterten sich die Mienen auch der Erwachsenen auf. Die Mutter stieß den Vater an: „Kiek mal Olling! dor is ne Jop för di. De wadd di gaud dhon bi de kolle Tid.“

„Süh, de bunte Jochen! Dat 's wat för 'n Sündag!“

„Kinner un Lüd! Jk heff en Por nige Büchsen kregen!“

So ging's durch die Reihen.

Nun kam der Geistliche. Er war im Talar, wie Klara es erbeten hatte. Er begrüßte erst die Wirte, dann suchte er sich einen Platz aus, auf den untersten Treppenstufen, von wo aus er die Versammlung beherrschen konnte. Auf sein Zeichen begann der Küster;

er spielte erst die Melodie vor, dann intonierte der Kinder Chor. Ein und die andere sangeskundige Seele unter den Erwachsenen fiel ein, manch einer der anfangs widerstrebt hatte, wurde fortgerissen und brummte mit. Allmählich ertönte es in vollen Akkorden durch das Haus: „Heilige Nacht, stille Nacht!“

Pastor Grützinger überblickte die Versammlung. Für ihn hatte der Abend eine besondere Bedeutung: bisher hatte er im Kampfe mit dem Indifferentismus seiner Gemeinde völlig allein gestanden; und nun war ihm über Nacht eine Hülfskraft erwachsen, da wo er sie am wenigstens erwartet.

Weihnachten! Gab es eine bessere Gelegenheit, auf die erstorbenen, erstarrten, verdunkelten Gemüter einzuwirken, als dieses Fest des Lichtes und der Wärme mitten in kalter Winternacht! — Wie schmerzlich hatte er in den drei Jahren, die er nun in Grabenhagen war, die Möglichkeit vermißt, das Christfest mit einer würdigen Feier zu begehen. Und nun war da diese junge Gutsherrin gekommen und erfüllte ihm den Wunsch, ganz aus eigenstem Entschlusse, ohne daß er ein Wort darüber zu ihr gesprochen hätte, und in einer Weise, wie sie nicht sinniger gedacht werden konnte: prunklos, in schlichter und doch eindringlicher Feierlichkeit.

Grützinger hatte die glückliche Gabe, sprechen zu können, ohne sich an Memoriertes halten zu müssen. Am liebsten ließ er sich von der Eingebung des Augenblicks leiten. Heute, das fühlte er schon, würde er seinen

Tag haben. Denn die Stimmung war da, das starke Gefühl innerer Ergriffenheit, das sich bei dem mit Beredsamkeit begnadeten in hinreißenden Worten auslöst.

Er knüpfte an das Licht an, das, wie es hier die Dunkelheit durchdringe, einstmals die Nacht, in der eine ganze Welt begraben lag, zum Tag gewandelt habe. Mit einfachen, auf das Verständnis seiner Zuhörerschaft berechneten Worten, gab er ein Bild von jenem Weltereignis zu Bethlehem im jüdischen Lande.

Er sah wie die alte, ewig neue Kunde von der Geburt des Erlösers auch hier die Gemüter in der Tiefe ergriff. Da war der alte silberhaarige Schmied Krischan Wurten, den in der Kirche gesehen zu haben, sich niemand in Grabenhaben entsinnen konnte; heute war er erschienen. Kaum erkannte man ihn wieder; denn er hatte sich zu dieser Gelegenheit einmal gründlich von dem Ruß gereinigt, der für gewöhnlich wie eine zweite Haut auf ihm lag. — Der Mann blickte drein, betroffen, wie einer, an dessen Ohr eine Mär aus frühester Jugendzeit klingt. Und so standen Andere, mit leuchtenden Augen, angestrahlt von dem Lichte eines fernen Gestirns, erfaßt und aufgelockert nach langem Brachliegen durch die Wahrhaftigkeit jener alten Legende von der menschgewordenen Gottheit.

Der Redner sah, daß er die Gemüter hatte. Er fühlte die unsichtbaren Kräfte, die er ihnen mitgeteilt, verstärkt in die eigene Seele zurückkehren. Gewiß er hatte Samen ausgestreut heute Abend! Die Begeisterung,

die hier aus manchem Angesichte sprach, war kein bloßer Rausch.

Aber noch höher wollte er die Herzen schlagen machen.

Er sprach von der ewigen Liebe, die sich in der That darstellt. Der Heiland in der Krippe, der Gottessohn Knechtsgestalt annehmend, um die Menschheit retten zu können. Damit war die Welt erlöst vom Fluche. In diesem Kindlein war der Menschheit alles gegeben, was sie brauchte zur Neuwerdung.

Auch für sie alle war diese That geschehen und auch für sie solle von dieser hellen Nacht mitten im Winter die Erneuerung beginnen. Hier stünden sie: Herrschaft und Dienerschaft, alle Stände, jedes Alter, jedes Geschlecht, eine Gemeinde, geeint durch den Geist der Gerechtigkeit, den Jesus Christus in die Welt gebracht. Wenn sie alle auf diesem Grunde stünden, dann könne es nicht Haß, Eifersucht und Neid, keinen Gegensatz mehr geben zwischen ihnen. Von dieser Christnacht solle ein neuer Geist ausgehen, der der Versöhnung; damit wolle er schließen, das solle ihre Erneuerung sein. —

Noch einmal intonierte der Küster und das Weihnachtslied erklang. Damit war die Feier beendet.

Während die Frauen ihre Gaben sorgfältig in Tücher einsackten, standen Erich nnd Klara bei dem Pastor. Klara hatte dem Geistlichen mit Handschlag und Blick gedankt, sie sagte ihm nichts weiter. Wenn es mit ihm noch einer Aussöhnung bedurft hatte, so war sie jetzt vollzogen.

Auch Kriebow war mit dem Verlaufe zufrieden. Es hatte ihn doch auch gepackt. Freundlicher als sonst sprach er mit dem Pastor. Wer weiß, mit dem Manne war am Ende doch noch zu leben! —

* * *

Als Klara die Beiden in lebhafter Unterhaltung sah, entfernte sie sich unbemerkt. Sie hatte noch Überraschungen vorzubereiten. Da war die Frau Pastorin; die sollte auch ihren „Julklapp“ haben heut Abend. Sie begab sich nach den Wirtschaftsräumen, eines der Mädchen zu suchen, die ihr das besorgen sollte. Geschickt mußte es gemacht werden, daß die Bedachte nicht merke, wer der Spender sei. Sie schärfte dem Boten ein, zu erspähen, in welchem Zimmer die Familie versammelt sei, einen Spalt zu öffnen und das Packet hineinzuwerfen mit all den Sachen; dann schnell und möglichst ungesehen fort! —

Auf dem Rückwege nach den vorderen Räumen kam Klara an dem Mädchenzimmer vorüber, dessen Thür offen stand. Sie sah dort eine Gruppe von Frauen beisammen stehen. Klara vermied es, soviel wie möglich, sich um Dienstbotenangelegenheiten zu kümmern; aber ein Stöhnen veranlaßte sie, Halt zu machen und heranzutreten. Was gab's denn hier, war ein Unglück geschehen? —

Sie fand Dürten am Tisch sitzend, den Kopf auf

den Arm gepreßt. Das Mädchen weinte leise vor sich hin.

„Was ist Dir?" fragte Klara.

Aber aus Dürten war nichts herauszubekommen, nur ihr Weinen wurde lauter, je mehr die Herrin in sie drang.

Nun wandte sich Klara an die anderen im Zimmer anwesenden Frauenspersonen, die sahen sich verdutzt an. Erst auf Klaras wiederholtes Fragen antwortete eine: man habe Dürten hier so gefunden; was ihr sei, wisse niemand.

„Ruft Frau Kruke!" befahl Klara. Dann beugte sie sich über Dürten, und fragte sie aus, wo es ihr fehle. Das Mädchen hielt den Kopf verborgen und schluchzte heftiger.

Frau Kruke erschien. Die Wirtschafterin zuckte mit den Achseln und sagte: Sie habe es längst erwartet, daß es so kommen werde. Aber die gnädige Frau habe ja durchaus das Mädel in's Haus haben müssen! Sie, Frau Kruke, sei nicht gefragt worden. Na, und wie solche Hofegängerinnen es trieben, das wisse man ja! Ohne Liebschaft ginge es da nicht ab — und dann — na ja! Das hier seien eben die Folgen.

Klara bedeckte unwillkürlich die Augen mit der Hand. Scham und Betrübnis überkamen sie übermächtig, sie mußte sich setzen. Die Kniee zitterten ihr, sie empfand das Bedürfnis, zu weinen.

Frau Kruke fuhr inzwischen unbeirrt in ihren Ent-

hüllungen fort. Sie triumphierte. Nun sah die gnädige Frau doch mal, wie unerfahren sie noch war; hier wurde sie recht mit der Nase darauf gestoßen.

Eine Botin kam und richtete aus: der gnädige Herr lasse fragen, wo die gnädige Frau bleibe.

Das veranlaßte die junge Frau, sich aufzuraffen. Erich war ja auch noch da, und heute war Weihnachtsabend! — Jetzt Bescherung? — Unmöglich in dieser Stimmung!

Sie eilte zu ihm hinauf.

„Liebling! Wo bleibst du denn nur?“ rief er ihr entgegen.

Eines der Mädchen bedürfe ihrer, sagte sie ihm, er müsse verzeihen, aber sie könne jetzt unmöglich bei ihm bleiben.

Ob denn das so gefährlich sei mit der Person? meinte Erich; die habe sich wohl an den guten Weihnachtsdingen den Magen verdorben? — Aber Klara war nicht geneigt, auf seinen scherzenden Ton einzugehen; es sei ihre Pflicht, für die Kranke zu sorgen. Er sagte, das könne sie am Ende den Anderen überlassen; den heiligen Abend dürfe man sich doch nicht durch solch eine Lapalie stören lassen. Dabei wollte er ihr die Wange liebkosen. Sie stieß seine Hand fort.

Er sah sie befremdet an; was war denn mit ihr? Sie sah ganz verstört aus, war gänzlich außer Fassung. So kannte er sie garnicht. Ob er vielleicht die Bescherung allein feiern solle? fragte er, auch eine schärfere

Tonart anschlagend, da er sie so unfreundlich sah. Alles das müsse einstweilen unterbleiben, erwiderte sie und ging eilig von ihm.

Das waren schöne Aussichten für den Abend! In verdüsterter Laune ging er nach seinem Zimmer. Nun war er also wieder einmal Junggeselle! —

Der Ärger schnürte ihm dem Hals zu. Da half nur eins: rauchen!

Er zündete sich seine Pfeife an und warf sich in den Sorgenstuhl. Das hätte er ebensogut, oder noch besser, in Berlin haben können, einen solchen Weihnachtsabend: im Klub, oder bei Mira Pantin, wo er früher das Christfest verbracht hatte. Amüsant war es da gewesen! Und heute? — Das war also die vielgerühmte Behaglichkeit des Familienlebens! — —

Er paffte und paffte, bis er in eine weißliche Wolke eingehüllt saß. Aber den Ärger wurde er nicht los. — Was für eine verrückte Idee, jetzt das Mädel zu pflegen! — Eine Marotte, weiter nichts! — Weiblicher Eigensinn, womöglich die bewußte Absicht, ihm zu opponieren. Sollte er sich das gefallen lassen? Das Richtige wäre gewesen, ihr mal zu zeigen, wer Herr im Hause sei, sie heraufzuholen. Das Recht dazu hatte er unbedingt.

So saß er und wühlte sich in eine dumpfe Wut hinein. Mit verzweifelter Wollust suchte er alles vor, was ihm das Unrecht, das ihm geschah, bestätigen konnte.

Dann malte er sich aus, wie er ihr begegnen

wolle, wenn sie herauf käme. Wenn sie dann etwa noch von Weihnachtsbescherung anfangen würde, dann wollte er ihr die Beleidigung vergelten. Kalt wollte er sein, hart, schneidend hart! Sie sollte weinen, er wollte sie weinen sehen; denn er bildete sich ein, sie zu hassen.

Dabei schwoll im Geheimen die Verzweiflung an in seiner Seele. Daß so etwas möglich war! — Mit geschärften Sinnen lauschte er nach dem Vorzimmer hin, ob sie nicht doch endlich komme. Schritte ertönten auf der Treppe; schon klopfte sein Herz erwartungsvoll, aber es war nur Kruke, der nach dem Ofen sehen kam.

Als alter Diener, der im Hause gewesen zu Zeiten, wo der jetzige Grabenhäger Herr noch in kurzen Höschen umhergelaufen war, nahm sich Kruke gelegentlich die Freiheit, zu reden, auch wenn er nicht gefragt. Kriebow ließ ihm das durch, wenn es auch nicht ganz korrekt war.

Der Alte hatte ein eigenartiges, kurzes Lachen, als er jetzt an der Thür stehen bleibend, meinte: unten gehe es heute zum Christabend lustig zu.

Der gnädige Herr wisse wohl noch garnicht? —

Nein, zum Teufel, was sollte er denn wissen!

Ein verschmitztes Lächeln glitt über Krukes bartloses Bedientengesicht. Er kam ein paar Schritt näher an den Herrn heran und begann in vertraulichem Tone halblaut zu berichten, was er wußte.

Kriebow war auf's höchste überrascht. Dürten

Kaubeuke, die Hofegängerin, aus der Klara hatte eine Jungfer machen wollen! — War denn das nicht dieselbe, die er neulich im Tete-a-tete getroffen hatte mit einem männlichen Wesen? Natürlich! Jetzt fiel ihm Alles ein. Die hübsche Blondine war's, mit dem sittsamen Augenniederschlag. —

Seine Neugier war nun doch rege geworden, er fragte Kruke, wer der Liebhaber des Mädchens sei; wußte man das?

Der alte Diener kicherte in sich hinein, sah sich im Zimmer um, als wolle er sich erst vergewissern, daß ihn niemand höre, dann nannte er den Namen mit gedämpfter Stimme.

„Franz!"

Kriebow fuhr in seinem Stuhle empor. Wie Franz? — dieser Lump! Schon in Berlin hatte der Schwerenöter ihm allerhand Fahrten gemacht; Und damals war es doch etwas ganz anderes, damals, wo sein Herr selbst noch unverheiratet war. — Aber jetzt, hier in Grabenhagen! — Er hätte doch wenigstens soviel Rücksicht haben können, das Herrenhaus zu verschonen.

Der Kerl war ein infamer Lump! —

Aber Kruke nahm den Kutscher in Schutz. Franz sei unschuldig, er könne garnicht dafür, das Mädel sei ihm nachgelaufen.

Kriebow mußte laut auflachen. Franz, als verfolgte Unschuld hingestellt! So schlimm würde 's wohl

nicht sein, meinte er. — Aber Kruke blieb dabei. Franz sei ein hübscher Kerl, dazu herrschaftlicher Kutscher mit auskömmlichem Gehalt. Das Mädel wollte einfach von ihm geheiratet werden. So machten sie es ja alle! —

Der Gutsherr bezweifelte jetzt nicht mehr, daß Krukes Darstellung zutreffe.

Und Klärchen, die sich einbildete, an Dürten Kanbeuke ein Juwel von Tugend zu besitzen! Wenn sie das geahnt hätte! —

Sollte man Franzen deshalb wegschicken? So schlimm war doch die Sache schließlich nicht! Wenn man einen so strengen Maßstab hätte anlegen wollen, dann würde man wohl schwerlich überhaupt noch einen männlichen Dienstboten haben halten können. Nein, wegschicken wollte er seinen Franz nicht! Der war ein Pferdewärter, wie er seines gleichen suchte, und auf dem Bock sah er immer gut aus, vom Servieren verstand er auch was; kurz Franz war brauchbar.

Aber heiraten mußte der Kerl! dann würde vielleicht endlich einmal Ruhe werden mit den ewigen Liebschaften! —

Er war mit dem Gedanken zufrieden: ein verheirateter Kutscher! Das hatte einen soliden Anstrich. Gleichzeitig wurde damit der Gerechtigkeit Genüge gethan dem Mädchen gegenüber. Er selbst wollte die Sache in die Hand nehmen, dem Burschen vorstellen, daß ein anständiger Kerl ein Mädchen nicht sitzen lasse mit einem Kinde. Franz würde ein Einsehen haben,

und heiraten, vor allem wenn davon sein Bleiben in Grabenhagen abhängig gemacht würde. Damit war der Skandal aus der Welt geschafft.

Und was ferner von Wichtigkeit war: man hatte den Leuten ein gutes Beispiel gegeben. Das war man sich und seiner Autorität als Gutsherr schuldig. Den Anstand wahren, darin lag das Übergewicht, das man über die Leute hatte.

Nachdem er Kruke entlassen, ging der junge Gutsherr mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, in wesentlich besserer Laune als zuvor.

* * *

Als Klara in das Mädchenzimmer trat, fand sie dort abermals einen ganzen Trupp weiblicher Wesen versammelt. Sie schickte alle hinaus, blieb mit Dürten allein.

Die junge Frau ließ sich neben dem Lager nieder. Das Mädchen hatte, sowie sie die Herrin eintreten sah, den Kopf in die Kissen versteckt.

Beide schwiegen. Klara sann nach. Die Erfahrung war zu herb; wie ein Schlag in's Gesicht hatte das gewirkt. Es war mehr als Empörung, daß sie so hintergangen worden war von einem Wesen, welches sie emporgehoben hatte aus seiner Niedrigkeit; es war ein dumpfes Entsetzen, ein innerstes Erbeben, das sie erfaßte und sie verzagt und ratlos stehen ließ vor dem Unerhörten.

Daß so etwas geschehen konnte! — Daß es sein durfte! — Wenn sich ihr jemals bisher die Ahnung von solchen Dingen aufdrängen wollte, dann hatte sie sich abgeschlossen, hatte das Nachdenken darüber weit von sich gewiesen. Und an dieser Verschämtheit ihrer Seele hatte die Ehe nichts zu wandeln vermocht.

Nun traf sie mit einem Male dieses Erlebnis, gänzlich unvorbereitet. In krasser Brutalität stand ihr hier eine Thatsache gegenüber, der sie sich nicht verschließen konnte und durfte. Noch einmal wollte sich ihre spröde Schamhaftigkeit aufbäumen gegen die Häßlichkeit dieser Erfahrung. Der Ekel vor dem Schmutz, der instinktive Abscheu gegen das Gemeine und Rohe, die ästhetische Entrüstung der feinen Dame, neben der moralischen des reinen Weibes, drohten die Oberhand zu gewinnen in ihrem Empfinden. — Aus den Augen solch eine Person, die sich so vergessen konnte! —

Da aber sah sie von diesem elenden Wesen, das hülflos vor ihr lag, einen Blick voll Verzweiflung und Furcht. Durch diesen Blick verstand Klara das, was tausend Worte ihr nicht hätten sagen können, daß sie eine Schwester vor sich habe. Ekel war etwas Leichtes, viel zu Leichtes einem solchen Unglück gegenüber. Denn es war ein Unglück, das nicht dieses Mädchen allein betraf, welches hier lag in seiner Schande und sie kläglich anschaute wie ein verwundetes Wild; es war ein Unglück, das weit über den Einzelfall hinaus ihr ganzes Geschlecht anging.

Hier den Stab brechen, einfach den Rücken wenden, die Gefallene ausstoßen, wäre Selbstgerechtigkeit, wäre Feigheit gewesen. Es galt sich zu überwinden, um der Arbeit willen, die hier zu thun war.

Erst muße dem Mädchen die Furcht genommen werden. Klara redete ihr darum in freundlichem Tone zu. Sie hütete sich wohl, Fragen zu stellen. Das Schuldbekenntnis lag ja in den Augen der Person, warum sie noch mit Ausforschung martern! Ein Blick, eine Handbewegung genügte, um jener zu sagen, daß ihr verziehen sei.

Klara sann nach, was weiter geschehen solle. In ihren Diensten bleiben konnte das Mädchen ja nun nicht länger, aber gesorgt mußte für sie werden. Zur Mutter zurück! das war wohl schließlich das einzig mögliche. Klara wollte am nächsten Morgen selbst zu Frau Kaubeuke gehen, ihr schonend mitteilen, wie es um die Tochter stünde, und sie bitten, ihr den Fehltritt nicht entgelten zu lassen. Der Gang würde ja nicht leicht sein, aber Klara sah ihn als Pflicht an. Sie hatte das Kind damals von der Mutter erbeten; nun mußte sie es ihr auch wieder zurückbringen. Und sollte die Mutter ihr etwa Vorwürfe machen, daß ihr Dürten schlecht gehütet worden sei im Herrenhause, dann mußte auch das hingenommen werden. Die junge Frau machte sich diesen Vorwurf ja im Stillen selbst. —

Klara fragte das Mädchen, ob sie zu ihrer Mutter zurückkehren wolle. Dürten nickte mit dem Kopfe.

Das schien die beste Lösung! Während der Nacht sollte Dürten noch ruhig im Herrenhause bleiben. Mit dieser Zusicherung verließ die Herrin das Mädchen.

Als Klara auf dem Wege nach dem Vorderhause an der Leuteküche vorbeikam, hörte sie wüstes Gelächter und Stimmendurcheinander.

Es war ja heiliger Abend! — Einen Augenblick blieb sie stehen, überlegend, ob sie das Lärmen verbieten solle.

Während sie noch unschlüssig stand, wurde es stiller da drinnen. Eine einzelne Stimme war zu vernehmen. Klara konnte die Worte verstehen; sie bezogen sich auf Dürtens Zustand, und waren namenlos roh. Dann erneutes Gelächter, weibliches Gekicher dazwischen.

Klara floh, als sei ein Gespenst hinter ihr drein, und kam erst zu Atem, als sie im Vorsaal des ersten Stockes stand.

Am liebsten wäre sie jetzt sofort auf ihr Zimmer gegangen, hätte sich dort eingeschlossen. Allein sein, um Gottes willen, ganz allein! Nur jetzt niemanden sehen, niemandem Rede und Antwort stehen müssen! —

Auch Erich konnte ihr hier nichts helfen. Es graute ihr geradezu davor, jetzt mit ihm zusammenzusein; denn er würde von ihr Näheres wissen wollen. Und davon zu sprechen? — Mit einer Frau allenfalls; mit einen Manne — nein! Über solche Dinge konnte man im Innersten trauern, aber schweigend, ohne Aufsehen.

Erich hatte sie auf der Treppe gehört. Er kam aus seinem Zimmer und rief nach ihr.

Nun gab es keine Wahl für sie. Unmöglich konnte sie ihm den Wunsch abschlagen, den Rest des Abends gemeinsam zu verleben.

Sie folgte ihm also in gedrückter Stimmung. Er merkte garnicht, wie ihr zu Mute war, umarmte sie herzhaft und sprach seine Freude aus, sie endlich zu haben.

Was sie gefürchtet hatte, trat ein: er überfiel sie mit Fragen; wohl oder übel mußte sie ihm erzählen, was sie erlebt. Aber daß er nun auch noch nach Einzelheiten forschte! —

Wie ihr das widerlich war!

„Ich werde ihn veranlassen, daß er das Mädchen heiratet," rief er auf und abgehend, mit starker Gestikulation seinen Worten besonderen Nachdruck gebend. „Diesmal muß er dran glauben! Mach dir nur weiter keine Sorgen, Klärchen, die Sache ist ja sehr unangenehm, aber schließlich so etwas kommt öfter vor, als man denkt, ja, es ist eigentlich die Regel bei der Art Leuten. Die Hauptsache ist, daß man als Gutsherr darauf hält, daß sie sich dann wenigstens heiraten. Und Franz wird sie heiraten, verlaß dich darauf! Dafür bin ich da. Und dann ist ja die Sache gut, Klärchen!"

„So, damit ist alles gut, nach Deiner Ansicht?" meinte sie bitter

Kriebow stutzte über Miene und Ton, in denen sie das äußerte.

„Natürlich! Mehr thun, als sie heiraten, kann er doch wirklich nicht. Was anderes wird die Person auch garnicht verlangen. Höchst wahrscheinlich ist sie sehr zufrieden, daß sie so zu einem Manne kommt. Sie ist nicht die erste, die das auf diese Weise fertig bringt. Das Mittel ist sogar ziemlich beliebt bei dieser Art. Nun es ist ihr geglückt, sie wird heilfroh sein!“

Klara stand auf; sie war im Innersten verletzt. Ihre Entrüstung, als sie das rohe Wort aus der Leuteküche vernommen, war nichts, gehalten gegen die Empörung, die sie in diesem Augenblicke über Erich empfand. Also, so dachte er! das war seine Auffassung! so rüde, so gewöhnlich war er in seinen Gefühlen!

Sie fand keine Worte für das was sie empfand, aber ihre Mienen mußten sprechen. Er begann sich zu entschuldigen, erklärte, daß er nicht lax denke in sittlichen Dingen, das solle sie nicht etwa glauben. „Ich habe eine sehr ernste Auffassung!“ beteuerte er.

Sah es nicht aus, als wolle er sich selbst verteidigen. Wozu denn solche Beteuerungen? —

Natürlich! man muß als Gutsherr zeigen, daß man auf Zucht und Ordnung hält! Selbstverständlich muß hier ein Exempel statuiert werden! Aber man darf auch nicht vergessen, die Menschen sind nun einmal keine Engel. In den besseren Ständen kann man vielleicht einen so hohen Standpunkt anlegen, wie Du ihn verlangst, aber bei einem Mädel wie Dürten!

— Vor einem halben Jahre hat sie noch die Kühe gemolken. Glaube mir's nur, Klärchen, unter den gewöhnlichen Leuten kommen ganz andere Dinge vor. Wenn ich reden wollte“ . . . . .

„Ich wünschte Du sprächest überhaupt nicht.“

„Klärchen, stelle Dich doch, bitte, nur nicht so an! Das dürfen wir besprechen. Eheleute können über solche Sachen reden.“

Klara machte eine abwehrende Bewegung, aber er fuhr unbeirrt fort:

„Ich kann wirklich nicht einsehen, warum Du Dich so erregst! Es ist fast, als machtest Du mir Vorwürfe. Kann ich denn etwas dafür? Ich bin doch wirklich ganz unschuldig daran. Du hast Dir das Mädel herangezogen, nicht ich. Und Franz! Soll ich dem Kerl etwa jeden Abend nachlaufen? Wollte man dagegen auftreten, du lieber Himmel, wo würde man da hinkommen! — Da würde man keine Dienstboten im Hause behalten, wenn man das verbieten wollte; alle liefen sie einem davon, die Frauenzimmer zu allererst.“

„Das ist abscheulich!“ rief Klara, sie stand vor ihm und sah ihn mit flammenden Blicken an.

„Ich denke vernünftig, das ist alles, und dann habe ich eben etwas mehr Erfahrung als Du, gestatte mir, Dir das zu sagen, liebe Klara! Für Dich ist es vielleicht eine ganz gute Lehre gewesen. Solche Affären gehören einmal zum Landleben. Prüderie, die muß

man sich allerdings als Gutsherrin abgewöhnen, mein Kind."

„Das, was Du Prüderie nennst, ist etwas ganz Anderes, und das scheint Dir allerdings abzugehen. Ich werde mir das Anstandsgefühl niemals abgewöhnen, verlaß Dich darauf!"

Er hatte sie so noch nie gesehen, und solche Worte noch niemals von ihren Lippen vernommen. Sie war erblaßt, die Augen leuchteten, ihre Züge hatten etwas Hartes angenommen.

Ihre Strenge begann ihm unheimlich zu werden. Er hielt es für angezeigt einzulenken; das Thema war doch allzu heikel. „Aber Klärchen wie bist Du denn nur heute? Wirklich, Du machst aus einer Mücke einen Elephanten! Um was streiten wir uns den eigentlich? Im Grunde sind wir wahrscheinlich ganz einer Ansicht. Eine kolossale Dummheit die ganze Geschichte, wirklich!" —

„Für mich ist die Sache allerdings von größter Bedeutung. Ich habe nun eingesehen, daß wir über das Wichtigste was es giebt, himmelweit auseinander sind."

„Ach, Klärchen, rede nicht solchen Unsinn! Du machst wirklich eine so tragische Miene — Was ist denn passiert? Wir haben uns mal en Bissel ausgesprochen, meinetswegen! Aber, ich bin für Versöhnung. Sei gut — was!"

„Er nahte sich ihr, wollte sie umfangen. Aber sie blickte ihn voll Kälte an, und sagte hart: „Du

läßt mich!" daß ihm die Arme wie gelähmt am Körper niedersanken.

Er sah sie nach der Thür zu schreiten. So bestürzt war er, daß er nicht Fuß und Hand rühren konnte.

Erich war allein.

Was war das? Klärchen von ihm gegangen! Der erste Streit! — Gezankt hatten sie sich, regelrecht gezankt, wie gewöhnliche Leute.

War es denn möglich! War denn das Klärchen gewesen, sein Klärchen, diese Person mit den haßerfüllten Blicken, dem barschen: „Du läßt mich!"

War denn nun alles aus? Liebten sie sich nicht mehr? Würden sie nach einem solchen Auftritt je wieder zu einander kommen können? War es denn möglich, daß man sich liebte und gleichzeitig haßte? — Er stand vor einer Reihe verwirrender Rätsel.

Ihr Benehmen war völlig unverständlich. Was hatte sie denn nur so furchtbar erregt? — Der Fall mit dem Mädchen allein? — Das hier war doch wirklich nicht die Sache danach, so außer sich zu geraten! Es mußte noch etwas Besonderes dabei sein, das er nicht sah.

Warum war sie denn so gewesen, so bitter, so voll Sarkasmus gegen ihn? —

Hatte sie etwa gar etwas in Erfahrung gebracht über sein Vorleben? Sollte vielleicht der Pastor ihn angeschuldigt, oder Frau Kruke geschwatzt haben? Hatte irgendwer ihn verraten, der wissen konnte, was sich vor Jahren einmal ereignet hatte? —

Ihm wurde heiß und kalt bei dem Gedanken, Klärchen könne in sein Geheimnis eingedrungen sein.

Aber nein! Das war nicht möglich! Hätte sie darum gewußt, dann wäre sie wohl noch ganz anders aufgetreten gegen ihn. —

Er beruhigte sich wieder. Es war nicht wahrscheinlich, daß jemand das ausgeschwatzt haben sollte, seiner Frau gegenüber; niemand würde das wagen! Nein, Klärchen wußte nichts davon; es war der Fall Dürten und nur dieser, um den es sich für sie handelte.

Aber wenn sie hier schon so scharf in's Gericht ging, wie würde ihr Urteil erst ausfallen, wenn sie je über seinen Fehltritt richten sollte! —

Er hatte ja manchmal daran gedacht, selbst ein Geständnis abzulegen, um sich vor der steten Furcht des Entdecktwerdens zu befreien. Aber er sah heute ein: es war unmöglich, ihr davon etwas zu sagen. Sie nahm diese Art Sachen zu tragisch. Sie war ja imstande, auf und davon zu gehen, ihn zu verlassen, wenn sie seine That erfuhr.

Nein, so traurig es war, man mußte sie täuschen, man mußte dieses Geheimnis um jeden Preis vor ihr verborgen halten.

XIV.

Erich von Kriebows Auffassung von der Ehe war, als er heiratete, sehr einfach und für ihn selbst bequem gewesen. Es war von Gott geordnet, daß der Mann der stärkere und das Weib der schwächere Teil sei. Darum hatte der Mann zu regieren und die Frau sich anzuschmiegen und unterzuordnen. Aber der Mann sollte auch großmütig sein, von seiner Überlegenheit nicht ohne Not Gebrauch machen. Mit den Schwächen der zarteren Gefährtin sollte er Nachsicht üben; das verlangte die „Ritterlichkeit".

Die beste und weiseste That seines Lebens war seine Heirat gewesen. Er hatte damit einen Strich gemacht durch ein äußerlich wohl angeregtes, innerlich aber fades und inhaltsleeres Dasein.

Als er sich mit Klara von Lenkstädt verlobte, wußte er noch sehr wenig von der, die er zu seiner Lebensgefährtin machen wollte. Zu sehen, daß sie hübsch sei, war nicht eben schwer; dazu brauchte er nur seine Augen aufzumachen. Daß sie wohlerzogen war, verstand sich von selbst; sie stammte ja aus guter Familie. Auch daß sie klug sei, fand er mit der Zeit heraus. Viele liebenswerte Eigenschaften lernte er an ihr bewundern und schätzen, aber ihr Innerstes war ihm trotzdem ein Buch mit sieben Siegeln, das Allerheiligste ihres Wesens blieb seinem Verstehen unaufgethan.

Aber da er ihre Liebe hatte, und ihre Zärtlichkeit genoß, grübelte er nicht über die Rätsel ihres Wesens. Wer glücklich ist, macht sich meist keine Gedanken darüber, warum er es ist. Wenn ihm eine Regung an ihr unverständlich war, dann sagte er sich: die Frauen haben nun mal ihre „Mucken“; man mußte gewisse Rücksichten auf ihre Eigenart nehmen, schon allein aus „Höflichkeit“.

Der Eintritt in die Ehe hatte für ihn und für sie sehr verschieden geartete Bedeutung.

Erich brauchte nichts aufzugeben, höchstens einige Junggesellenunarten. — Nur unendlich bereichert war er worden. Klara hingegen hatte ein Opfer gebracht, sie verlor in gewissem Sinne ihre Persönlichkeit; denn eine Umstempelung des Wesens, eine Bindung der Freiheit, eine Schwächung der Kraft, bedeutet die Ehe für das selbständige Weib.

Klara that, wie die meisten Mädchen, als sie sich verlobte, einen Schritt in's Ungewisse. Wer war denn dieser Mann, dem sie sich mit allem, was sie war und hatte, hingeben sollte für's Leben? — Sie wußte es nicht, wußte nichts von seinem Charakter, seinem Vorleben — konnte nichts darüber wissen. Einfach dem blinden Instinkte ihrer Neigung mußte sie sich überlassen, die sie zu seiner männlichen Persönlichkeit hinzog. Ihr Glück stand auf Glauben und Hoffnung. Wenn sie sich dennoch getäuscht hatte, dann war ihr Opfer umsonst gewesen, dann hatte sie das Höchste, was sie zu vergeben hatte, verschwendet.

Es war auch bei Erich und Klara wie oft in jungen Ehen. Jedes dieser beiden Menschenkinder hatte seine Entwicklung, seine Vergangenheit für sich. Nun wurden ihre Geschicke plötzlich vereinigt für alle Zeiten; da mußte es Überraschungen, Mißverständnisse und Reibungen geben.

Nicht leicht war es Klara gefallen, vom Mädchentum zu scheiden. Aber nachdem diese Katastrophe überwunden war, kam bei ihr nur um so voller die natürliche Liebesbedürftigkeit des Weibes zum Durchbruch, die sich während der keuschen Strenge ihrer Mädchenjahre gesund und kräftig erhalten hatte. Aber die sinnliche Liebe band die Beiden doch nur für Zeiten; auch diese Verschmelzung, so innig sie war im Augenblick, blieb doch ein Rausch, der verflog und die Seelen nicht aneinander zu ketten vermochte, den Zwiespalt der Naturen nicht überbrückte.

Erich von Kriebow neigte zu wechselnden Stimmungen. Als Junggeselle hatte er sich gehen lassen können, hatte auf niemanden Rücksicht nehmen brauchen. Er war verwöhnt und launisch. Eine Kleinigkeit konnte ihn kränken. Dann sagte er wohl ein Wort, das ihn schon gereute, während es noch seine Lippen verließ. Er hatte auch die Eigentümlichkeit launischer Menschen, Anderen seine Fehler zuzuschieben. So warf er Klärchen Empfindlichkeit vor. Oder er fand: sie sei kalt und spröde, fühlte auf einmal Eifersucht, zu der es keinen vernünftigen Grund gab.

Klara ertrug solche Anfälle meist mit Gelassenheit, erkannte sie als das, was sie waren, als vorüberziehende Wolken. Er that ihr sogar von Herzen leid, denn sie sah, daß er selbst am meisten darunter litt. Nur wenn er allzu ungerecht war, lehnte sie sich auf.

Aber diese Art des Zwistes war bisher zu ertragen gewesen, weil es sich um Kleinigkeiten handelte, weil beide Teile wußten, das früher oder später ja doch die Versöhnung kommen mußte, die mit ihrer Wonne alles Ausgestandene doppelt wieder gut machte.

Neu war für Beide die Erfahrung, daß über ihrem Zorne die Sonne unterging.

Der eigentliche Anlaß ihrer Entzweiung war ja äußerlich wenigstens beglichen. Am nächsten Morgen schon nach dem erregten Christfestabend hatte Kriebow seinen Kutscher vorgenommen. Er machte nicht viel Federlesens mit Franz, gab ihm auf dem Kopf schuld, das Mädchen verführt zu haben, und erklärte ihm, wenn er Dürten nicht heirate, sei er aus dem Dienst entlassen.

Franz wurde durch die unerwartete Schärfe seines Herrn völlig überrumpelt — bisher hatte sich der gnädige Herr um seine Liebesangelegenheiten nicht gekümmert, er hatte darin thun und lassen können, was ihm beliebte — er war so überrascht, daß er garnicht an's Leugnen dachte; er gab alles zu. Windelweich wie er war, versprach er zu thun, was von ihm verlangt wurde. Kriebow machte sofort alles mit ihm ab: den Termin der Hochzeit, die Wohnungsfrage, das Deputat, das er

fortan als Verheirateter haben sollte. Land, Milch, Feuerung, Korn. Das Alles wurde reichlich bemessen. Franzens anfangs gedrückte Stimmung heiterte sich mehr und mehr auf; besser konnte er sich's garnicht wünschen; statt weggejagt zu werden, wurde er in seinem Gehalt erhöht. Die Heirat nahm er mit in den Kauf; einmal mußte es ja doch sein! Wie die meisten seines Standes dachte er über die Ehe äußerst nüchtern.

Kriebow war mit sich selbst und mit dem, was er erreicht hatte, zufrieden. Gern hätte er es Klärchen erzählt, aber der Streit am Abend vorher stand noch zwischen ihm und ihr. Zu ihr gehen, das hätte ja ausgesehen, als fühle er sich im Unrecht. Nein, er wollte nicht den Anfang machen! Gerade in dieser Sache wollte er nicht nachgeben. Er hatte keinen Grund, sich Vorwürfe machen zu lassen, im Gegenteil, er hatte ja die gänzlich verfahrene Angelegenheit, der sie ratlos gegenübergestanden, mit Geschick zu einem glücklichen Ausgang gebracht. Das mochte sie nur eingestehen, bekennen, daß sie im Unrecht gewesen! Sie mußte zu ihm kommen, nicht er zu ihr.

Im übrigen reizte es ihn, einmal auszuprobieren, wie lange sie's aushalten werde, in Unfrieden mit ihm zu leben; wahrscheinlich nicht lange. —

Klara hatte inzwischen eine eigenartige Erfahrung zu bestehen. Am nächsten Morgen schon nach jenem Erlebnis mit Dürten führte die junge Gutsherrin ihren Entschluß aus, die Mutter des Mädchens in ihrer Kathe aufzusuchen. Es galt ja, der Frau klar zu machen, was geschehen war, und sie zu trösten; denn so wie Klara Mutter Kaubeuke kannte, als eine ordentliche Frau, mußte sie über den Fehltritt der Tochter außer sich sein.

Klara ging, so zeitig es ihr möglich war, nach der Wohnung der Tagelöhnerfamilie, damit nicht erst die Kunde von dem peinlichen Ereignisse von anderer Seite, womöglich in entstellter Form, zu ihnen dringe.

Die Gutsherrin traf die Frau allein. Das war ihr lieb; was sie mit ihr zu besprechen hatte, taugte nur für die Ohren einer verheirateten Frau, auf keinen Fall aber für Dürtens jüngere Schwester, ein eben konfirmiertes Mädchen, das bei den Eltern war und zu Hofe ging.

Klara fühlte sich bei diesem Gange nicht frei von Zaghaftigkeit. Es war ihr zu neu und ungewohnt, über solche Dinge sprechen zu müssen. Mit Herzklopfen betrat sie die wohlbekannte Kathe.

Sie hielt es für nötig, die Frau schonend vorzubereiten. Das war unangebrachte Mühe; Frau Kaubeuke war, wie sich herausstellte, bereits unterrichtet über Alles.

Klara traute ihren Sinnen kaum: diese Mutter schien irgendwelchen tieferen Kummer über das Vorge-

fallene kaum zu empfinden. Leid schien es hier höchstens zu sein, daß Dürten nun aus dem Dienste der Herrschaft mußte, und daß sie ihr während einiger Wochen zur Last fallen werde.

Gestern, dem unglücklichen Mädchen hatte Klara schnell verziehen, da war ihre Entrüstung aufgegangen in Mitleid, aber hier der sittlichen Gleichgültigkeit gegenüber erhob sich ihr Frauenstolz.

Mutter Kaubeuke entnahm der verächtlich strengen Miene der Herrin, daß man mit ihrem Verhalten nicht zufrieden sei. Sie wurde kleinlaut. Die einfältige Frau war unfähig, sich zu verstellen. Sie begann zu weinen. Ihre Thränen bedeuteten keine tiefere Erregung, nur Furcht, daß die Herrin ihre Hand von ihnen abziehen werde.

Sie fing an sich zu entschuldigen: die gnädige Frau habe ja ganz Recht, böse zu sein, so etwas solle ja nicht vorkommen, aber was solle man denn machen, als Mutter! Verbieten? — Darauf hörte das junge Volk ja nicht.

Die Mädel seien eben schlimm dran, einen Mann wolle natürlich jede gern haben, und die Männer thäten's nun einmal nicht ohne dem. Und schließlich, wenn sie sich nachher heirateten, dann sei doch das Unrecht nichtweiter groß. Und sie hoffe immer, daß der herrschaftliche Kutscher ihr Dürten nehmen werde. Seit Dürten bei der gnädigen Frau Mädchen geworden, sei sie doch was Besseres, und Franz habe ihr schon eine Uhr versprochen, die er ihr schenken wollte, mit einer Kette zum

Tragen. Daraus sähe man doch, daß er ernste Absichten habe. —

Mutter Kaubeuke erzählte das in treuherzigem Tone. Ihre Naivetät hatte etwas Rührendes. Für sie bedeutete das, was in Klaras Augen entehrende Schande war, eher ein Glück; nun konnte sie doch hoffen, die Tochter versorgt zu sehen.

Klara mußte an Pastor Grützingers Worte denken, als er ihr damals Elend und die Verkommenheit der Gutstagelöhner geschildert hatte. Das war wohl das, was er den „geistigen Tod" genannt?

Er hatte Recht, tausendmal Recht! An diesen Menschen mußte furchtbar gesündigt worden sein. Schlechtigkeiten oder Freude am Laster war es doch nicht, was aus dieser Frau sprach; sie wußte es nicht besser. Wie war es möglich, daß Menschen zu solcher Verrohung und Gleichgiltigkeit herabsinken konnten! Waren da nicht die verantwortlich zu machen, die ruhig der Entwickelung solcher Zustände zu ihren Füßen zugesehen hatten? —

Die junge Gutsherrin sagte nicht viel auf Frau Kaubeuke's Darlegungen. Sie war zu traurig gestimmt. Die peinlichen Entdeckungen waren einander seit gestern Abend zu schnell gefolgt. Auf ihren zartesten Empfindungen war wie mit Füßen getrampelt worden.

Sie ordnete nur an, daß Dürten mit samt ihren Sachen im Laufe des Tages zurückkehren solle zu ihren Leuten. Dann legte sie der Mutter an's Herz,

daß sie alles Verletzende fern halten möge von ihrer Tochter.

Die Frau versprach, alles zu thun, was die gnädige Frau befehle; ob sie verstand, was die Herrin meinte? — Mit der Zusage, hin und wieder nachsehen zu kommen, verließ Klara die Kathe.

Was sollte man hier thun? Das war die Frage, die sich Klara vorlegte. Die Leute belehren, zum Guten ermahnen? — Mit Worten redete man nur über die Schäden weg, beruhigte sein eigenes Gewissen, weiter nichts!

Aber was konnte man thun?

Als sie am Morgen nach ihrer Ankunft in Grabenhagen aus ihrem Schlafzimmerfenster zum ersten Male auf das Dorf hinabgeblickt hatte, wie anmutig und sauber waren ihr da die kleinen rohrgedeckten Arbeiterwohnungen erschienen. Ein idyllischer Hauch hatte da über allem gelegen; wie hatte ihr Herz denen entgegengeschlagen, die hier unten wohnten: ihren Schutzbefohlenen! Welch eine hochbeglückende Thätigkeit hatte sie darin geahnt, diesen Menschenkindern eine gütige Herrin zu sein!

Viel zu leicht hatte sie sich das Werk vorgestellt. Nur aus der Vogelperspektive hatte sie auf das künftige Arbeitsfeld hinabgeblickt, nicht ahnend wie vernachlässigt der Boden, wie verunkrautet die Frucht war. Mit starkem Arm und scharfen Werkzeugen mußte da vorgegangen werden; das sah sie nunmehr ein. Was

wollte sie, eine Frau, diesem Acker gegenüber voll Steinen, Dornen und Gestrüpp! Mußte man da nicht den Kampf von vorn herein aufgeben, als aussichtslos? — Was würde sie denn erleben? Doch nur Enttäuschung, Widerwärtigkeiten, ja Demütigungen! Beschmutzte man sich denn nicht, wenn man sich einließ mit dem Unsauberen? Wozu das Häßliche und Gemeine aufsuchen? Dazu war man zu vornehm! Warum nicht ganz einfach die Dinge nehmen, wie sie waren? So wie Erich that, so wie Mutter Kaubeuke that.

Erich hatte ja mit den Behauptungen, die er gestern Abend aufgestellt, im Grunde Recht behalten; was sie eben an dieser Mutter erlebt, bestätigte nur seine Auffassung. Die gewöhnlichen Leute empfanden ja wirklich, wie es schien, garnicht das tief Entwürdigende ihrer Lage. Wozu ihnen die Augen öffnen; wozu denen helfen, die keine Hülfe wollten? Was hatte sie eigentlich mit alledem zu thun, sie, eine Dame! — Am besten, man zog sich auf sich selbst zurück; überließ die Niedrigen ihrer Niedrigkeit.

Diese Anwandlung währte jedoch nur kurze Zeit bei Klara; sie war entsprungen der tiefen Entmutigung, die sie ergriffen hatte. Dann aber lehnte sich die Rüstigkeit ihrer Natur dagegen auf; Blasiertheit, das war ein fremder Tropfen in ihrem Blute.

Sich beruhigen mit billigen Ausflüchten, dem Kampfe aus dem Wege gehen! — Was wäre das Anderes gewesen, als sich vor der Gewohnheit beugen, als dem

laxen Grundsatze des „Leben und Lebenlassens" huldigen! Nein! Das wäre ein Preisgeben gewesen, ein Verleugnen ihrer ganzen Natur.

Eine bittere Erfahrung, die bitterste vielleicht ihrer kurzen Ehe, bildete der Streit, den sie am Abend vorher mit Erich gehabt hatte. Nicht das war das Betrübende, daß es zu scharfen Worten gekommen, nicht das war so schlimm, daß sie sich noch nicht wieder versöhnt hatten, und daß er heute früh ohne Kuß und Morgenandacht auf und davon gegangen war — das würde ja alles mit der Zeit wieder in's Gleiche kommen. — Nein, das Bittere für sie war die Entdeckung, daß sie und ihr Gatte im Sittlichen auf grundverschiedenem Boden standen.

XV.

Die Neujahrswende war für Erich von Kriebow in früheren Jahren eine lebhafte Zeit gewesen: Beginn der Hoffeste und der großen Geselligkeit, Visitentournee, die ersten Bälle. Und nun in diesem Jahre der Gegensatz: die Ruhe des eingeschneiten Grabenhäger Gutshofes. Nicht einmal Jagden hatte er jetzt; auch darin war eine Pause. Um die Neujahrszeit saßen

die Grundbesitzer daheim an ihren Schreibtischen und rechneten.

Es waren bedeutungsvolle Wochen für den Gutshaushalt. Kassensturz wurde gemacht, Bilanzen aufgestellt, das Facit des letzten Jahres gezogen. Da gab es viele Enttäuschungen, oft die trübe Erkenntnis, daß man Geld zugesetzt habe, statt welches zu gewinnen, infolgedessen lange Gesichter, Murren gegen die Weltordnung, und kräftige Flüche auf die schlechten Zeiten.

Das Jahr war nicht gut gewesen, der Körnerertrag nur mittelmäßig. Dazu sinkende Preise. Und dabei hatten die meisten Grundbesitzer schon im Herbst losschlagen müssen, um nur zu barem Gelde zu kommen. Auch am Schlachtvieh hatte man infolge des niedrigen Fleischpreises nichts verdienen können. Der Wollmarkt war flau gewesen, und selbst die Molkerei hatte keine bedeutenden Überschüsse gebracht. Zum Verkauf von Stroh und Heu war es nicht gekommen, weil man der geringen Ernte wegen, alles für den eigenen Bedarf hatte zurückhalten müssen. Von der Zuckerfabrik wären gute Dividenden gezahlt worden, aber der Aufsichtsrat der Gesellschaft hatte Nachschüsse verlangt zur Vergrößerung der Anlage, so daß selbst dieser sonst sichere Gewinn stark verkürzt wurde. Einzig der Pferdeverkauf an die Remontekommission war günstig gegangen; aber dieser eine Posten konnte den übrigen Ausfall nicht ausgleichen.

Auch für Erich von Kriebow brachte der diesjährige

Abschluß unliebsame Überraschungen. Mit genauem Rechnen hatte er sich früher nicht allzuviel Not gemacht; seine private Buchführung war immer eine äußerst summarische gewesen. Wenn er Geld brauchte, hatte er an Heilmann geschrieben.

Zu einer völlig klaren Einsicht in den Stand seiner Finanzen war Kriebow auf diese Weise nie gekommen. Er hatte sich selbst immer für einen leidlich wohlhabenden Mann gehalten. Er besaß ja ein großes, schönes Gut, in guter Pflege. Einen gesicherteren Besitz als den Grund und Boden konnte es doch garnicht geben. Alle anderen Werte konnten zu Grunde gehen: Häuser niederbrennen, Papiere entwertet werden, Schiffe untergehen, Gruben sich erschöpfen; aber den Grund und Boden konnte einem niemand rauben. Von seinem Grabenhagen würde ihn keine Macht der Welt herunterbringen. Das Gut war Fideikommiß; wer wollte ihm, dem einzigen Nachkommen der ältesten Linie, den Besitz streitig machen? —

In diesem Bewußtsein war Kriebow zur Ehe geschritten. Er war stolz darauf, daß er nicht nach einer Mitgift zu fragen brauchte. Er hatte es nicht nötig, wie so mancher andere seiner Bekannten, sich die Existenz durch eine Geldheirat zu ermöglichen.

Die erste Ahnung, daß vielleicht nicht Alles so günstig sei, wie er sich's vorgestellt, kam ihm, als er seinen Junggesellenhausstand in Berlin auflöste. Da kam es zur Begleichung verschiedener alter Verpflicht-

ungen. Die Summe, die er hierzu brauchte, konnte ihm Heilmann nicht so schnell schaffen wie gewöhnlich. Dem jungen Herrn kam das geradezu lächerlich vor; er sollte wegen Beschaffung von lappigen dreißigtausend Mark Schwierigkeiten haben! —

Das Geld wurde beschafft, und in der Bräutigamsstimmung war der Fall bald vergessen.

Unter den vielen guten Vorsätzen, die den jungen Mann damals erfüllten, war auch der: solid zu werden und praktisch.

Nun er ein Jahr Landwirtschaft studiert hatte, konnte es ihm ja auch kaum fehlschlagen! Er wollte die Gutserträge steigern, verdoppeln womöglich. Sicherlich würde sich noch manche Verbesserung in der Wirtschaft anbringen lassen, die schließlich seinen Einnahmen zu gute kommen mußte.

Der Inspektor hatte seine eigenen Ansichten über die Reformen, die der Herr einführte. Er prophezeite den nahen Ruin der Wirtschaft. Aber Kriebow hielt das und die steten Klagen des alten Beamten für Schwarzsehen: man kannte Heilmann ja, er raisonierte immer.

Im Spätherbst hatte Heilmann, wie alle Jahre, den Abschluß des vergangenen Jahres und den Wirtschaftsplan für die kommende Kulturperiode eingereicht und gegen Weihnachten die verschiedenen Voranschläge, außerdem den wichtigen Geldetat. Das waren umfangreiche Aktenstücke. Dem jungen Gutsherrn wurde

es beim bloßen Anblik der endlosen Rubriken und Zahlenreihen schon ungemütlich. Er hatte diese Arbeit von einer Woche zur anderen hinausgeschoben.

Aber einmal mußte es doch sein; er gab sich einen Stoß und machte sich an das trockene Geschäft.

Allmählich aber, je mehr er von dem Zusammenhang der Sache zu begreifen anfing, mehrte sich auch sein Interesse. Er sah mit Vergnügen, daß er hier ein wohlerdachtes und wohlbegründetes System vor sich hatte, bei dem ein Posten den anderen kontrollierte, ein Rad in das andere eingriff, wie bei einer gut funktionierenden Maschinerie. So stieg ihm aus diesen Büchern ein anschauliches Bild auf von der Gesamtlage der Wirtschaft.

Am interessantesten war für Kriebow der Geldetat. Aus ihm ersah er die Einnahmen und Ausgaben und was vermutlich als Überschuß für seine und seines Hauses Bedürfnisse übrig bleiben werde.

Da kam nun allerdings eine erschreckend geringe Summe heraus. Was? davon sollte er leben! Dreimal soviel hatte er als Lieutnant in Berlin gebraucht, und damals war er unverheiratet gewesen. Das war ja garnicht möglich! Was dachte sich denn Heilmann eigentlich?

Er ließ den Inspektor zu sich entbieten, und erklärte ihm, den Anschlag könne er nicht anerkennen; die Einnahmen aus Grabenhagen müßten größer sein.

Heilmann zuckte die Achseln und meinte sarkastisch·

es würde ihm selbst nur sehr lieb sein, wenn der gnädige Herr Recht hätte, aber leider sei seine Rechnung die richtigere.

Dann gingen sie die einzelnen Posten durch: den Erlös aus dem Ackerbau, der Rindviehhaltung, dem Kleinvieh, dem Pferdeverkauf, und den Rüben — es war ja, wenn man es addierte, ein ganz stattlicher Posten, der da schließlich zusammenkam. Aber was stand ihm auch an Ausgaben gegenüber: für Gehalte und Löhne, an Anschaffungs- und Unterhaltungsgeldern, für künstlichen Dünger, Saatgut und Futtermittel. Und dann die Steuern, Abgaben, die Versicherungsbeiträge und schließlich die Zinsen.

Und Heilmann behauptete, daß an den Ausgaben nichts abzulassen sei; für unvorhergesehene Unglücksfälle habe er noch nicht einmal einen Posten eingestellt. Der Überschuß also, der dem Gutsherrn so gering vorkam, wäre nur im günstigsten Fall zu erwarten.

Als der Gutsherr das Resultat noch immer anzweifelte, holte der Beamte noch andere Belege herbei: seine Tagebücher, die Lohnjournale, das Kassenbuch, das Naturalienbuch, und was es sonst noch an Registern und Verzeichnissen in einem großen Wirtschaftsbetriebe giebt. Der gnädige Herr möge das einmal durchrechnen, dann werde er sich vielleicht überzeugen, daß er Unmögliches verlange. Wo solle es denn herkommen? Die Ausgaben waren sicher, und die Einnahmen unsicher. Als Käufer würde man geschnellt, als Verkäufer gedrückt.

Zaubern könne er auch nicht! Wie solle man größere Erträge schaffen, bei so ungünstiger Geschäftslage? —

Nach dieser Auseinandersetzung mit seinem Inspektor nahm Kriebow die Bücher noch einmal vor. Er sträubte sich immer noch, seine rosigere Ansicht fahren zu lassen. Aber er wollte der Sache diesmal auf den Grund kommen. Bis tief in die Nächte hinein saß er jetzt an seinem Schreibtisch. Kaum daß er sich noch Zeit nahm, zum Essen und Schlafen.

Seine Laune verdüsterte sich mehr und mehr. Die Sache wollte nicht anders werden, trotz alles Rechnens und Rechnens.

Und nun verglich er sein Privatkonto mit dem der Wirtschaft; da zeigte sich ein krasses Mißverhältnis. Er hatte seine Einnahmen weit überschätzt, seine Ausgaben standen in gar keinem Verhältnis zu seinem Einkommen. Er hatte vom Kapitale gelebt, all die Jahre über. —

Das war nun freilich eine bittere Erkenntnis für den jungen Mann. — Was hatte er jetzt von seinem flotten Leben in Berlin? Hatte er irgend etwas gewonnen für die Summen, die er dort zum Fenster hinaus geworfen? Nichts, rein garnichts! Kein Mensch dankte es ihm; nicht einmal die Erinnerung daran war erhebend.

Die Welt hielt ihn für wohlhabend, weil er wie ein wohlhabender gelebt hatte. Man beneidete ihn wohl gar!

Vieler Augen blickten auf ihn, als auf ihren Er-

halter. Da waren seine Gutsleute, die vielen Familien, deren Brodherr er war. Konnte er die verkürzen?

Und dann seine Verwandten! — Ein Zweig der Kriebowschen Familie war heruntergekommen, lebte in dürftigsten Verhältnissen. Sie waren gewöhnt Grabenhagen als ihren letzten Halt zu betrachten. Der jeweilige Grabenhäger galt unter den Lehnsvettern als Oberhaupt der Familie. Auf Grabenhagen war auch der Lehnsstamm eingetragen, dessen Zinsen sie genossen.

Einer von diesen Vettern: Adalbert Moritz, lebte in Berlin. In untergeordneter Stellung mußte er sich das tägliche Brod verdienen. Sein ganzer Stolz in seinem übrigens tristen Dasein war die Thatsache, daß er ein Kriebow war.

Unwillkürlich mußte Erich an diesen Adalbert Moritz denken. Wie brav hielt der sich! Es lag Tapferkeit darin, daß der Mann bei aller Misere das Standesbewußtsein nicht preisgab.

Und wenn er nun sein eigenes Verhalten damit verglich — wie hatte er mit dem Pfunde gewuchert, das er mitbekommen auf den Weg! —

Aber von allem, was an ihm arbeitete, war das Schwerste: der Gedanke an Klärchen. Nie war zwischen ihnen noch über Vermögensverhältnisse anders als nebenbei gesprochen worden. Er hatte durch seine ganze Art zu leben und aufzutreten, auch in ihr den Glauben erweckt, daß sie sich in sorgenfreier Lage befänden. Es

war seine Freude gewesen, daß sie nicht zu knausern brauchten. Die junge Frau sollte sich nichts versagen, Alles sollte elegant, bequem und auserlesen sein um sie her.

Und nun vor sie hintreten und bekennen zu müssen: ich habe mich über meine eigene Lage getäuscht, ich bin nicht der reiche Mann, als der ich mir Dir dargestellt habe.

Und gerade in diesem Augenblicke fühlte er sich am allerwenigsten aufgelegt zu einem Geständnis. Noch standen sie in den Nachwehen jener Auseinandersetzung am Christabend; noch hatte eine Versöhnung zwischen den Ehegatten nicht stattgefunden.

* * *

Klara sah, daß Erich Sorgen hatte. Bald fand sie auch heraus, was es sei, das ihn bedrückte. Sie sah ihn sitzen und sitzen über Rechnungen und Büchern. Sie konnte es aus seinen verärgerten Mienen entnehmen, jedesmal wenn Heilmann bei ihm gewesen war, daß die Dinge nicht gut standen.

Nun waren Sorgen um irdische Habe Klaras geringster Kummer. Als sie heiratete, war es wirklich das Letzte, woran sie gedacht, ob sie einem armen oder einem wohlhabenden Manne die Hand reiche.

Es war ihr lieb gewesen, daß Erich sie als Bräuti-

gam mit Auseinandersetzungen über seine Vermögenslage verschont hatte, ja sie war ihm dankbar für diesen Beweis von Zartgefühl.

Aber jetzt war das etwas Anderes; als sein Weib machte sie Anspruch auf einen Anteil seiner Sorgen. Mit sicherem Gefühl auch für diese Dinge hatte sie schon hie und da vermutet, daß er über seine Verhältnisse lebe, und versucht, soweit sie konnte, wenigstens den Haushalt einfacher zu gestalten. Wieviel sie mit gutem Gewissen verbrauchen dürfe, wußte sie jedoch nicht; eine Aussprache darüber sollte noch stattfinden zwischen ihr und Erich.

Der Zustand der Entfremdnng, wie er jetzt bestand, war unhaltbar, das sagte sie sich selbst. Man war Mann und Frau und doch getrennt. Als habe man sich nichts zu sagen, nichts abzubitten, lebte man nebeneinander her. Bei Tisch saßen sie da steif und korrekt; wenn Erich mal ein paar gleichgiltige Worte fallen ließ, so geschah das mehr um Krukes willen, damit der nichts von der Verzürnung der Herrschaften merken und womöglich weiter verbeiten sollte. Das Wichtige, das zwischen ihnen schwebte, wurde nicht berührt, keines wollte den Anfang machen; aus einem gewissen Eigensinn, der schmerzvolle Freude darin findet, nicht nachzugeben. Im Grunde zitterte Beiden das Herz vor Verlangen nach einander. Erich wartete mit banger Sehnsucht auf ein Zeichen ihrer Nachgiebigkeit, viel zu lange dauerte ihm das Alleinsein, wie ein Bräutigam harrte er auf den Augen-

blick, wo sie zu ihm kommen werde. Und Klara sah in diesem Zustande eine schlechte Komödie, die ihrer und ihres Gatten nicht würdig war. Sie beschloß dem ein Ende zu machen.

Sie hatten jetzt Abends getrennt gesessen, er in seinem Zimmer, sie in dem ihren, und waren jedes für sich zu Bett gegangen. Heute trat Klara in später Abendstunde in sein Zimmer. Er bemerkte sie erst garnicht, am Kamin sitzend, in Gedanken hinbrütend. Eben noch hatte er mit bitterem Ingrimm Vergleiche angestellt zwischen ihren Abenden früher und jetzt. Würde das jemals wieder gut werden können? —

Verzweiflung überkam ihn; gerade jetzt hätte er Klärchen so nötig gehabt, gerade jetzt! Und damit kam er wieder an dem Punkte an, den seine Gedanken in den letzten Tagen stetig umkreisten: seine Vermögenslage.

Da legte sich ihm eine leichte Hand auf den Scheitel.

Der junge Mann hatte einen Ton ächter Freude, als er, aufsehend, Klärchen vor sich sah. Was sie wolle, fragte er nicht; er las es ja ihren Augen ab, daß Alles gut sein solle.

Es gab kein Auseinandersetzen, kein Umverzeihungbitten, kein Erklären, zwischen ihnen. Wer Recht und wer Unrecht gehabt, war ja jetzt so gleichgiltig!

Alles war ausgeglichen alles gut in diesem Augenblicke.

Nachdem der erste Sturm der Liebkosungen vorüber war, holte sich die junge Frau einen Stuhl herbei und setzte sich neben ihn. Er verstand, daß sie in Ruhe mit ihm sprechen wolle.

Klara machte ihm die Aussprache leichter, als er zu hoffen gewagt hatte. Nicht als Richterin trat sie auf, sie bot sich ihm an wie ein Freund, als Gehilfin, da sie sah, daß er Sorgen habe.

Welch zarte Güte! Er hatte es nicht verdient. Längst hätte er mit ihr sprechen sollen, ihre Hilfe anrufen. Wie Manches wäre dann anders und besser gewesen!

Und wie tapfer sie war und großherzig! Sie erschrak nicht, als er ihr mitteilte, wie seine Lage in Wahrheit sei. Ruhig nahm sie die Nachricht auf als etwas Unabänderliches. Ob sie selbst darunter zu leiden haben werde, war eine Frage, die für sie nicht in Betracht zu kommen schien. Mit Beschämung mußte er sich eingestehen, daß er die Frau in allem unterschätzt habe. In ihrem Urteil ging sie immer sofort auf das Entscheidende los, alles Unwichtige fiel vor ihrem Blick wie von selbst ab.

Während er mit ihr sprach, wurde ihm klarer, was er zu thun habe, er fühlte sich auf einmal gestärkt in seinem Willen, den als richtig erkannten Weg auch zu beschreiten.

Man mußte sich einschränken. In der Außenwirtschaft waren Ersparnisse ausgeschlossen; hier mit

Meliorationen zurückhalten, hätte sicherlich mit der Zeit die Gutserträge vermindert. Die bessernde Hand mußte anderwärts angelegt werden; die Bedürfnisse und Gewohnheiten des eigenen Lebens- und Hausstandes mußte man zurückschrauben.

Man sprach einmal die häuslichen Angelegenheiten gründlich durch. Erich hatte diese allereinfachsten Dinge bisher mit einer gewissen Nachlässigkeit behandelt, ja, er hatte über Klaras Sparsamkeitstrieb öfters gespöttelt; aber jetzt mußte er doch zugeben, daß es nicht gleichgültig war, ob Alles aus dem Vollen ging, oder, ob haushälterisch verfahren werde.

Klara erklärte, daß sie sich mit der Hälfte dessen auszukommen getraue, was er ihr bisher an Wirtschaftsgeld gegeben. Aber davon wollte er nichts wissen. Lieber ein Paar Pferde abschaffen, schlechtere Cigarren rauchen und geringeren Wein trinken, als das! — Wozu sich soviele Zeitungen halten? Die Sportblätter wenigstens waren unnütz. Und der Klubbeitrag, den er jährlich nach Berlin zahlte, war auch zum Fenster hinausgeworfenes Geld. An allerhand anderen Anschaffungen für: Jagdsachen, Reitartikel und Toilette, konnte auch gespart werden, denn das summierte sich. Durch Einschränkung mußten sich im Jahre doch einige Tausend gut machen lassen.

Es rührte Klara zu sehen, mit welchem Eifer er solche Sparsamkeitsideeen verfolgte; auf der Stelle sollten alle diese Reformen durchgeführt werden. Er schnitt sich

rücksichtslos in's eigene Fleisch. Auf seine größten Liebhabereien wollte er verzichten. Sie allein wußte, was er damit für ein Opfer brachte. In solcher Entsagung lag wirkliche Kraft, und sie hütete sich wohl, ihn von seinen Entschlüssen abzubringen. —

In dieser Nacht wollte der Stoff zur Unterhaltung zwischen den Beiden nicht ausgehen. Man hatte sich inzwischen in's Schlafzimmer zurückgezogen, das Licht war ausgelöscht. Hin und wieder trat Stille ein — nur der Sturmwind hatte dann das Wort, der um die Mauern des alten Hauses fuhr — aber zum Schlafen kam es nicht. Immer wieder hatte eines dem anderen etwas zu sagen. Es war als könnten die Ehegatten sich nicht genug thun, das Glück der Stunde auszunutzen, die sie einander näher gebracht hatte, als irgend eine andere zuvor.

Über die Kühnheit seines eigenen Gedankens erschreckend, sann Erich, ob er die Stimmung nutzen solle zu einem Geständnis.

Einmal mußte es ja doch geschehen! Einmal mußte sie ihn ja doch ganz kennen lernen und sein Leben, wie es war. Konnte es einen besseren Augenblick geben als diesen, ihr auch über die Dunkelheiten seiner Vergangenheit zu sprechen? —

Unruhig warf er sich hin und her; sollte er's wagen? Oder sollte er's nicht lieber noch einmal hinausschieben, wie er's schon so oft gethan! War es nicht ein Jammer, die Harmonie dieser Stunde so zu

stören. Kaum war man versöhnt, und der Friede sollte von neuem auf's Spiel gesetzt werden.

Und doch wieder trieb es ihn, zu sprechen. Das Geheimnis wollte ihm ja das Herz abdrücken. Wenn man einen Menschen so liebte, war es dann nicht unerhört, ihn zu hintergehen? Denn Verschweigen war hier Hintergehen. —

Und er war das auch seiner Ehre schuldig. Immer diese Angst, daß der Zufall sein Geheimnis an den Tag bringen würde, der Gedanke: was wirst du dann sagen, womit dich herausreden? — Nein, dieses Armesündergefühl war nicht länger zu ertragen!

Es kam wirklich nur darauf an, sich ein Herz zu fassen, ihr's zu gestehen: Alles! —

Aber es war so schwer, einen Anfang zu finden. So mit der Thür in's Haus fallen — unmöglich! Und wieder jede Einleitung mußte der Sache erst recht etwas Ungeheuerliches geben. Wenn Klärchen nur gefragt, nur irgend etwas geäußert hätte, das die Anknüpfung erleichterte. Aber davon war bei ihr keine Rede. Er wußte ja, welch eine Scheu, welch tiefe, instinktive Abneigung sie gegen alles Unreine und Zweideutige hegte.

Die Dunkelheit gab ihm schließlich den Mut, zu thun, was er im nüchternen Lichte des Tages vielleicht nie gewagt haben würde. Er drückte sie fest an sich, und flüsterte, den Mund dicht an ihrem Ohre: er habe ihr ein Geständnis zu machen.

Sie begriff sofort, daß es etwas Ungewöhnliches sein müsse, das sich in dieser Weise ankündete. Ihr Atem ging schneller, ihr Herz klopfte stärker; sie ahnte, um was es sich handle.

Ihr Erschrecken machte ihn unsicher. Er hielt es nun doch wieder für besser, sie langsam vorzubereiten; darum begann er umständlich von seinem Berliner Leben zu sprechen, und daß er als Junggeselle da Manches gethan habe, was ihm jetzt leid sei.

Aber sie ließ ihn nicht weit kommen, hielt ihm den Mund zu: „Still, still!" — Sie wollte nichts hören. Um der Liebe willen, sie war nicht imstande, so etwas anzuhören. Nie wieder im Leben solle er davon anfangen!

Eine Art Fieber hatte sie gepackt; er fühlte, wie ihr ganzer Körper in seinen Armen bebte. Kriebow schwieg bestürzt. Wie furchtbar schwer sie's nahm! Was würde sie erst zu dem Anderen sagen? —

Seine Berliner Liaison war doch schließlich immer noch das Leichtere gewesen. Aber das Andere — das Andere, das so sehr viel schwerer wog, auch vor seinem Gewissen.

Sollte er nach dieser Erfahrung nun doch noch fortfahren? Konnte man sie denn zwingen, zuzuhören? Er hatte doch nun eigentlich das Seine gethan! Wenn ja noch in späterer Zeit etwas an's Tageslicht kommen sollte, dann konnte er sich doch darauf berufen: Du hast mich damals nicht hören wollen!

Feigheit wäre es gewesen, nun erst recht Feigheit, zu schweigen, wo er sich vorgenommen hatte, zu reden. Wenn es nicht anders ging, mußte er ihr das Geständnis aufdrängen.

Nur den Anfang zu finden, war so schwer. Alle Worte waren roh; das Gefühl sträubte sich, so etwas in gewöhnliche, nüchterne, verstandesmäßige Sätze zu fassen. Sollte er mit Jochen Tuleveit beginnen? Klara interessierte sich für den Alten. Kürzlich erst wieder hatte sie nach ihm gefragt. Oder gar mit dem Knaben? Nein! Das mußte er aufsparen bis zuletzt; denn das würde sie am schwersten treffen, wie es für ihn selbst ja das Schwerste war.

Er mußte mit etwas Anderem beginnen, mit etwas, das imstande war, sein Thun in ihren Augen zu entschuldigen. Er wollte ihr ein Bild geben, wie Alles gekommen, ganz einfach, ganz erklärlich, wie von selbst, ohne sein Verschulden gewissermaßen. Es gab doch so Manches, was ihn entlastete.

Mit einem Male war er drin im Beichten. Er sprach hastig, von der Sorge getrieben, sie könne ihn unterbrechen. Aber diesmal ließ sie ihn ausreden.

Mit atemloser Spannung, ohne sich zu regen, steif und starr, wie gebannt, lauschte sie seinen Worten. Ihre Wangen glühten, dabei fühlte Erich, wie ihre Gliedmaßen kalt wurden. Besorgt fragte er, was ihr sei. Mit heiserer, ihm ganz fremder Stimme hieß sie ihn, fortfahren.

Als er Alles gesagt hatte, schwiegen beide eine lange Weile. Peinvolle Minuten! Ängstlich lauschte er auf ein Zeichen von ihr. Sie hatte sich aus seinen Armen losgemacht. Bedeutete das Feindschaft? verachtete, verabscheute sie ihn nun? —

Es war wohl doch eine große Unklugheit von ihm gewesen, ihr das zu erzählen! Was mochte jetzt in ihrer Seele vorgehen? Er hatte sich wohl selbst ein für allemal in ihren Augen entwürdigt! Welch ein Thor war er gewesen!

Oder wäre es Eifersucht bei ihr? — Auch das war denkbar. Frauen waren ja unberechenbar in solchen Dingen. Er hatte ihr Zusammenzucken wohl gefühlt, als er sagte: ein Kind sei da. Das wenigstens hätte er verschweigen müssen; alles andere durfte er ihr sagen, nur das nicht!

So erwog er im Fluge die tausend Möglichkeiten ihrer Stimmung, ängstlich nach ihrer Seite hinüberlauschend. Wenn sie doch nur endlich hätte sprechen wollen! Und wenn es Vorwürfe wären und Anklagen, er wollte sie gern hinnehmen; nur nicht dieses Schweigen, das alles bedeuten konnte! —

Da hörte er ein Schluchzen. Sie weinte. — Klara, die sich sonst so gut zu beherrschen verstand, weinte! —

Und das wollte nicht aufhören. Es war eine furchtbare Folter für ihn, diese Töne der Verzweifelung mit anzuhören.

Er tastete in der Dunkelheit nach ihr, gab ihr die

zärtlichsten Namen. Sie lag mit dem Gesichte in den Kissen, sein Bemühen, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, war erfolglos.

Dann mit einem plötzlichen Entschlusse setzte sie sich auf, ihre Thränen verschluckend. Sie wollte mit ihm sprechen.

Ihre erste Frage war: was aus dem Mädchen geworden sei.

Erich wußte nicht viel über Gretens Verbleib. Sie habe geheiratet und sei mit Mann und Kindern fortgezogen. Näheres konnte er nicht angeben. Das Kind habe sie hier bei den Großeltern zurückgelassen.

Es war, als müsse sie diese Erfahrungen erst in sich verarbeiten. Er wartete mit den Gefühl des Angeklagten auf ihre weiteren Fragen.

Dieses tiefe Seufzen! Noch nie hatte er Klara so seufzen hören.

Dann mit Stocken und Zaudern, das die Überwindung erkennen ließ, die ihr die Frage kostete, kam es leise heraus: ob es ein Knabe sei, oder ein Mädchen? —

Als Erich geantwortet, wieder langes Schweigen.

Sie schien auf einmal ganz in Überlegung versunken. Trotz der Dunkelheit konnte er ihren Schattenriß erkennen gegen den Lichtschein des Fensters. Sie saß die Hände über die Kniee geschlagen, mit gesenktem Haupte, unbeweglich. Was überlegte sie? was plante sie? —

Plötzlich sagte Klara mit einer Stimme, die schon

wieder ganz der ihren glich: er solle ihr von dem Knaben erzählen.

Daß sie gerade davon wissen wollte! — Es kam ihm unschicklich vor, von dem Kind der Schande zu seiner Frau zu sprechen. Der Junge sei gut aufgehoben bei den Großeltern, gab er nur ganz flüchtig zur Antwort.

Ob Erich selbst sich denn garnicht um die Erziehung des Kindes kümmere? fragte sie. Das habe er allerdings bleiben lassen, meinte er. Er vermeide es, mit dem Jungen zusammenzutreffen. Das sei doch wohl natürlich! —

Ihm lag daran, sobald wie möglich von diesem Thema wegzukommen. Sie brauchte das nicht zu wissen! — Aber Klara merkte, daß er sich ihr entziehen wollte. Nun sie einmal an die Frage heranzutreten sich entschlossen hatte, wollte sie ihr bis auf den Grund schauen. Es gelang ihr auch, soviel von ihm zu erfahren, als sie wissen mußte.

Was sie hörte, schien sie wehmütig zu stimmen. Alles vermöge sie zu verzeihen, sagte sie, aber wie ein Mensch das über's Herz bringen könne, sich so garnicht um das Schicksal eines Mädchens zu kümmern, welches er unglücklich gemacht, und noch schlimmer, sein eigenes Kind zu verleugnen, dafür fehlten ihr die Begriffe. Das sei das Traurigste, was sie je erlebt habe.

Er war betroffen, daß sie die Partei nahm des Mädchens und des Kindes! — Auf ganz andere Vorwürfe hatte er sich gefaßt gemacht von ihrer Seite.

Er versuchte sein Verhalten zu entschuldigen: „Natürlich, ich hätte ja gern alles auf mich genommen, was in einem solchen Falle das Gesetz vorschreibt und auch noch mehr! Aber das war ja eben so furchtbar schwer! Leuten, wie diesen Tuleveits, konnte man doch garnicht kommen mit dem Ansinnen einer Abfindung." — Daß er damals Anderen überlassen hatte, die Folgen seiner Verschuldung zu ordnen, und wie diese Anderen dabei verfahren waren, verschwieg er seiner Frau. Er schämte sich das zu gestehen; es war zu unrühmlich. —

„Ich habe ja auch versucht, die Sache gut zu machen, erst kürzlich noch. An mir hat es nicht gelegen, daß aus der Versöhnung nichts geworden ist." Nun erzählte er ihr die Erfahrung, die er neulich auf dem Schulzengute gemacht. Nur ganz kurz berichtete er von jenem Auftritt zwischen ihm und Jochen Tuleveit. Er sprach ungern davon. Das Blut schoß ihm zu Gesicht, wenn er an die Demütigung dachte, die ihm dort widerfahren war. „Für mich ist die Angelegenheit damit erledigt," sagte er mit einer Stimme, die vor innerer Erregung zitterte. „Ich bin den Leuten soweit entgegengekommen, wie nur irgend möglich; mehr zu thun, verbietet mir die Ehre! Ich habe die Hand zum Ausgleich geboten, wenn das schnöde zurückgewiesen wird, wenn man mir beleidigend entgegentritt, dann muß ich den Rücken wenden und das Geschehene so gut es geht, ignorieren. Unsereiner ist eben solchen Leuten gegenüber in einer verzweifelten Lage; mit seinesgleichen

würde man sich schießen. Was habe ich dem Bauern Tuleveit gegenüber für Mittel an der Hand, ihn in seinen Schranken zu halten?" —

Klara hatte ihm bis dahin zugehört, ohne ihn zu unterbrechen, hier fiel sie ihm in's Wort. Sie meinte: er verdrehe die Sachlage völlig. Dem Alten und seiner Familie sei Unrecht geschehen, nicht ihm. Was bedeute seine Beleidigung gegenüber der Kränkung, die er dem Mädchen zugefügt? Daß er die alten Leute aufgesucht, wäre das geringste gewesen, was er habe thun können. Aber gut gemacht sei damit nichts; eine Sühne könne sie darin nicht erblicken.

Ihre Worte klangen hart. So hatte er sie noch nie sprechen hören in diesem schroffen, herben Tone. Woher kam auf einmal diese Strenge in ihrem Wesen? —

Was er denn thun solle nach ihrer Ansicht? Ob sie vielleicht wünsche, daß er nochmals auf den Schulzenhof gehe, um dem alten Jochen Gelegenheit zu geben, von seinem Hausrechte Gebrauch zu machen? fragte er bitter.

Ihr vorwurfsvoller Ton hatte ihn an einer wunden Stelle getroffen. Alles wollte er sich gefallen lassen, nur nicht, daß seine Frau sich ein Urteil anmaßte in Ehrensachen. Sie mochte noch so klug sein und feinfühlend, aber davon verstand sie nichts. Und man konnte ihr auch nicht klar machen, was in diesem Falle seine Kavaliersehre ihm vorschrieb; sie war eben eine Frau! —

Hier stand er vor derselben Erscheinung wie neulich schon, als sie sich um Dürten und Franz gestritten hatten. Man konnte sich nicht verständigen; Ansicht stand schroff gegen Ansicht. Gerade wenn sie über ernste Dinge sprachen, wie heute, dann kamen sie schließlich an einen Punkt, wo sie einander verloren. Dann klaffte mit einemmale ein weiter Abstand; er konnte nicht zu ihr und sie nicht zu ihm. Was war nur das? Sie liebten einander doch! War es denn denkbar, daß Mann und Frau von Natur so grundverschiedene Wesen seien, daß sie sich nicht finden konnten, gerade im Wichtigsten? — Und konnte es etwas Wichtigeres geben als die Ehre! In diesem Worte faßte er das Höchste zusammen, was er auf Erden kannte.

Auch Klara empfand diesen Zwiespalt der Anschauungen, und sie empfand ihn herber als Erich. Wieder hatte es sich ihr gezeigt: das was für sie das Größte war, war für ihn das Gleichgültigste. Leicht ging er in seinem Gedanken über das hinweg, was ihr sittliches Empfinden in der Tiefe ergriff. Sie erkannte es ganz deutlich aus seinen Worten, daß ihn eigentlich nur die Folgen, die seine That gehabt, bekümmerten.

Ja, man war einander fremd! so fremd, daß Feindschaft daraus entstehen mußte, wenn man nicht einen Weg zu einander fand.

Die junge Frau stand mit einem Male vor jenem Abgrund, der seit Adams und Evas Zeiten in jedem

Verhältnisse von Mann zu Frau klafft; zum ersten Male stand sie davor mit geöffneten Augen.

Hier half nur Eines: sich selbst einsetzen! —

Sie mußte handeln. Wiederum wurde sie vor die Pflicht gestellt, ihre Scheu zu überwinden, hineinzusteigen in die trübe Flut, vor der sie solchen Widerwillen empfand. War es nicht, als ob sie das Leben zur Härte erziehen wolle, daß es sie immer wieder gerade vor solche Aufgaben stellte, die ihrer Natur zuwider waren! —

Ein Opfer wurde von ihr verlangt. Das Unrecht, das er begangen, vor Jahren, lange ehe sie ihn gekannt, und das er ungesühnt hatte wachsen und wachsen lassen, dieses Unrecht gutzumachen, war die neue Pflicht, die sie vor sich sah.

XVI.

Malte Pantin hatte zum Kesseltreiben eingeladen. In Langendamm wurde regelmäßig einmal im Jahre getrieben. Der Langendammer selbst that nichts für das Revier; Wild hegen, war ihm eine zu kostspielige Sache. Dabei war Langendamm eines von den Revieren, die sich der schlechten Pflege zum Trotze immer wieder von selbst besetzen. An der Gutsgrenze,

längs des gräflich Wietenschen Besitzes, zog sich ein schmaler Streifen Waldland hin, sumpfig, mit Stockausschlägen, Nadelholzdickichten und feuchten Wiesen, die herrliche Äsung für das Wild abgaben. Hierhin ging der alte Hanning, Maltes Faktotum, wenn für die Küche ein Braten gebraucht wurde. Es wurde ihm nachgesagt, daß er die gesetzliche Schonzeit nicht immer innehalte. Auch die Nimrode der nahen Garnison kamen gelegentlich einmal heraus, und Malte gestattete ihnen, seine Böcke abzuschießen; gab den Schützen auch die Gehörne, wenn sie nur das Wildbret richtig an seine Küche ablieferten.

In früheren Jahren hatte es hier auch mancherlei Jagdkonflikte gegeben. Der Langendammer war berüchtigt dafür, daß er von jeder Kreatur, die weit und breit geschossen wurde, behauptete, sie stamme eigentlich von seinem Reviere. Ein Nachbar von Langendamm — er war inzwischen verstorben — hatte beim Pirschen die Grenzen nicht immer streng innegehalten. Major von Pantin war ihm längst aufsässig, aber niemals hatte er ihn bisher abfassen können. Eines Abends hörte Malte einen Schuß fallen, wie er glaubte, auf seinem Grund und Boden. Er ging dem Schalle nach und überraschte den Herrn Nachbar beim Abnicken eines starken Rehbockes. In einiger Entfernung hielt der einspännige Pirschwagen. Malte sagte kein Wort, legte die Büchse an und schoß das Pferd mit einem wohlgezielten Schuß in den Kopf nieder.

Der Nachbar pflegte sich dieses Vorganges nie sonderlich zu rühmen, die Grenzen von Langendamm aber hat er nicht wieder überschritten.

Heute war zum Feldtreiben eingeladen. Ein großer Tag für Langendamm! Allerhand Delikatessen waren aus Berlin eingetroffen: Weine, Sekt, Liqueure und Importen. Kari sollte, als einzige Dame, die Honneurs des Hauses machen. —

An den Vorbereitungen, die für dieses Fest getroffen wurden, konnte man jedenfalls nichts merken von den schlechten Zeiten, über die Malte Stein und Bein zu klagen pflegte.

Die Finanzen der Familie Pantin waren für Viele ein Rätsel. Es war bekannt, daß Major von Pantin, als er vom Militär abging, um sein Gut zu übernehmen, nichts besessen hatte, als Schulden, und jetzt standen seine beiden Söhne bei der Kavallerie, dazu hatte Wanda einen vermögenslosen Mann geheiratet, und Miras und Ulrichs Hausstand in Berlin verschlang große Summen. Wo kam das Alles her?

Malte war ja ein eifriger Landwirt, das mußte man sagen. Früh um fünf Uhr bereits fand man ihn zu Pferde, sein ausgedehntes Areal bereitend. Er hielt sich keinen Inspektor, das Anstellen der Leute, die Beaufsichtigung der Feldarbeit, die Löhnung, alles besorgte er selbst. Es gab keine Arbeit, die er nicht auszuführen verstanden hätte. Wenn ihm ein Knecht nicht richtig fuhr, dann konnte er's erleben, vom Herrn Major aus

dem Sattel geworfen zu werfen, der's ihm dann vormachte, wie's sein sollte.

Major von Pantin baute keine Handelsgewächse, um, wie er sagte, an Arbeitskräften und Betriebsmitteln zu sparen. Künstlichen Dünger bekamen seine Felder überhaupt nicht zu sehen. Die Rindviehhaltung war eine geringe; Malte behauptete, Milch und Butter hätten einen zu niedrigen Preis im Verhältnis zu Futter und Abwartung, da mäste er lieber Vieh, um möglichst schnell Futter in Geld umzusetzen. Die Schafhaltung dagegen war bedeutend. Pferde zog er mit gutem Erfolg. Er nutzte das Land mehr durch Brache, Ackerweide, Koppeln und Grasbau aus, als durch reinen Körnerbau.

Als der Rübenbau mehr und mehr in der Gegend Aufnahme fand, war der Langendammer einer der wenigen Grundbesitzer, die sich davon ausschlossen. Den „modernen Zuckerschwindel“ wolle er nicht mitmachen, sagte er. Malte war immer groß im Prophezeien gewesen; damals orakelte er: die Landwirte, welche Rüben bauten, würden in wenigen Jahren alle „koppheister“ schießen. Als die Zuckerfabrik, welche die anderen Grundbesitzer gemeinsam gegründet hatten, mehr und mehr prosperierte, und immer höhere Dividenden abwarf, raisonierte er zwar erst recht — einräumen, daß er sich geirrt habe, gab es bei ihm nicht — aber im Stillen fing er an, mit dem Gedanken zu liebäugeln, ob es nicht doch angezeigt sei, den Rübenbau bei sich einzuführen. Der Haken war nur, daß dazu so viele

Hände nötig waren, und Maltes Prinzip war ja gewesen: mit möglichst wenig Arbeitskräften auskommen.

Eigenartig wie seine ganze Wirtschaftsweise war auch sein Verhältnis zu den Arbeitern. Malte pflegte sich damit zu brüsten, daß Langendamm das einzige Gut sei weit und breit, auf dem noch das gute, alte patriarchalische Verhältnis bestehe zwischen Herrschaft und Tagelöhnern. In Wahrheit bestand das „Patriarchalische“ darin, daß er das Schimpfen und Fluchen, welches übereifrigen Gutsbeamten eigentümlich ist, in eigener Person besorgte. Zur Ergänzung ließ er auch die Reitpeitsche arbeiten. Die „gute alte Zeit“, der Malte mit soviel Wärme das Wort redete, herrschte allerdings insofern in seinem Dorfe, als dort seit Menschengedenken nichts für die Gebäude gethan worden war. Die Dächer der Kathen drohten vor Altersschwäche einzustürzen. Malte war für schneidige und militärische Disziplin eingenommen; die Kehrseite seiner Strenge war, daß er den Leuten außer dem Dienst die Zügel schießen ließ. In moralischer Beziehung mochten seinetwegen Fünfe gerade sein. Dazu waren die Langendammer Tagelöhner die schlecht gelohntesten der Gegend. Kein Wunder, daß Major von Pantin steten Leutewechsel hatte. Was den Dienst bei ihm aushielt, mußte schon hartgesotten sein.

Äußerlich hatte die Wirtschaft einen flotten Anstrich. Durch sein persönliches Antreiben, Aufpassen und Eingreifen gelang es Herrn von Pantin, fertig zu

bringen, was andere minder thätige und genaue Herren kaum mit einem Stamme gutgelohnter Arbeiter erreichten.

Seine Wirtschaftsweise hatte einen Vorzug — der wog in den Augen vieler Leute alle ihre Mängel auf — er wirtschaftete billig. Die Kunst, mit so geringen Löhnen auszukommen, wie der Langendammer, fand Bewunderer. Malte galt als ein praktischer Landwirt. Außerdem gehörte er zu denen, die sich selbst und ihr Thun mit solcher Beharrlichkeit und so laut loben, daß man ihm, betäubt gewissermaßen von dem Schall seiner Worte, schließlich was er behauptete, glaubte.

Dem Langendammer Hause fehlte die Hausfrau Frau von Pantin war eine energische Dame gewesen. Sie hatte in Haus, Hof und Familie auf Zucht und Ordnung gehalten. Ihr Verdienst war es, daß der tolle Malte einigermaßen solid geworden. Ihn ganz zahm zu machen, war zwar auch ihr nicht gelungen, aber sie hatte doch wenigstens erreicht, daß er als Familienvater das Hazardspiel unterließ, und auch im Trinken sich einiges Maß auferlegte. So großsprecherisch und breitspurig Malte auch aufzutreten pflegte, seiner Hausfrau gegenüber war er ganz klein. Sie hatte auch in die Geldverhältnisse ihres Mannes mit der Zeit einige Ordnung gebracht.

Die Frau starb viel zu früh für Mann und Kinder. Ulrich war eben erst Offizier geworden, Wanda hatte sich vor kurzem mit Herrn von Rentell verheiratet, der

jüngste Sohn befand sich auf der Kadettenanstalt, und Kari war ein unerzogenes Ding im Backfischalter, das der mütterlichen Fürsorge noch gar sehr bedurft hätte.

Es hätte nahe gelegen, Kari in eine Pension zu schicken, oder ihr eine Erzieherin zu halten; aber davon wollte Major von Pantin nichts wissen. Bildung hielt er für etwas sehr Überflüssiges. Der Gedanke, für die Erziehung seiner Kinder mehr, als unbedingt nötig war, auszugeben, wäre ihm als unverantwortliche Verschwendung erschienen.

So wuchs denn Kari auf in Langendamm unter dem Auge ihres Vaters, der alles andere war, als ein passender Erzieher für junge Mädchen. Unterrichtet wurde das Fräulein vom Dorfschullehrer, ein Mann von der alten Schule, der selbst nicht allzuviel wußte. Eine Kirche war nicht in Langendamm, Dorf und Gut waren nach dem nahen Ernsthof eingepfarrt. Von dem dortigen Pfarrer wurde Kari eingesegnet.

Ihr Urteil über Welt und Leben bildete sich das junge Mädchen aus Sportblättern und agrarischen Zeitungen, die ihr Vater hielt. Von der Gesellschaft erfuhr sie gelegentlich mal was, wenn ihr Bruder Ulrich, der inzwischen geheiratet hatte, mit seiner Frau von Berlin nach Langendamm auf Urlaub kam. Mira war Karis Ideal. An die schöne, elegante Schwägerin klammerte sich das junge Mädchen mit einer sich selbst verlierenden Hingebung, wie sie eben nur ein solch unerfahrenes

Ding fähig ist. Mira gab mehr und mehr den Ton an in Langendamm.

Karis Leben wäre ziemlich inhaltslos und öde gewesen, hätte sie nicht das Dorf gehabt. Das Dorf mit seinen Hausfrauen, die ihre Klatschbasen, mit seinen Kindern, die ihre Spielgefährten waren. Sie verstand es wundervoll, mit den Leuten auszukommen, die ihr alle ihre Sorgen und Nöte anvertrauten. Durch ihre Gutmütigkeit machte sie Manches gut, was der rücksichtslose Vater den Leuten gegenüber verdarb.

Auf diese Weise gewann sie Erfahrung und Einblick in das wirkliche Leben, wie sie jungen Mädchen ihres Standes selten zu Teil werden. Und wenn auch Kari in Ställen, Gesindestuben und Kathen Manches zu sehen und zu hören bekam, das nicht für Auge und Ohr einer jungen Dame geeignet erscheint, so that das dem innersten Kern ihres Wesens: ihrem weiblichen Takt und ihrer Keuschheit, doch keinen Schaden. Es war kein Nährboden da, auf dem diese Keime hätten wuchern können, ihre Natur war gesund genug, auch diese derbe Kost zu vertragen und das Unzuträgliche auszuscheiden. —

So war aus Kari ein eigentümliches Zwitterding geworden: ein großes, kraftstrotzendes Mädel, natürlich und unbefangen wie eine Feldblume, etwas ungeschlacht zwar und noch ohne Haltung und Schliff, aber doch nicht aller weiblichen Reize bar, denen nur die Pflege fehlte, um sich zur Anmut zu entwickeln.

Der Vater bestärkte sie in ihrem burschikosen Wesen, behandelte sie wie einen Jungen, nahm sie mit auf die Jagd, ließ sie Pferde zureiten und einfahren. Weder ihm, noch Kari selbst, war es bisher zum Bewußtsein gekommen, daß sie eine Jungfrau sei, an der Schwelle weiblicher Reife.

Mira öffnete dem Schwiegervater in ihrer unverfrorenen Weise darüber eines Tages die Augen. So wie Kari jetzt sei, ein verkleideter Junge, wäre sie einfach unmöglich. Vor allem müsse sie lange Kleider bekommen, um ihre Waden zu verdecken, und für ihre Taille habe auch etwas zu geschehen. Gehen und stehen müsse sie lernen, essen, sitzen und ihre roten Hände und großen Füße unterbringen, überhaupt sich als Dame benehmen. Dazu sei das beste Mittel Tanzstunde. Französisch und ein wenig Klavierspiel würden auch nicht vom Übel sein.

Malte wollte sich anfangs sträuben dagegen, denn das bedeutete: Ausgaben; aber Mira wußte ihm klar zu machen, daß er, wenn Kari in der jetzigen Verwilderung bleibe, die Aussicht aufgeben müsse, sie jemals standesgemäß zu verheiraten. Das zog. —

Kari wurde also zur höheren Ausbildung in die Kreisstadt geschickt. Sie wohnte bei ihrer Schwester Wanda. Mit einigen anderen jungen Mädchen, Offizierstöchtern und Edelfräuleins vom Lande, machte sie einen Tanzstundenkursus durch, in einem englisch-französischen Kränzchen wurde ihr Gelegenheit geboten, sich Sprach-

kenntnisse anzueignen, und auch dafür wurde gesorgt, daß die angehende junge Dame später einmal auf die Frage: „Sind Sie musikalisch?" mit „ja!" antworten könne.

Einen Winter brachte Kari mit solchen Studien zu, dann kehrte sie zu ihrem Vater nach Langendamm zurück. Sie war gesetzter geworden in ihrem Wesen, in ihrer Erscheinung damenhafter, aber im Grunde war Kari dasselbe harmlose, gutmütige, einfache Ding geblieben, das sie gewesen vor dieser Zustutzung.

Natürlich sollten die Künste, die man ihr beigebracht hatte, nun auch nutzbar gemacht werden. Das junge Mädchen wurde ausgeführt.

Da gab es die üblichen Diners in der Nachbarschaft, gelegentlich veranstaltete die Garnison einen Tanz, ein Rennen, ein Picknick. Mit den Dragonern, bei dem ihr jüngerer Bruder soeben als Fähnrich eingetreten war, kam das junge Mädchen bald auf guten Fuß. Sie begann, sich dem geselligen Leben in völlig unblasierter Genußfähigkeit hinzugeben.

Ein Ereignis von Bedeutung wurde für Kari ihr Bekanntwerden mit dem Regierungsassessor John von Katzenberg. Er huldigte ihr vom ersten Augenblick an, zeigte ihr in nicht mißzuverstehender Weise sein Interesse. Kein Wunder, daß sich das achtzehnjährige Ding dem Rausche hingab, den das Bewußtsein, geliebt zu zu werden, in jeder Frauennatur hervorruft. Und alle Welt schien ihr bestätigen zu wollen, daß das, was sie erlebte, nicht Traum sei. Mira protegierte das Ver-

hältnis, spielte gewissermaßen die Dame d'honeur der Beiden. Von ihren Brüdern wurde Kari damit geneckt, daß Herr von Katzenberg in sie verschossen sei, und ihr Vater sprach ziemlich unverblümt darüber, daß er den Regierungsassessor, wenn er anhalten würde, — was jeden Tag geschehen könne -- ihre Hand nicht verweigern werde.

Und nun auf einmal war darin ein völlig unerwarteter und für Kari unerklärlicher Umschwung eingetreten.

Von dem Augenblick ab nämlich, da John von Katzenberg den Landrat sicher hatte, kam er nicht mehr nach Langendamm, wo er doch eine Zeit lang beinahe täglicher Gast gewesen war. Major von Pantin machte ihm gelegentlich Vorstellungen, daß er sein Haus vernachlässige. Der junge Mann antwortete darauf, ohne die geringste Befangenheit zu zeigen, mit einem verbindlichen Lächeln: er habe, nun er Landrat sei, einen so verantwortungsvollen Posten und soviel Arbeit, daß er an Besuche auf dem Lande zunächst garnicht denken könne. Malte ahnte, daß das eine Finte sei, aber was sollte er machen solcher Aalglätte gegenüber? Soweit zu gehen, daß man ihn beim Worte hätte nehmen können, hatte sich der vorsichtige Freier wohl gehütet.

Für Kari war das eine herbe Erfahrung. Schwerer noch als sein Fernbleiben von Langendamm ertrug sie Katzenbergs Benehmen, wenn man sich in Gesellschaft am dritten Orte traf. Sein Verhalten war auf

einmal steif und förmlich geworden. Und wenn er mit ihr sprach, geschah es in einem spöttischen Tone, daß sie das Gefühl hatte, er mache sich über sie lustig. Sie wußte dem nichts entgegenzusetzen als ihre Verwirrung, oft brachte er sie durch sein Wesen dem Weinen nahe.

Sie konnte sich nicht in diesen Wechsel finden. Der Gedanke, daß er mit ihr gespielt habe, kam ihr nicht. Arglist, die ihr selbst so völlig fremd war, setzte sie auch nicht bei Anderen voraus. Sie war völlig ratlos. Wem sollte sie sich anvertrauen? Eine Mutter hatte sie nicht; Wanda, der sie mal ihr Herz ausschüttete, meinte, sie solle sich nur um Gottes willen nichts merken lassen, sonst gäbe es einen großen Skandal und die Brüder müßten sich womöglich mit Herrn von Katzenberg schießen. Im übrigen behauptete Wanda, daß an der ganzen Geschichte niemand anders schuld sei als Mira.

Vollends gemißhandelt und in ihrem Schamgefühl verwirrt aber fühlte sich das junge Mädchen, als ihr Vater sie eines Tages zur Rede stellte, und sie fragte, wie weit sie nun eigentlich mit ihrem Katzenberg sei. Sie wußte nichts zu sagen. Da wurde Malte wütend, nannte sie eine „dumme Gans“ und warf ihr vor, sie habe es nicht verstanden, den jungen Mann festzuhalten, ihre Dummheit habe ihn abgeschreckt, anzubeißen.

Maltes Laune besserte sich wesentlich, als Landrat von Katzenberg die Einladung zur Jagd nach Langen-

damm mit einer höflichen Zusage beantwortete. Nun konnte noch Alles gut werden. Jetzt kam es nur darauf an, daß man es richtig anfing; der junge Mann mußte dazu gebracht werden, endlich Farbe zu bekennen. Das wollte er schon besorgen.

Er verschrieb umgehend eine neue Toilette für Kari aus Berlin, glänzender als sie je bisher eine gehabt hatte. Dann nahm er das Mädchen selbst in's Gebet: daß sie ihm Ehre einlege bei der Gelegenheit! Liebenswürdig und zuvorkommend habe sie zu sein; ganz besonders aber wünsche er, daß sie den Landrat auszeichne. Und daß sie ihm nicht etwa solch ein thörichtes Gesicht mache wie jetzt! Überhaupt sie solle sich zusammennehmen und die Ohren steif halten, das bitte er sich aus! —

Nachdem Kari diese Instruktion empfangen hatte, sah sie natürlich dem Jagdtage erst recht mit bangen Gefühlen entgegen.

* * *

Erich von Kriebow war nicht zum ersten Male in Langendamm auf Treibjagd. Er wußte ungefähr, was er dort zu erwarten hatte. Wild war ja immer leidlich dagewesen, aber die Treiben hätten besser geleitet sein können. Der alte Hanning sollte eigentlich die Treiber führen, aber der Jagdherr fuhr ihm immerwährend dazwischen mit Befehlen und Gegenbefehlen.

Die Folge war, daß die Leute nicht wußten, nach wem sie sich zu richten hatten.

Nach dem Treiben bemängelte dann Malte das Schießen seiner Gäste, sagte jedem, wie er es eigentlich hätte machen sollen. Und beim Diner pflegte sich der Jagdgeber so an den eigenen Weinen und noch mehr vielleicht an seinen eigenen Reden zu erhitzen, daß er für den Rest des Abends nicht mehr zurechnungsfähig war. Diese Feste endeten dann mit einem ausgiebigen L'hombre, aus dem sich in den Morgenstunden gewöhnlich ein Hazard entwickelte.

Früher war Kriebow gern nach Langendamm zur Jagd gefahren, die tolle Wirtschaft dort hatte ihn belustigt; in seiner gegenwärtigen Stimmung aber, die noch ganz unter dem Eindrucke der unangenehmen Erfahrungen stand, die er beim Neujahrsabschluß gemacht hatte, war er nicht sonderlich erbaut in der Aussicht auf ein solches Vergnügen. Aus alter Freundschaft zum Pantinschen Hause aber ging er doch hin.

Ulrich war eigens zu dieser Jagd von Berlin herübergekommen. Der jüngste Pantin, inzwischen zum Lieutnant befördert, war mit einer Anzahl Kameraden von der Garnison eingetroffen. Der Schwiegersohn, Major von Rentell, fehlte auch nicht. Katzenberg, der neugebackene Landrat, kam mit einem funkelnagelneuen Schlitten, wehenden Roßhaarschweifen, prächtiger Schlittendecke, er selbst, wie sein Kutscher, ganz in kostbaren Pelz gehüllt.

Kriebow, der mit Ulrich in der Haushalle stand, und das Vorfahren der Gäste beobachtete, ärgerte sich über die Protzigkeit dieses Gefährts. Außerdem verdroß es ihn, zu sehen, wie der junge Katzenberg vom Jagdgeber mit besonderer Aufmerksamkeit empfangen wurde; also dieser Kultus sollte weitergehen! —

Die Nachbarn erschienen, bis auf einige, die mit dem Krakeeler Malte gerade verzankt waren. Einer der letzten Schlitten, die vorfuhren, war ein niedriger Strohschlitten, ein Paar derbe Gäule mit Ackergeschirren davor. „Wen habt Ihr denn da?“ fragte Kriebow den neben ihm stehenden Ulrich. Er glaubte den Mann im Schlitten mit seinem Schafwollpelz noch nie gesehen zu haben. War denn das ein Herr? — Ulrich entschuldigte es gewissermaßen, daß sie den geladen hätten, aber es sei ihr nächster Nachbar, der Ragatziner.

Jetzt erkannte ihn Kriebow wieder. Natürlich, das war ja Klaven! Die winterliche Vermummung hatte ihn nur so fremd erscheinen lassen. Er erwiderte, daß er Herrn von Klaven garnicht so übel fände. Ulrich zuckte die Achseln und meinte: „Man fühlt sich immer bewogen, ihm fünfzig Pfennig in die Hand zu drücken, damit er mal zum Friseur gehen kann.“ — Kriebow mußte lachen; es war nicht zu leugnen: Klaven trug eine Bartmähne zur Schau, an die wohl seit Wochen keine Scheere mehr gekommen sein mochte.

Im Grunde freute es Kriebow, den Ragatziner wiederzusehen. Der Mann hatte etwas Sympathisches

für ihn, seit er ihn neulich bei der Landratswahl als Gegner von Katzenberg kennen gelernt. Und dann hatte Erich noch einen anderen Grund, dem Nachbar wohlzuwollen: es lag so etwas wie eine Beruhigung für ihn darin, daß es Leute gab, die sich in einer noch schwierigeren Lage befanden als er. Es that wohl, zu denken, daß der Ragatziner auch Vermögenssorgen habe. Klaven war ihm dadurch näher gerückt, er war geneigt, über die Rauhheit seiner Erscheinung hinwegzusehen und ihm selbst die ärgsten Toilettensünden zu verzeihen. —

Malte rief zum Aufbruch. Nachdem man sich mit einigen Kognaks gestärkt und die Cigarren angesteckt hatte, ging's hinaus. Der erste Kessel wurde gleich hinter dem Dorfe angelegt.

„Kriebow, nächster Schütze!“ rief Malte mit seinem knatternden Organe. Erich dankte und schritt, Gewehr über dem Rücken, hinter dem zuletzt abgeschickten Treiber her, in den Fußtapfen der Vorgänger, die im tiefen Schnee bereits eine festgetretene Bahn gebildet hatten.

Als das erste Signal ertönte, machte Kriebow mechanisch die Wendung in den Kessel. Seine Nachbarn waren: rechts John Katzenberg, links Klaven.

Der Schnee hatte eine Kruste und trug die Hasen. Die Kälte hatte sie rege gemacht, sie kamen frühzeitig 'an.

Kriebow hatte schlechten Anlauf und konnte zusehen, wie die Anderen schossen. Katzenberg schien ein ausgezeichnetes Gewehr zu führen: er machte einige außer-

gewöhnlich weite Schüsse. Außerdem hatte er seinen Kutscher hinter sich, der ihm ein Reservegewehr nachtrug. Der Landrat schien ein eifriger Schütze, einmal lief er weit in den Kessel hinein und schoß auf Hasen, die möglicherweise hätten zu den Nachbarn laufen können, dann wieder blieb er in der Linie zurück, bildete einen „Sack“. Der Erfolg war, daß die Hasen rudelweise in die Lücke hineinliefen, so daß Katzenberg aus dem Schießen garnicht herauskam.

Kriebows Stimmung gegen den Landrat wurde dadurch nicht gebessert; er beschloß, nach dem Treiben dem Herrn das „unfeine Manöver“ zu stecken.

Der Ragatziner auf Erichs anderer Seite schoß viele Hasen an. ‚Sein Gewehr streut‘, dachte Kriebow bei sich, der einigen von diesen krank Geschossenen den Garaus machte. ‚Armer Kerl! Er kann sich kein besseres anschaffen.‘

Nach dem Treiben wurde Strecke gemacht. Malte notierte, was die einzelnen Schützen erlegt hatten. John Katzenberg konnte die meisten Hasen anmelden. Kriebow sagte mit absichtlich erhobener Stimme, daß es in dieser Gegend nicht Sitte sei, den Nachbarn vorzuschießen. Katzenberg prüfte mit einem blitzschnellen Blicke Kriebows Züge, ihn gewissermaßen daraufhin abschätzend, ob er der Mann sei, seine Bemerkung zu vertreten. Dann lächelte er verbindlich, verbeugte sich und dankte für „gütige Belehrung“.

Während der zweite Kessel angelegt wurde, hockte

man an einer zugigen Feldecke auf Jagdstöcken beisammen, die Beine weit von sich gestreckt, die Hände in den Jagdmüffen, mit blauroten Wangen und bereiften Bärten; und lauschte den neuesten Skandalgeschichten aus der Residenz, die Ulrich zum besten gab. Hin und wieder wurde der Erzähler von einem wiehernden Gelächter unterbrochen.

Kriebow, der ja noch nicht allzu lange von Berlin weg war, fand, daß er noch ziemlich genau im Bilde sei über die Verhältnisse und Menschen, von denen da die Rede war. Es waren die alten Geschichten: Courmachereien, Liaisons, Hofintriguen, Klubaffairen, Bankerotte, Geldheiraten, Duelle, vermuteter und offenkundiger Ehebruch. — Ulrich erzählte in affektiert gleichgiltigem Tone, nachlässig, als seien das die alltäglichsten Dinge der Welt. Dabei konnte man ihm das Behagen anmerken, daß er mit dem abgestandenen Klatsch der hauptstädtischen Saison bei diesen Provinzialen noch so viel Glück machte.

Jeder that natürlich, als kenne er die Persönlichkeiten, von denen hier gesprochen wurde, ganz genau. John Katzenberg besonders leistete Großes in solchem Vorgeben von Intimität. Wenn er gefragt wurde: „Kennen Sie den Grafen Soundso?“ Dann antwortete er: „Meinen Sie Botho, oder meinen Sie Udo?“ Es war ihm ein Kleines zu erzählen: „Neulich fuhr Fürst X. an mir vorbei Unter den Linden, als er mich sah, ließ er halten ......“ Wirkliche Kenner der

Gesellschaft lächelten über soche Prahlerei, aber es gab doch Leute, denen er damit imponierte.

Im nächsten Kessel hatte Kriebow andere Nachbarn; er konnte von weitem beobachten, daß Katzenberg, der diesmal zwischen Malte und Ulrich untergebracht war, sich genau so schußgierig benahm, wie vorher. Ihn ging es nichts an, aber daß die Pantins sich das so gefallen ließen! —

Das Jagdfrühstück fand wie alljährlich vor einem auf freiem Felde gelegenen Schuppen statt. Tische und Stühle waren aufgestellt, ein Feuer brannte, an welchem Speisen und Getränke gewärmt wurden. Bei der Kälte that der steife Grog, den der alte Hanning braute, gut. Dort verweilte man eine ganze Weile. Niemand hatte es besonders eilig mit dem Aufbruch. In der Nähe des brennenden Holzstoßes, geschützt durch den Schuppen vor dem Winde, in guter Gesellschaft, gewürzt durch saftige Weidmannsgeschichten, lebte es sich angenehm.

Nach dem Frühstück ließ der Jagdherr ein paar Waldtreiben machen. Dadurch wurde die Jagd bunter. Fasan kam vor, Kaninchen, und Rehwild; auch ein Fuchs wurde zur Strecke gebracht.

Die Schlitten waren nach einem bestimmten Platz im Walde bestellt worden; nun ging es mit lustigem Geläut nach Langendamm zurück.

Kriebow hatte mit Herrn von Klaven gemeinsam ein Zimmer angewiesen bekommen, zum Umziehen

Während des Ankleidens zum Diner kam das Gespräch unwillkürlich auf die Landwirtschaft. Kriebow hatte den Ragatziner als einen tüchtigen Landwirt rühmen hören. Klaven habe — so hatte der Gewährsmann berichtet — Ragatzin in einem durch Raubbau und Mißwirtschaft völlig verwahrlosten Zustande übernommen, und jetzt, nach etwa zehnjährigem Besitz, stehe es in hoher Kultur.

Erich fragte Klaven, wie er das und jenes bei sich eingerichtet habe. Die Antworten des Ragatziners und ihre Begründung erschienen ihm einleuchtend. Der Mann verstand seinen Kram, das sah man aus jedem Worte; und dabei renommierte er doch nicht mit seinem Können, wie es z. B. Malte that.

Ein Wort gab das andere; Kriebow erzählte von Grabenhagen. Er machte seinem Herzen Luft: was nutzte es alles, wenn man ein großes schönes Gut besaß, und die Einnahmen daraus waren gering.

„Sie haben einen Inspektor?“ fragte Klaven.

Kriebow bejahte!

„Dann liegt es ja überhaupt garnicht in Ihrer Hand, aus Ihrem Gute zu machen, was Sie wollen.“

Kriebow meinte: glücklicher Weise habe er einen tüchtigen und erfahrenen Mann, auf den er sich ganz und gar verlassen könne.

„Es ist und bleibt aber doch ein Fremder, der zwischen Ihnen und Ihrem Gute steht“, sagte Klaven. „Seine Thätigkeit giebt schließlich doch den Aus-

schlag und nicht die Ihre. Ein Verhältnis, das ich nie und nimmer ertragen würde! Mein Ragatzin und ich wir gehören untrennbar zusammen, und da dürfte mir kein Fremder dazwischen kommen."

Der Grabenhäger war einigermaßen befremdet über diese Auffassung. Nach einiger Zeit meinte er: „Was sagen Sie denn dann zu den Leuten, die ihr Gut verpachten?"

„Wie man das über's Herz bringen kann, verstehe ich einfach nicht. Das kommt mir so vor, als ob jemand seine Braut meistbietend verauktionierte."

Kriebow lachte über die paradoxe Behauptung.

„Dieses Mietlingswesen nimmt ja leider mehr und mehr überhand. Die Leute empfinden es schon garnicht mehr als unnatürlich, wenn sie Fremden überlassen, was doch ihr Amt ist! Denn der Grundbesitz ist ein Amt und nicht ein Geschäft, darin liegt's! In früheren Zeiten war man sich auch dessen bewußt, da war man stolz auf sein Amt, und hätte es um keinen Preis von einem anderen verwalten lassen. Was hat denn uns, dem niederen Adel, Bedeutung verliehen? Was war denn unsere beste Kraft, besser noch als das Schwert? Unser Anspruch auf ein Lehen, unser Recht, ein Stück heimatlichen Grund und Bodens zu beherrschen. Es giebt gar keinen höheren und edleren Beruf, und darum waren eben die, die ihn ausübten, die Edlen."

„Das war aber im Mittelalter, Herr von Klaven;

die Zustände können wir doch jetzt nicht wieder einführen."

„Das Gute und Berechtigte davon hätten wir uns recht gut in unsere Tage hinüberretten können. Ich will nicht die Feudalzeit neu beleben; die ist ein für allemal begraben. Aber wenn wir uns die beste Seite des Lehnsverhältnisses bewahrt hätten: Treue und Pflichtbewußtsein, wie anders würden wir dastehen in der neuen Zeit. Vor allem aber sollten wir das Werk fortführen, an dem unsere Ahnen stark und mächtig geworden sind, wir sollten den Grund und Boden kultivieren, den uns die Väter hinterlassen haben. Mit dem Grundbesitz steht und fällt unser Stand; ohne ihn hat er keinen Sinn. Sind wir erst mal runter von der Scholle, dann sinken wir zurück in die graue Masse, aus der sich unsere Vorfahren erhoben haben."

Klaven stand da vor dem Grabenhäger in der ganzen Bärenhaftigkeit seiner Erscheinung und begleitete seine Worte mit kräftigen, charakteristischen Handbewegungen. Er schien ganz erfüllt von seinem Thema.

„Was haben wir anstatt dessen gethan!" fuhr er fort. „Vor unserem Todfeinde haben wir die Waffen gestreckt, vor dem Kapitalismus. Um was dreht sich denn heutzutage das Interesse der Standesgenossen? Um Geld und wieder um Geld! Das ist das Gift, das unser Blut zersetzt. Beim Tanze um das goldene Kalb geht der Standescharakter verloren, Würde und Ehre werden dreingegeben. Und auch der Grund und

Boden ist zu einem Spekulationsartikel geworden. Daß große und vornehme Pflichten im Erdreich vergraben liegen, die man heben soll, wer denkt da jetzt noch dran! So ein Gut wird vererbt und erstanden, gekauft und verkauft, gleich Aktien. Wenn's nur Zinsen abwirft! Man läßt den Grundbesitz arbeiten, wie ein Kapital; selbst will man keinen Finger dabei rühren. Die Pflichtvergessenheit kann ich eben den Leuten nicht verzeihen, daß sie ein ihnen von Gott gegebenes Amt so vernachlässigen."

Kriebow hatte mit wachsendem Staunen zugehört. Ein merkwürdiger Bursche dieser Klaven! Er besah sich den Mann etwas näher, wie er da stand, bemüht, sich den Hemdkragen anzuknöpfen, untersetzt, breitschulterig, mit rundem Schädel und blauen lebhaften Augen, das ganze Gesicht in eine gelbbraune Mähne gehüllt. Der Mensch war wirklich weit von allem Chic entfernt. Kriebow konstatierte mit Schaudern, daß er hohe Stiefeln zu den Frackſachen trug. Die Einrichtung von festen Kragen und Manschetten schien er auch noch nicht zu kennen.

Trotzdem machte der Mann auch diesmal wieder starken Eindruck auf Kriebow. Hinter seinen Worten stand ein ganzer Kerl! —

„Sie beschäftigen sich wohl viel mit dieser Art Fragen, — ich meine, wovon wir eben gesprochen haben — lesen, oder schreiben am Ende gar darüber."

„Gott bewahre mich! Zum Schreiben hätte ich

keinen Augenblick Zeit. Lesen eher noch. Aber wissen Sie, Herr von Kriebow, solche Dinge lernt man nicht aus Büchern; das muß man am eigenen Leibe erfahren. Und meine Schule habe ich durchgemacht, das kann ich wohl sagen!" —

Der Grabenhäger hätte gern noch Manches von seinem sonderbaren Nachbar in Erfahrung gebracht, es war aber inzwischen Zeit geworden, zu Tisch zu gehen. Schon war der alte Hanning einmal mahnen gekommen.

Im Salon empfing Kari als einzige Dame. Ihre Schwester, Frau von Rentell, war abgehalten, da zu sein. Wanda erwartete wieder einmal, wie Malte jedem mitteilte, der es hören wollte.

Kari sah gut aus. Sie trug ein dunkles Kleid, mit Brustausschnitt, das die schöne Farbe ihrer Haut und den zarten Ansatz der Büste blicken ließ. Sie war befangen; Kriebow fühlte deutlich das Zittern ihrer Hand, als er sie begrüßte. Er fand das erklärlich; keine Kleinigkeit für das junge Ding, unter so vielen Nimroden das zarte Geschlecht repräsentieren zu müssen. —

„Zum Schüsseltreiben, meine Herren!" rief Malte. „Jeder suche sich eine Dame aus!" damit nahm er einen jungen Lieutnant unter den Arm. „Und du, Kari, suchst dir einen Herrn! Wer dir am besten gefällt — wie wird's Kari!"

Verschiedene lachten über die Verwirrung des jungen Mädchens. Kari stand da, wie mit Blut übergossen, wußte nicht, was sie thun solle.

Landrat von Katzenberg benutzte die Gelegenheit, vor sie hin zu treten und ihr mit siegesbewußter Miene seine Verbeugung zu machen. Das Mädchen aber eilte, den Landrat stehen lassend, auf ihren jüngeren Bruder zu, dem sie den Arm gab.

„Bravo!“ konnte sich Kriebow nicht enthalten, zu rufen. Wie er diesem arroganten Schlingel, dem Katzenberg, das gönnte! —

Die Tischordnung war ziemlich willkürlich. Malte präsidierte an dem einen Ende der langen Tafel, an dem anderen saß die Tochter des Hauses. Der Landrat hatte es so einzurichten verstanden, daß er doch neben Kari zu sitzen kam.

Die Unterhaltung war laut und ungeniert. Durch das lebhafte Durcheinandersprechen von einigen zwanzig Herren hörte man aber doch immer das Organ des Hausherrn, das alle übertönte. Er erzählte Anekdoten, und nicht von der feinsten Sorte. Dann wieder rief er seiner Tochter über den Tisch weg zu: ihre Nachbarn hätten nichts zu trinken, und sie solle gefälligst für Unterhaltung sorgen da unten.

Erich von Kriebow bedauerte das arme Ding von Grund der Seele. Es war ihr anzusehen, wie sie abwechselnd blaß und rot wurde, daß sie unter der Taktlosigkeit des Vaters schwer litt. Und nun noch diesen Katzenberg zum Nachbar zu haben! — Er hätte den Schlingel ohrfeigen mögen, wie er so da saß: Monocle im Auge, das junge Mädchen dreist fixierend.

„Neues Kleid! ... Sehr chic! ... Aus Berlin? .. Hat natürlich Frau Mira ausgesucht; sieht man sofort! Nun bekommt man doch mal Ihren Hals zu sehen...... Das Rotwerden steht Ihnen so gut, gnädiges Fräulein. Das überläuft Sie so vom Genick unter das Haar.... Sehen Sie jetzt wieder! — —“

Kari war dem Weinen nahe.

Beim Braten erhob sich der Wirt und ernannte Herrn von Katzenberg zum Jagdkönig. Er feierte ihn sodann in seinem Toast als einen Mann, der als Schütze sowohl wie als Landrat, stets das Richtige träfe. Und sie hätten auch das Beste getroffen, als sie ihn sich erwählt. Kurz der Kreis könne sich zu solchem Manne gratulieren. Und nun fehle ihm nur noch eines zur Vollkommenheit, daß er dem Kreise möglichst bald eine junge Frau Landrätin vorstelle. Darauf leere er sein Glas.

John Katzenberg erhob sich sofort zur Erwiderung. Er lehnte zunächst das allzu reich gespendete Lob ab. Den guten Willen habe er, das dürfe er von sich sagen. Und da man „unter sich“ sei, wolle er nur soviel bemerken, der Kreis: das seien in allererster Linie die Leute, die er hier um sich sehe, der grundbesitzende Adel, dem seine Familie ja auch angehöre. Sich seines Standes würdig zu erweisen, das sei von jeher sein brennendes Verlangen gewesen.

„Bravo!“ schrie Malte dazwischen.

Was nun den väterlichen Wink anbelange, den ihm

der liebenswürdige Wirt gegeben, fuhr Katzenberg fort, so werde er sich auch hierin bestreben, die Wünsche des Kreises zu erfüllen, mit der Zeit. Von da einen Übergang zu den Damen zu finden, sei nicht schwer. Er bitte die Herren mit ihm anzustoßen auf die reizende Tochter des Hauses, die sich heute als eine erfahrene Hausfrau bewährt habe.

Kari that ihm schon wieder den Gefallen, zu erröten; mit niedergeschlagenen Augen stand sie da und stieß mit den Herren an, die sich nach diesem Toast lärmend um sie drängten. Malte war vor Entzücken außer sich. „Ein Mordskerl der Katzenberg!" hörte man ihn rufen. „Der muß in den Landtag! Den schicken wir das nächste Mal in den Landtag."

Kriebows Blick war zufälligerweise während Katzenbergs Rede auf Klaven gefallen, der ihm schräg gegenüber saß. Er hatte in den Zügen des Ragatziners einen Ausdruck starken Mißmuts gelesen. Kriebow machte ihm ein Zeichen des Einverständnisses und trank ihm zu.

Die Unterhaltung wurde immer lärmender, die Hitze in dem ziemlich niedrigen Raume war längst unerträglich geworden, der Sekt floß reichlich. Auch draußen mußte es munter zugehen; Erich bemerkte, daß sein Kutscher Franz, der mit zum Bedienen herangezogen war, in einem fort lächelte. Er kannte seinen Franz; das war ein sicheres Zeichen, daß er zuviel des Guten gethan habe. Kriebow überlegte im Stillen,

daß er wohl also selbst zu fahren haben werde heute Nacht, wenn er nicht umgeworfen sein wollte.

Nachdem die süße Speise herumgereicht worden war, rief Malte über den Tisch hinüber: Die Damen könnten sich nun zurückziehen. Kari ließ sich das nicht zweimal sagen; an den Herren, die aufgesprungen waren, vorbei, eilte sie zur Thür und verschwand. „Na, nun kann man doch endlich ein freies Wort reden!" sagte der Hausherr.

Die Tischordnung wurde jetzt nicht mehr inne gehalten, es bildeten sich Gruppen. Malte verschenkte alten Portwein.

Kriebow stand in der Thür zwischen dem Zimmer des Hausherrn und dem Eßzimmer, und betrachtete sich die Gesellschaft. Ulrich trat zu ihm. Nachdem er erst ein paar nebensächliche Bemerkungen gemacht, denen anzumerken war, daß sie nur die Einleitung sein sollten zu Wichtigerem, sagte er plötzlich, näher zu Kriebow herantretend: „Ein paar Worte nur, Erich! Ich sprach neulich mit Dir über unsere Vermögensverhältnisse; ich wollte Dich heute nur bitten, was ich Dir da mitgeteilt habe, als ganz diskret zu behandeln."

„Das versteht sich doch ganz von selbst, bester Ulrich!" sagte der Grabenhäger, „außerdem hast Du mir das schon damals gleich an's Herz gelegt."

„Ja, ich meinte auch nur so — und dann wollte ich Dir da noch einiges erklären. Inzwischen hat sich nämlich manches geändert. Mein Vater hat bessere

Geschäfte gemacht in der letzten Zeit. Wir sind aus der Klemme heraus. Ich hielt es für meine Pflicht, Dir das mitzuteilen, zur Berichtigung, verstehst Du!"

„Das ist ja sehr angenehm für Dich!" meinte Erich. „Dein alter Herr hat wohl die Remonten gut verkauft?"

„Ja! Er hat die Remonten gut verkauft," erwiderte Ulrich in einer hastigen Weise, die Kriebow stutzen machte. „Es ist überhaupt besser gegangen in der letzten Zeit, in allem. — Er hat sich zu helfen gewußt."

„Nun da gratuliere ich," sagte der Grabenhäger. „Ich wünschte, ich könnte dasselbe von meinen Finanzen behaupten. Ich werde mir mal das Rezept von Deinem Vater verschreiben lassen, wie man das macht."

Im Grunde war Kriebow ungläubig. Es schien zu unwahrscheinlich, daß die schwere Kalamität, in der sich Pantins nach Ulrichs eigenem Geständnis noch eben befunden hatten, durch einen günstigen Pferdeverkauf gehoben sein sollte. Es war wohl vielmehr doch wahr, was die Leute lauter und lauter behaupteten: Malte hatte dem Kommerzienrat Groß-Podar billig verschafft und war für seine Bemühungen bei dem Handel entschädigt worden. Der Grabenhäger war diesem Gerücht bisher, wo er ihm begegnet, energisch entgegengetreten, aus Freundschaft zum Langendammer Hause; er hatte so etwas nicht von Malte glauben wollen.

Aber die Indizien dafür mehrten sich. Maltes

übereifriges Eintreten für John Katzenbergs Landratskandidatur war schon verdächtig gewesen, dazu die auffällige Protektion, welche die sonst so exklusive Mira dieser Familie angedeihen ließ, und nun Ulrichs eigentümliches und widerspruchsvolles Verhalten. — Wozu mußte er denn ihm das erzählen? Kriebow hatte ihn doch garnicht gefragt nach seiner und seines Vaters Vermögenslage. Offenbar fürchtete Ulrich, daß die Welt bereits etwas argwöhne, und wollte sich darum in den Augen des Freundes reinwaschen; doch war er zu wenig abgebrüht, um mit dreister Stirn zu lügen. Seine Befangenheit verriet ihn.

Der alte Portwein war ausgetrunken; der Hausherr forderte auf, nun zum Kaffee in den Salon zu gehen.

Während er als Letzter durch die Thür schritt, packte Malte seinen Sohn Ulrich am Arm und lallte ihm weinselig in's Ohr: „Du, John Katzenberg will die Kari doch! Hast Du aufgepaßt, wie verliebt er das Mädel in einem fort anguckt?"

„Wo ist denn Kari?" fragte Ulrich, sich im Zimmer umsehend. „Sollte die nicht Mocca einschenken hier?"

„Natürlich soll sie Mocca einschenken! — Wo steckt denn das dumme Mädel?"

Kaffeezeug und Liqueure standen auf dem Tische, aber Kari, die hier hatte kredenzen sollen, fehlte.

Das junge Mädchen war von Tisch weg nach

ihrem Zimmer geeilt. Hier ließ sie den lange genug tapfer bekämpften Thränen freien Lauf.

Dann riß sie sich das neue Kleid herunter; es konnte ihr garnicht schnell genug gehen. Sie haßte dieses Kleid jetzt, über das sie sich erst doch gefreut hatte.

Zu furchtbar war es, sich so etwas gefallen lassen zu müssen! — Wie er sie angeblickt hatte! — Zum ersten Male hatte sie bemerkt, wie garstig seine Augen waren. Bis dahin hatte sie garnicht gewußt, daß es solche Blicke gebe. Es war ihr zu Mute gewesen, als entblöße er sie mit seinem Anstarren.

Die Scham, bis dahin schlummernd, war auf einmal mit elementarer Kraft zum wachen Bewußtsein durchgebrochen in dem jungen Mädchen, und damit die Erkenntnis, daß sie in Gefahr sei und daß sie sich verteidigen müsse.

Sie hätte es nicht auszudrücken vermocht, aber sie hatte das instinktive Gefühl, daß es sich hier um etwas Großes und Wichtiges für sie handle.

Niemand weit und breit, der sie hätte beraten können, der ihr hätte helfen wollen! Ihr eigener Vater war in diesem Kampfe ihr Gegner. Sie fühlte, daß sie tausendmal im Rechte sei. Ihre gute Mutter, wäre sie nur am Leben, hätte gewiß nicht zugelassen, daß ihr Kind so behandelt werde.

In die Herrengesellschaft wollte sie nicht wieder zurück heut Abend, um keinen Preis!

Kari legte ein einfaches bis an den Hals schließendes Hauskleid an, dann wischte sie sich die Spuren ihrer Thränen aus dem Gesicht und begab sich nach den Wirtschaftsräumen. In Küche und Vorratskammer gab es ja heut genug nachzusehen und anzuordnen. Sie band sich eine Küchenschürze vor und begann mit der Köchin die Speisereste wegzuräumen. Diese nüchterne Beschäftigung that ihr gerade wohl.

Während sie noch darüber war, kam ihr jüngerer Bruder in die Küche gesprungen. „Kari, wo bist Du denn? der Vater sucht Dich."

Sie trat mit ihm hinaus auf den Gang, damit die Leute nichts hören sollten.

„Der Alte ist fuchswild!" erklärte der Lieutnant, der sich Mühe gab stramm zu stehen, denn er fühlte selbst, daß er nicht mehr ganz nüchtern sei. „Ich wollte Dir's nur sagen, Kari! Damit er Dir nichts thut. Du sollst nämlich Mocca einschenken, mein Kind. Er flucht und sagte: ich sollte Dich heranschleifen. Weißt Du, ich glaube nämlich, er ist auch etwas tipsy."

„Lieber Dietrich!" sagte sie und legte ihrem Lieblingsbruder die Hand beschwichtigend auf den Arm. „Laß mich hier! Ich will nicht wieder zurück zu Euch."

„Sei doch kein Frosch, Kari! Es ist doch so nett heute. Komm mit, Kind!"

„Nein, nein, ich kann nicht! Ich will Dir's ein andermal sagen: weshalb! — Ich gehe jetzt auf mein Zimmer."

„Da wird aber der Alte toll vor Wut. — Du, Kari, ich werde ihm sagen, Du bist krank geworden. Gute Idee — was?" . . . . . .

Und es blieb dabei; Kari kam nicht wieder zum Vorschein an diesem Abend. Malte war wütend, als ihm sein Jüngster die Nachricht brachte, sie sei nicht wohl und habe sich zurückgezogen. Er sprach davon, sie mit der Reitpeitsche heranholen zu wollen, ließ es aber bleiben.

Erich von Kriebow hatte beschlossen, sich heute nicht zum Jeu fangen zu lassen. Das ganze Treiben hier war ihm widerlich geworden. In einer Ecke saß schon eine Partie beisammen.

„Mein Schlitten soll vorfahren!" sagte Kriebow zum alten Hanning.

„Meiner auch!" rief Klaven dem Diener nach.

Malte schimpfte: das wären ihm traurige Nachbarn; Spielverderber, Muttersöhnchen, Pantoffelhelden. Hätten Angst vor den Frauen. Die Damen würden wohl mal eine Nacht allein schlafen können . . . .

Er hätte noch mehr gesagt, Ulrich und Major von Rentell beschwichtigten den Angetrunkenen, und baten die beiden Herren für ihn um Entschuldigung.

Kriebow und der Ragatziner gingen noch einmal auf ihr Zimmer, sich umkleiden. Die Nacht war kalt, man konnte die Jagdsachen vertragen für die Rückfahrt.

„Hierher komme ich nicht wieder, soviel weiß ich!" sagte Klaven, seinen Koffer abschließend.

„Ich war früher gern in Langendamm," meinte Kriebow. „Aber seitdem hat sich viel verändert. Schade!" —

„Das Herz könnte einem vor die Füße fallen, wenn man solche Entwürdigung sieht. Wenn das adelige Holz so kernfaul wird, dann ist es kein Wunder, wenn Schmarotzer wie die Katzenbergs groß werden. Pfui Teufel!"

Erich sah sich Klaven von der Seite an; wußte denn der etwa auch schon, was sich hier abspielte?

„Leben Sie wohl, Herr von Kriebow! Und gut nach Haus!"

Damit reichte man sich die Hand zum Abschied.

„Gut nach Haus!"

XVII.

Während Erich der Aufforderung zur Jagd nach Langendamm gefolgt war, hatte sich Klara zu ihrer Freundin der Pastorin begeben.

Pastor Grützinger war in Berufsthätigkeit außer dem Hause. Die Frauen hatten wichtige Dinge vor: die Kindergarderobe wurde einer gründlichen Durchsicht unterworfen. Es war unglaublich, was die wilden Jungens abrissen. Man stand vor einer schwierigen Aufgabe; es war nämlich in dieser Familie eingeführt,

daß die Kleinen immer in die Sachen der Großen zu schlüpfen hatten. Der Älteste aber genoß die Ehre, hin und wieder einen abgelegten Rock von seinem Vater zu erhalten.

So wanderten solche Familienstücke die ganze Reihe durch, bis sie schließlich bei dem jüngsten Gliede in ziemlich fadenscheinigem Zustande anlangten. Da hieß es denn mit Flicken und Stopfen immer wieder nachhelfen. Nicht immer stimmten die eingesetzten Stücken zu Farbe und Muster des schadhaften Kleides; die Frau Pastorin hatte in dieser Beziehung ein weites Gewissen. So kam es, daß die Grabenhäger Pastorsjungen mit den Zicklein, Kälbern und Kätzchen an Buntscheckigkeit wetteiferten.

Die rosige Frau Pastorin hatte im Bewußtsein dessen, daß kein Mensch sie heute stören könne, einen ganzen Wäschkorb voll der kindlichen Garderobe vor der Gutsherrin ausgebreitet; man stand vor der Frage, ob ein Röckchen aus dem Curt herausgewachsen war, nunmehr an Eberhardt übergehen solle, der ihm im Alter der Nächste war, und somit nach der Grützingerschen Kleiderordnung ein wohlerworbenes Recht auf dieses Kleidungsstück hatte; oder sollte man sich kühn über das bisher Übliche hinwegsetzen, das Stück zertrennen und damit gleich zwei Kinder, Karlchen und Heini, die dessen erst recht bedürftig waren, damit bekleiden. Das erste schien das Gerechtere, das andere das Praktischere.

Unter Lachen und Scherzen, die das Salz abgaben zu der Nüchternheit der Angelegenheit, wurde die Frage zwischen den beiden Hausfrauen erwogen. Klara überlegte bereits, ob sie die Schwierigkeit nicht dadurch lösen solle, daß sie um die Erlaubnis bitte, die beiden Kleinen mit neuen Kleidchen beschenken zu dürfen. Eben wollte sie diese Frage stellen, als an die Thür geklopft wurde.

Die Pastorin rief „Herein!“ halb unwillig. Wer störte sie denn hier bei so intimer Beschäftigung! —

Ein halbwüchsiger Knabe erschien auf der Schwelle, atemlos, mit erhitztem Gesicht. Ob der Herr Pastor zu Haus sei, fragte er.

Klara freute sich über die frischen, offenen Gesichtszüge des Knaben, über seine hellen, strahlenden Augen. War der aus dem Dorfe? Ein solches Gesicht wäre ihr doch aufgefallen unter der Dorfjugend! —

Sie wollte sich an die Pastorin wenden um Auskunft, da fiel ihr eine merkwürdige Veränderung auf an ihrer Freundin: die Pastorin war blaß geworden, schien bestürzt und verwirrt. Die kleine Frau, die sonst Alles von der heiteren Seite zu nehmen pflegte, blickte auf einmal furchtbar ernst drein.

Klara sah sie befremdet an; was hatte sie denn?

Die Pastorin gab dem Knaben einen verstohlenen Wink, als wolle sie ihn bedeuten, sich zu entfernen.

Aber das Kind verstand sie nicht; es trat erst recht weiter in die Stube hinein.

Dem Großvater gehe es schlecht, berichtete der

Junge. Der Arzt sage: er werde heut Abend nicht mehr leben. Da habe die Großmutter zu ihm gesagt, er solle, was er könne, nach dem Pfarrhause laufen, der Herr Pastor möchte doch nach dem Schulzengute kommen.

Nun wußte Klara, wer der Knabe sei.

Sie wurde abwechselnd blaß und rot, mußte sich setzen. Überwältigend waren die Gefühle, die ihr beim Anblick dieses Kindergesichtes kamen.

Seine Augen! sein Haar! Seine Haltung, wie er jetzt so da stand! —

Sie mußte nur immer dieses Gesicht anblicken, wie gebannt. Sie hätte ihn bitten mögen, daß er zu ihr komme, seine Hände zu fassen, ihm ganz nahe in die Augen zu blicken, zu sehen, ob es denn wirklich sein konnte! — Er, wie sie ihn sich vielmal vorgestellt hatte als Kind. Und nun stand er hier vor ihr, so frei und lebensfroh, mit offenem ehrlichen Blick, garnichts davon ahnend, was er angerichtet, unbewußt all des Kummers, den er gebracht, herzgewinnend in seiner Unschuld.

Die Pastorin hatte inzwischen dem kleinen Boten Bescheid gegeben: der Herr Pastor sei in Groß-Podar beim Lehrer; dort solle er mal schnell hinlaufen.

Hans machte Kehrt und eilte fort.

Besorgt kam die Pastorin auf die Gutsherrin zugelaufen. Die saß da und blickte starr nach der Thür, durch die der Junge verschwunden war.

Kein Wort wurde über das Erlebte gewechselt zwischen den Frauen. Gesenkten Hauptes, die Augen voll Thränen, packte die lustige Frau Pastorin die Kleidchen und Flicken und Läppchen zusammen, die noch auf dem Tische ausgebreitet lagen. Hier konnte sie keinen Trost geben, hier wäre jedes Wort zu viel gewesen.

Nach einiger Zeit erhob sich Klara; sie hatte ihre Schwäche überwunden. Sie drückte nur der Freundin die Hand und ging dann.

Die Pastorin sah ihr nach durch das Fenster. Jetzt mußte sie in den Park einbiegen, wenn sie zum Herrenhaus wollte. — Nein doch, sie schlug den anderen Weg ein, den über's Feld. Wo wollte sie denn hin? Dort waren doch gar keine Kathen. War es möglich! wollte Frau von Kriebow nach dem Schulzengute? —



Klara war, nachdem sie den Entschluß gefaßt hatte, ganz ruhig geworden. Es war gut, daß es so gekommen, daß der Knabe sie an ihre Pflicht gemahnt hatte. Nun gab es kein Ausweichen mehr. Es war ja nur ängstliche Scheu gewesen, die sie abgehalten hatte, den längst geplanten Gang nach dem Schulzengute endlich auszuführen. Wozu jetzt noch sich schämen! Niemand konnte ihre Absicht mißverstehen; an ein Sterbelager drängte man sich nicht. Sie hatte dort etwas zu suchen,

etwas Großes, Notwendiges. Die Leute mußten das verstehen! —

Sie beschleunigte ihre Schritte, denn sie hatte jetzt nur noch eine Sorge: zu spät zu kommen. Sie mußte diesen Mann noch am Leben finden; starb er unversöhnt, dann traf sie der Vorwurf doppelt schwer, so lange gesäumt zu haben. Sie lief beinahe.

Bald war das einzeln liegende Gehöft erreicht. Klara durchschritt den Hof ohne Aufenthalt und trat in das Haus. Nach kurzem Besinnen klopfte sie an die erste beste Thür.

Von drinnen hörte sie gedämpfte Stimmen. Dann öffnete sich die Thür, ein junger Mann, etwa im Alter von Erich, trat hervor. Er stutzte, eine ihm fremde Dame vor sich zu sehen. Als Klara sagte, wer sie sei, wurde er sichtlich verwirrt und meinte, er wolle die Mutter rufen.

Klara, der nun erst wieder das Ungewöhnliche ihres Unternehmens klar geworden war, stand im Hausflur, klopfenden Herzens. Im Zimmer hörte sie jetzt erregtes Flüstern; sie berieten offenbar da drinnen, wie sie sich verhalten sollten. Endlich that sich die Thür abermals auf, die alte Bäuerin erschien.

Frau Tuleveit machte einen tiefen Knix vor der Gutsherrin, und bat, Frau von Kriebow möge doch eintreten. Klara folgte der Aufforderung. Im Wohnzimmer waren eine Anzahl Menschen versammelt: Erwachsene und Kinder. Die Hausfrau hielt es selbst in dieser

Stunde für nötig zu zeigen, daß sie Lebensart besitze, sie stellte vor, jedes einzelne Mitglied ihrer Familie mit Namen nennend. Es waren da die beiden Söhne, und Frau und Kinder des Ältesten.

Die feierlichen Mienen der Leute und die gedämpften Stimmen deuteten an, daß der Tod über dem Hause schwebe.

Klara fragte, wie es stehe. Es gehe zu Ende, erklärte die Hausfrau; dann gab sie ihrem Karl einen Wink, der gnädigen Frau einen Stuhl heranzubringen. Klara dankte. Die Anwesenheit dieser Männer und Frauen, die neugierigen Blicke der Kinder, brachten sie wieder ganz in Verwirrung. Vor so vielen Ohren konnte sie doch garnicht sagen, was sie auf dem Herzen hatte.

Die alte Frau mochte ahnen, daß es etwas Außerordentliches sein müsse, was die Gutsherrin zu dieser Stunde hierher geführt habe. Sie sagte etwas halblaut zu den Ihren, worauf die Leute aus dem Zimmer gingen, die Mutter mit Frau von Kriebow allein lassend.

Sowie sie sich von Zuschauern befreit sah, eilte Klara auf die alte Frau zu, ergriff ihre Hände und brachte mit bebender Stimme ihr Anliegen vor.

Es bedurfte nur weniger Worte, und Mutter Tuleveit begriff, was die junge Frau wollte. Sie drückte Klaras Hände und streichelte sie zärtlich. „Das ist schön von Ihnen, Frau von Kriebow, das ist schön! — Aber, Sie zittern ja! Lassen Sie man! Haben Sie

nur keine Bange! 's ist ja alles längst gut. Ich habe dem Herrn von Kriebow vergeben. Nur der Alte, der konnte nicht vergessen und wollte auch nicht. Aber der liebe Gott wird ihm das Herz schon weich machen. Er hat immer einen harten Kopf gehabt, aber heute da ist er so still und ergeben. Kommen Sie man ruhig, Frau von Kriebow; wir wollen sehen!"

Das klang ja ermutigend. Klara folgte der alten Frau, die eifrig redend vor ihr her ging, in's Sterbezimmer.

Hier lag Jochen Tuleveit in seinem Bette, lang ausgestreckt, das Haupt durch untergeschobene Kissen aufgerichtet, die Hände vor sich auf der Bettdecke, mit geschlossenen Augen. Die Wangen waren eingefallen, die Nase hatte bereits eine spitze Form angenommen.

Klara erschrak. Hatte man es denn hier noch mit einem Lebenden zu thun? — „So liegt er schon den ganzen Morgen," sagte die alte Frau. „Ehe der Herr Pastor nicht da gewesen ist, stirbt er nicht, er will nicht ohne die letzte Speisung hinfahren. — Nicht wahr Vadding!" Damit rückte sie ihm die Kissen zurecht.

„Ach, wenn er blos hier bleiben wollte, oder ich könnte mit ihm gehen!" Sie wischte sich mit dem Rücken der Hand über die Augen. Aber mehr Rechte räumte sie dem Kummer nicht ein. „Ich werde ihm etwas von den Tropfen geben," bemerkte sie zu Klara. „Damit er erst wieder en bißchen zu Kräften kommt."

Während sie noch die Medizin in ein Wasserglas

tröpfelte, öffnete der Kranke die Augen, dann strich er mit der mageren Hand über die Decke, ein=zweimal.

„Sehen Sie, sehen Sie! Er pflückt schon am Bettlaken!“ flüsterte die Alte mit scheuer Miene. Dann gab es eine Pause; sie konnte sich nun doch nicht entschließen, ihn zu stören.

„Jetzt liegt er so still und friedlich, aber in der Nacht, da hätten Sie ihn sehen müssen. O Gott, ist das Sterben doch schwer! Was so einem da alles durch den Sinn geht. Mit dem seligen Herrn Landesdirektor hat er sich unterhalten, als ob der bei ihm wäre, hier im Zimmer. ‚Ik lat min Hof nich!‘ und wieder, ‚ik lat min Schulzengod nich!‘ und so immer wilder, immer wilder! Und dann war es wieder, als ob er mit ihrem Herrn Gemahl spräche. So ist es gegangen in einem fort! Die ganzen alten Geschichten hat er nochmal durchgemacht. Aber heut früh ist er ganz still geworden. Dann sind die Kinder gekommen aus der Stadt; da hat er nochmal mit allen gesprochen und von allen Abschied genommen. Und vorhin hat er nach dem Herrn Pastor verlangt.“

Sie beugte sich über ihn. „Vadding,“ sagte sie und strich ihm mit der Hand über das kahle Haupt. „Vadding. Sü man, wi hebben Besäuk. Nu wunner Di man: wen! Dat hest Du Di all Din Levdag nich drömen laten, Jochen!“

Sie machte Klara ein Zeichen, ein wenig vorzutreten, damit er sie, ohne den Kopf wenden zu müssen, sehen könne.

Jochen Tuleveit richtete den Blick auf Klara. Er schien sie nicht zu erkennen. „Mudding!“ sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme. „Wen is dor?“

„Dat 's Fru von Kriebow, von 'n Rittergod, Herrn Erich von Kriebow, sien. Se will seen, wuer dat mit Di steit. Is dat nu nich ne grote Ihr? Na, gew er drist de Hand, Jochen!“

Der Alte öffnete die Augen groß. Es war etwas wie Leben in seine starren Züge gekommen, sobald er den Namen vernommen. Er arbeitete unruhig mit den Händen, setzte mehr als einmal zum Sprechen an. Dann sagte er langsam, mit Anstrengung, aber vernehmlich: „Ne, Mudding, ik will nich! — Se sälen mi taufreden laten, de — de — Kriebows!“ . .

Damit wandte er sich ab, der Wand zu.

Mutter Tuleveit wollte ihm noch weiter zureden: „Vadding, sü man: dor is doch nu all Gras öwer wussen. Eenmal möt de Minsch doch vergeten. Wi sünd Christenlüd, un Christen sälen äverall vergewen; so steit et ok in de Bibel.“

Jochen gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß er höre. Klara bat selbst, sie möge ihn nicht länger quälen. Sie wollte gehen. Was blieb ihr denn noch anderes übrig!“

Mutter Tuleveit hatte noch einen Vorschlag: vielleicht wenn der Herr Pastor käme, würde es ihm gelingen, Jochen umzustimmen.

Aber Klara wollte davon nichts wissen. Der Ge-

danke war ihr zuwider. Nein! Wenn die Verzeihung nicht von Herzen kam, als eigenster freier Entschluß, was konnte sie ihr dann bedeuten? was fruchtete sie dann für Erich? —

Sie verließ das Zimmer. Mutter Tuleveit folgte ihr. Sie glaubte wohl, die Gutsherrin sei beleidigt und suchte das Verhalten des Sterbenden zu entschuldigen, so gut sie es wußte: „Er ist sonst so ein guter Mann, er hat ein Gemüt wie ein Kind, Sie können mir's glauben, Frau von Kriebow! Aber das damals mit Greten ist ihm zu tief gegangen. Das Mädchen hat er so lieb gehabt, mehr als mich und die anderen Kinder zusammen. Darum sitzt ihm das so tief."

Der jungen Frau aber klangen noch die Worte des Sterbenden in den Ohren. Jochen Tuleveit wollte in Frieden gelassen sein; er wollte nichts von ihr und von Erich und von der verhaßten Sippe der Kriebows sehen und hören in seiner Sterbestunde. — Das war niederschmetternd; es hatte sie tief getroffen in ihrem Stolze. Aber durfte sie beleidigt sein? —

XVIII.

Jochen Tuleveit starb in der Nacht darauf. Das Abendmahl hatte er noch genossen. Von diesem Augenblicke ab, gab er kein Zeichen der Teilnahme mehr zu erkennen, was auch immer um ihn her vorging. Er hatte seine Rechnung abgeschlossen. Gegen morgen, als Mutter Tuleveit ihm das zur Seite gesunkene Haupt aufrichten wollte, merkte sie, daß der Körper kalt war.

In den letzten Tagen vor seinem Ende hatte die Versöhnung mit dem ältesten Sohne, Karl, stattgefunden.

Wunderlich genug war das zugegangen: Jochen pflegte ehedem nicht vom Sterben zu reden, er sprach auch nicht mit seiner Frau über das, was nach seinem Tode einmal werden solle. Wie so viele Landleute hegte er den Glauben, daß man den Tod herbeilocke, wenn man ein Testament mache. Was aber sollte aus dem Schulzengute werden, wenn er plötzlich die Augen zumachte? Man wagte es nicht, dem Vater diese Frage vorzulegen.

Kam da eines Tages Isidor Feige aus der Stadt und erkundigte sich nach dem Preise, für welchen Herrn Tuleveit seine Besitzung feil sei. Er habe, so behauptete Feige, einen jungen Ökonomen an der Hand, für den er ein Grundstück gerade in dieser Größe suche.

Das hatte bei Jochen die Stelle berührt, wo er am empfindlichsten war. Zeit seines Lebens hatte er sich ja gegen die Erwerbsgelüste seiner mächtigen Nach-

barn, der Großgrundbesitzer, wehren müssen; und so waren schon seine Vorfahren stets auf dem Posten gewesen. Auch noch anderes Schmerzliche war ihm von jener Seite zugefügt worden. All diese Wunden wurden mit einem Male von neuem aufgerissen.

Feiges Versuche, den Alten zum Verkauf zu überreden, scheiterten also, aber einen ganz anderen Erfolg hatten sie: Jochen war zur rechten Zeit daran erinnert worden, welche Gefahr seinem Besitztum drohte, wenn er nicht mehr sein würde. Schon sah er im Geiste seine Felder aufgehen in der Rittergutsflur, seinen Hof ein Vorwerk werden von Grabenhagen, auf seinem Eigen den verhaßten Nachbar schalten und walten.

Diese Aussicht spannte die Energie des alten Mannes noch einmal zur Bethätigung an. Es geschah, was niemand gedacht, er bot selbst die Hand zur Versöhnung mit seinem Ältesten. Familienrat wurde gehalten. Man legte sich gegenseitig seine Verhältnisse dar mit aller Offenheit.

Da stellte es sich denn nun freilich heraus, daß vieles verfehlt worden war früher und daß man sich in den Jahren der Entzweiung schweren Schaden zugefügt hatte. Karl war in pekuniäre Abhängigkeit geraten von dem Händler Feige, seine Schuld war so bedeutend, daß nur an eine allmähliche Tilgung gedacht werden konnte.

Der zukünftige Schulzengutsbesitzer kam in keine leichte Lage; er konnte nur bestehen, wenn die anderen

Erben Entsagung übten, ihm den Hof unter besonders günstigen Bedingungen ließen. Mutter Tuleveit und Otto erklärten sich zu jedem Opfer bereit, und von Greten erhoffte man dasselbe.

So hatte Jochen sein Haus bestellt. Es war ihm vergönnt in letzter Stunde noch seine Familie in Frieden um sich zu versammeln. Nur Grete fehlte; von ihr, die einstmals sein Liebling gewesen, hatte er nicht Abschied nehmen dürfen.

Die Beerdigung sollte auf dem Grabenhäger Gottesacker stattfinden. Dem Schulzengute gehörte dort eine Erbbegräbnisstelle. Es würde voraussichtlich ein stattliches Leichenbegängnis werden. Jochen Tuleveit war geachtet gewesen weit und breit. Mit ihm ging eine ehrwürdige Persönlichkeit dahin, die als eine Art Wahrzeichen betrachtet worden war der Gegend.

Pastor Grützinger hatte den Gemeindekirchenrat aufgefordert, in Gesamtheit an der Leichenfeier ihres verstorbenen Mitgliedes teilzunehmen. Auch an Erich von Kriebow, als den Patron, war diese Aufforderung ergangen.

Kriebow lehnte ab. Es war ja unmöglich; sein Selbstgefühl ebenso, wie die Rücksicht auf die Tuleveitsche Familie, verboten es ihm, an den Sarg dieses Mannes zu treten, mit dem er in unausgeglichenem Zerwürfnis gelebt hatte.

Es war ein unbehaglicher Tag für Erich. Von früh an schon trieb es ihn von einer Beschäftigung

zur anderen. Den wahren Grund seiner Unruhe wollte er sich selbst nicht eingestehen.

Klara sah, daß er sich quälte; sie ahnte was der Anlaß sei. Aber zu helfen war ihm nicht; das mußte ertragen werden!

In der Gutswirtschaft war heute mitten in der Woche eine Art von Feiertag. Die Leute hatten Urlaub erbeten, um an dem Begräbnis teilzunehmen. Heilmann behauptete, das sei weiter nichts als Oppositionslust; die Leuten wüßten ganz gut, wie der Verstorbene zur Herrschaft gestanden habe. Der Inspektor schlug vor, die Arbeiter nicht zum Begräbnis gehen zu lassen. Ein Vorschlag, auf den der Grabenhäger natürlich nicht einging.

Peinlich war es ihm aber doch, seine Leute dort zu wissen. Was würde da Alles aufgewärmt werden. Sollte sich der Pastor die Gelegenheit entgehen lassen, sein Mütchen an ihm zu kühlen? Die Grabrede gab ihm ja die beste Handhabe dazu. All die alten Geschichten würden wieder hervorgezerrt und mit Wonne kolportiert werden.

Um allen unangenehmen Eindrücken und Erwägungen zu entgehen, beschloß Kriebow einen Austritt, dem frisch gefallenen Schnee zum Trotze.

Als er nach dem Stall hinüberging, sah er vor dem Inspektorhause einen elegant gekleideten Herrn in Unterhaltung mit Heilmann. Der Fremde, in Zylinder und Gehpelz, kehrte ihm den Rücken zu,

aber an der Manier, beim Sprechen die Schultern hochzuziehen und an den lebhaften Handbewegungen erkannte er sofort: Isidor Feige!

Was wollte der Kerl hier? Kriebow sah im Hofe einen Schlitten stehen ohne Pferde; ein fremder Kutscher lungerte dort umher. Feige hatte also die Pferde in seinen Stall gezogen! — Kriebow verdroß die Unverfrorenheit; er wollte es auch Heilmann sagen, daß hier keine Ausspannung sei für Feige und Konsorten.

Der Grabenhäger war schon zu Pferde gestiegen, als der Bankier sich ihm mit abgezogenem Hute näherte. Er sei aus einem äußerst traurigen Anlasse hier, sagte er mit Leichenbittermiene: der Tod des „braven alten Herrn Tuleveit“. Aber schließlich, er sei alt und leidend gewesen und man müsse es als „eine Erlösung“ betrachten.

Dann sprach er von den nahen Beziehungen, die er zu dem Verewigten gehabt, und von seinen Geschäftsverbindungen mit dem Sohne. Er habe es sich nicht nehmen lassen wollen, seinem alten Freunde, diesem „herrlichen, wackeren Manne“, die letzte Ehre zu erweisen.

Das brachte er in salbungsvoll wehmütigem Tone vor, ohne sich dabei die Mühe zu geben, ein arrogantes Lächeln zu unterdrücken, das vertraulich versichern zu wollen schien: Wir beide verstehen uns ja!

Dem Grabenhäger war solche Vertraulichkeit unangenehmer denn je. Der hatte ihm heute gerade noch gefehlt! —

Jetzt wo er Isidor in die schlauen Augen geblickt, wußte er, weshalb der hier war. Da drüben die Tuleveitsche Erbschaft, das und nichts anderes hatte ihn herausgelockt.

Der Grabenhäger grüßte kurz und ritt an, aber Feige kam mit. „Auf ein Wort, Herr Baron! Unser gemeinsames Geschäft — Sie wissen, wovon ich rede — ist durch den Tod des Herrn Tuleveit in ein neues Stadium gerückt. Nun wird man endlich einmal erfahren, was der Mann eigentlich besessen hat. „Wenn der Ochse geschlachtet ist, sieht man: wieviel Fett er gehabt hat." Dazu grinste Isidor Feige verständnisvoll.

Wovon er eigentlich rede? fragte Kriebow von oben herab.

„Aber verehrtester Herr Baron! Sie haben mir doch damals selbst Auftrag gegeben, im Hotel zum Elephanten. Sollten Sie sich nicht mehr entsinnen?" —

„Ja, leider habe ich mich damals durch Sie beschwatzen lassen. Es hat mich längst gereut! Ich nehme den Auftrag zurück."

„Herr Baron! Die Gelegenheit ist günstiger denn je. Wir halten ja nunmehr alle Trümpfe in der Hand. Die Verhältnisse der Familie Tuleveit sind garnicht günstig, wie ich Ihnen im Vertrauen mitteilen kann."

„Lassen Sie mich gefälligst aus dem Spiele, Herr Feige!"

„Ich verstehe! Der Herr Baron wollen persön-

lich mit der Sache nicht in Berührung kommen. Ist auch gar nicht nötig! Ich übernehme die Ausführung. Ich garantiere dafür, daß nichts Kompromittierendes vorkommen wird. Das Geschäft wird in völlig loyaler Form gemacht. Es ist ein hochanständiges Geschäft; der Herr Baron haben nicht das geringste zu befürchten."

Hier unterbrach ihn Kriebow; er war dunkelrot vor Unmut. „Und ich sage Ihnen, daß ich mit solchen zweideutigen Geschichten nichts gemein habe. Ein für allemal erkläre ich Ihnen, daß ich mit Ihnen überhaupt nichts mehr zu thun haben will. Ich hoffe, ich bin verstanden!"

Damit ritt er von dannen.

Isidor Feige blieb in ärgerlicher Stimmung zurück. Beinahe hätte er sich beleidigt gefühlt.

Er kannte die Junker und ihre Art. Sie waren hochfahrend und wetterwendisch. Schon auf der Schule hatten sie ihn malträtiert, und dabei doch, wenn sie in Geldnot waren, angeborgt. Schlechte Geschäftsleute waren sie alle, auch der hier! Neulich hatte er dem Menschen die Sache klar zu machen versucht, da schien er auch seinen Vorteil glücklich kapiert zu haben, und heute war alles wieder anders.

Aber es war noch nicht aller Tage Abend! Herr von Kriebow hatte einen Inspektor, der war ein Mann von praktischem Sinn und verständnisvoll. Es würde ja hier wohl auch so sein, wie bei den meisten dieser

Herren, trotz ihres Hochmuts und ihrer Einbildung hatten ihre Inspektoren sie in der Tasche. —

Der Grabenhäger aber war mit sich zufrieden. Er hatte seinem Herzen Luft gemacht; das that wohl! Die Anfrischung konnte er an diesem schwülen Tage gebrauchen.

* * *

Nachdem Erich ausgeritten, war Klara in den Park gegangen. Auch sie hatte das Bedürfnis gefühlt: hinaus in's Freie! Seine trübe Stimmung hatte sie angesteckt.

Es sah unwirtlich aus im Park um diese Jahreszeit, die Wege waren verschneit, die Zweige entlaubt, durch die leeren Baumkronen blickte ein nüchterner Himmel auf eine kahle Landschaft herab. Es schien unmöglich, daß jemals der Frühling wieder mit saftiger Blätterfülle diese düsteren Baumgerippe bekleiden könne. Hoffnungslos war die Sommerpracht unter Schnee und Eis begraben.

Jetzt begannen drüben vom kleinen Kirchlein die Glocken anzuschlagen. Klara kannte schon den harten, dünnen Ton; es war das Sterbeglöckchen.

Das Begräbnis! Über die verschneiten Felder sah sie jetzt den schwarzen Zug herankommen, vom Schulzengute her auf den Park zu, der den Kirchhof von drei Seiten umschlossen hielt. Melancholisch zitterte das „Befiehl du deine Wege“ durch die Winterluft.

Unwillkürlich die Hände faltend blieb Klara an der verwilderten Weißdornhecke stehen, die Park und Kirchhof schied. Der Alte, den sie hier begruben, hatte sie zwar von seinem Sterbelager gewiesen; daß sie für ihn betete, konnte er nicht verhindern.

Immer näher kam der Gesang. Vor ihr lag der Friedhof mit seinen verschneiten Hügeln, jedes Kreuzlein hatte eine weiße Mütze auf. Das Lied war zu Ende, man hörte das Stapfen der Leute hinter der Mauer. Jetzt schwenkte die Spitze des Zuges durch die Kirchhofspforte ein.

Das ganze Dorf war dabei; Klara erkannte viele Gesichter. Wie fremd die Leute sich ausnahmen, die man in Arbeitskleidung zu sehen gewohnt war, in ihren schwarzen Röcken und hohen Hüten! — Die Träger ließen den Sarg neben der offenen Grube nieder. Etwas abseits stellte sich der alte Klinguth auf mit der Schuljugend, und verteilte Blätter zum Absingen einer Trauerarie.

Dort jene Gruppe: die Anverwandten. Da standen die beiden Söhne, aufrechte, kraftvolle Gestalten, zwischen ihnen die gebeugte Greisin: Mutter Tuleveit. Und dort das frische Kindergesicht. — Wieder durchzuckte Klara ein jäher Schreck, als sie des Knaben ansichtig wurde. Sie wollte sich abwenden, aber mit geheimnisvoller Gewalt zog es sie, dorthin zu blicken. Jetzt durfte sie sich einmal ganz in dieses Kindes Angesicht versenken.

O, wenn man solch' ein Kind hätte haben können! — Es schwindelte Klara bei dem Gedanken; sie mußte sich anlehnen, weil ihr urplötzlich zu Mute war, als schwanke der Boden unter ihr. Schon neulich, als sie den Knaben zum ersten Male gesehen, hatte dieser rätselhafte Schreck sie gepackt. Mit elementarer Gewalt war das über sie gekommen, ein wehes, banges Gefühl, das ihre ganze Natur in den geheimsten Tiefen erfaßte.

Im Innersten hatte sie solche Wünsche bisher verschlossen gehalten, verborgen von profanen Blicken. Sie wußte ja: Erich wünschte sich nichts brennender als einen Erben seines Namens und seines Besitzes. Auch ihre Mutter beschäftigte der Gedanke. Erst neulich wieder hatte Frau von Lenkstädt in einem ihrer Briefe danach geforscht. Klara war das im Grunde der Seele zuwider; wie eine Entweihung erschien es ihr des zartesten Mysteriums. Vor sich selbst hatte sie sich stets geschämt, wenn ihre Gedanken sie einmal diesen Weg geführt.

Und nun war dieser große Wunsch so lange zurückgehalten, urplötzlich mit Naturgewalt durchgebrochen. Es war, als seien ihr die Augen aufgegangen beim Anblick dieses Kindes über das, was ihr fehlte.

Der Grabgesang von Kindermunde vorgetragen, war verklungen. Der Pastor begann seine Rede. Klara hörte anfangs kaum auf seine Worte. Sie starrte noch immer nach jener Gruppe am Grabe. Wie sich der Knabe jetzt an die Großmutter anschmiegte! Die alte

Frau legte ihm den Arm um die Schultern und drückte ihn an sich, als sei er von Allem, was ihr geblieben, das Teuerste.

Pastor Grützinger gab ein Bild von dem Charakter des Verstorbenen; er stellte ihn in seiner Geradheit, Ehrenhaftigkeit und Treue den Überlebenden als Vorbild hin. Dabei schwelgte er nicht in jenem sentimentalen Pathos, das an Gräbern so billig ist. Der Schmerz der Angehörigen wurde von ihm nicht aufgewühlt; er stellte den Tod des Greises hin als den natürlichen, gottgewollten Abschluß eines Daseins, das „köstlich" zu preisen war, weil es „Mühe und Arbeit" gewesen. Daß dem Verstorbenen in seinem Leben auch schweres Herzeleid wiederfahren sei, deutete er an, aber er verweilte sich nicht dabei, vermied jede persönliche Anspielung.

Klara hatte das nicht anders von Grützinger erwartet. Sie kannte ihn besser als Erich.

Für die junge Frau bedeuteten die ruhig männlichen und dabei doch innigen Worte des Geistlichen eine Herzstärkung. Ihr war es, als sei die Versöhnung, die sie neulich gesucht und die ihr abgeschlagen worden war, nun doch erreicht durch diesen weihevollen Abschluß.

Sie ging, als sich die Feier drüben ihrem Ende nahte. Ihr inneres Gleichgewicht war hergestellt. Der Verstorbene hatte nun seinen Frieden, mit ihm war die Feindschaft begraben.

*   *   *

Als sie, in's Haus zurückgekehrt von ihrem Gange, in ihr Zimmer kam, fand sie dort einen Brief. Klara jubelte als sie die Handschrift sah: von ihrer Mutter!

Aber ihre Freude sollte sich wandeln, sobald sie die ersten Zeilen gelesen.

Frau von Lenkstädt schrieb: Klara solle nicht erschrecken, aber sie habe ihr Schmerzliches mitzuteilen. Den Vater habe ein Unfall getroffen. Bewußtlos sei er plötzlich hingeschlagen im Zimmer. Eine Verletzung habe er nicht davongetragen, aber Aussehen und Sprache seien verändert. Man müsse befürchten, daß sich das wiederholen könne. Der Kranke sei schwach, aber bei Bewußtsein. Der Gedanke an's Sterben scheine ihn zu beschäftigen. Er habe auch von Klärchen gesprochen.

Klara stand wie vom Blitz getroffen, anfangs garnicht fähig, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. — Der Vater krank, schwer krank! — — Sie hatte so garnicht an diese Möglichkeit gedacht. Und nun war das Schreckliche auf einmal da.

Sie las den Brief wieder und wieder, suchte zwischen den Zeilen, sah die einzelnen Worte an auf ihre Bedeutung; die Mutter verheimlichte ihr doch nichts? Beschönigte wohl gar, um sie zu schonen! — Namenlose Angst überkam sie, das Schlimmste könne schon geschehen sein. Was sollte sie anfangen? Hier so allein, so weit weg von der Heimat! Sie mußte hin, nach Burgwerda, sich selbst überzeugen, wie es stehe.

Inzwischen war Erich vom Ausreiten zurückgekehrt. Sie hörte ihn pfeifend und sporenklirrend die Treppe heraufkommen. Es verletzte sie; sie bedachte nicht, daß er von ihrem Schmerz ja noch garnichts wissen konnte.

Als Erich eintrat, erkannte er an Klärchens verweinten Augen sofort, daß etwas Außerordentliches geschehen sein müsse. Er fragte besorgt, was sie habe. „Lies nur selbst!" damit reichte sie ihm den Brief.

Kriebow las den Brief durch. „Wie traurig, wie furchtbar traurig!" meinte er. Was sollte er viel sagen! Er fühlte sich verlegen, daß er nicht mehr Schmerz empfand. Aber so schwer wie Klärchen konnte er den Fall unmöglich nehmen.

Ihn beschäftigte vor allem eine Frage; würde Klärchen nach Haus reisen wollen? Er fürchtete es, obgleich sie noch nichts davon gesagt hatte. Jetzt im Winter die weite Reise nach Burgwerda und er dann mutterseelenallein in Grabenhagen! Nein, Klärchen konnte ihm das wirklich nicht anthun! —

Während einer Stunde schwebte die Frage zwischen ihnen. Erich hörte, wie sie in ihrem Zimmer auf und ab ging und sich mit ihren Sachen zu schaffen machte. Er argwöhnte sofort, daß sie Vorbereitungen treffe zur Reise. Aber er scheute sich hineinzugehen und sie deshalb zu fragen.

Nach einiger Zeit kam sie selbst zu ihm, legte ihm die Hände auf die Schulter und sagte:

„Erich ich möchte Dich um etwas bitten!"

„Ich weiß schon, ich weiß! Du willst nach Burgwerda."

„Ja, ich muß! Du hast es doch selbst gelesen, wie krank der Vater ist."

„In dem Briefe steht kein Wort davon, daß Dich Deine Mutter jetzt wünscht. Wenn Du gehen willst, kann ich Dich natürlich nicht daran hindern, aber nach meiner Ansicht ist Dein Platz hier bei mir."

Klara blickte ihn nur groß an. Er sah, wie sich ihre Augen mit Thränen füllten. Schon that es ihm leid, daß er das gesagt hatte. Der stumme Vorwurf in ihren Zügen sagte ihm schärfer, als Worte es vermocht hätten, welch ein Egoist er sei.

Sie verbrachten ein schweigsames Mittagessen.

„Ich will Dir die Züge aussuchen im Eisenbahnbuche," sagte Erich und gab ihr dadurch zu verstehen daß er sich eines Besseren besonnen habe.

Nachdem das geschehen, fragte er: „Soll ich Dich begleiten, Klärchen?"

„Du kannst uns in Burgwerda nichts helfen, guter Erich! und für Dich wäre es auch ein zu großes Opfer. Laß mich nur allein reisen!"

„Und — wie lange werde ich Dich denn dann — nicht haben?" fragte er. Seine Stimme stockte; der Schmerz, sie entbehren zu müssen, übermannte ihn.

Dieser neue Beweis seiner starken Liebe beglückte sie doch. Sie küßte ihn und strich ihm über das Haar.

„Vielleicht bald, guter Erich! Hoffentlich recht bald haben wir uns wieder — aber, wer kann das wissen!“

„Was werde ich denn beginnen ohne Dich?“

„Ich will Dir was sagen, Erich!“ rief Klara, einen etwas leichteren Ton anschlagend, in dem Bemühen, seinen Trübsinn zu verscheuchen. „Verreise Du auch! Bis Berlin fahren wir zusammen, dann bleibst Du dort.“

„Was soll ich denn in Berlin, Klärchen?“

„Es wird Dir gut thun, Erich! Du hast Dir's verdient!“

Was die Frauen doch für wunderliche Wesen waren! Daß sie ihm gerade diesen Vorschlag machte! — Ob sie sich wohl völlig klar war darüber, was das für ihn hieß: Berlin? —

Er überlegte sich's bis zum Abend; im Grunde gefiel der Gedanke ihm selber. Nach Berlin! Mal wieder in die Welt — die alten Erinnerungen auffrischen! —

Am Abende teilte er seiner Frau mit, daß er sie bis Berlin begleiten werde.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.


2044 087 193 553